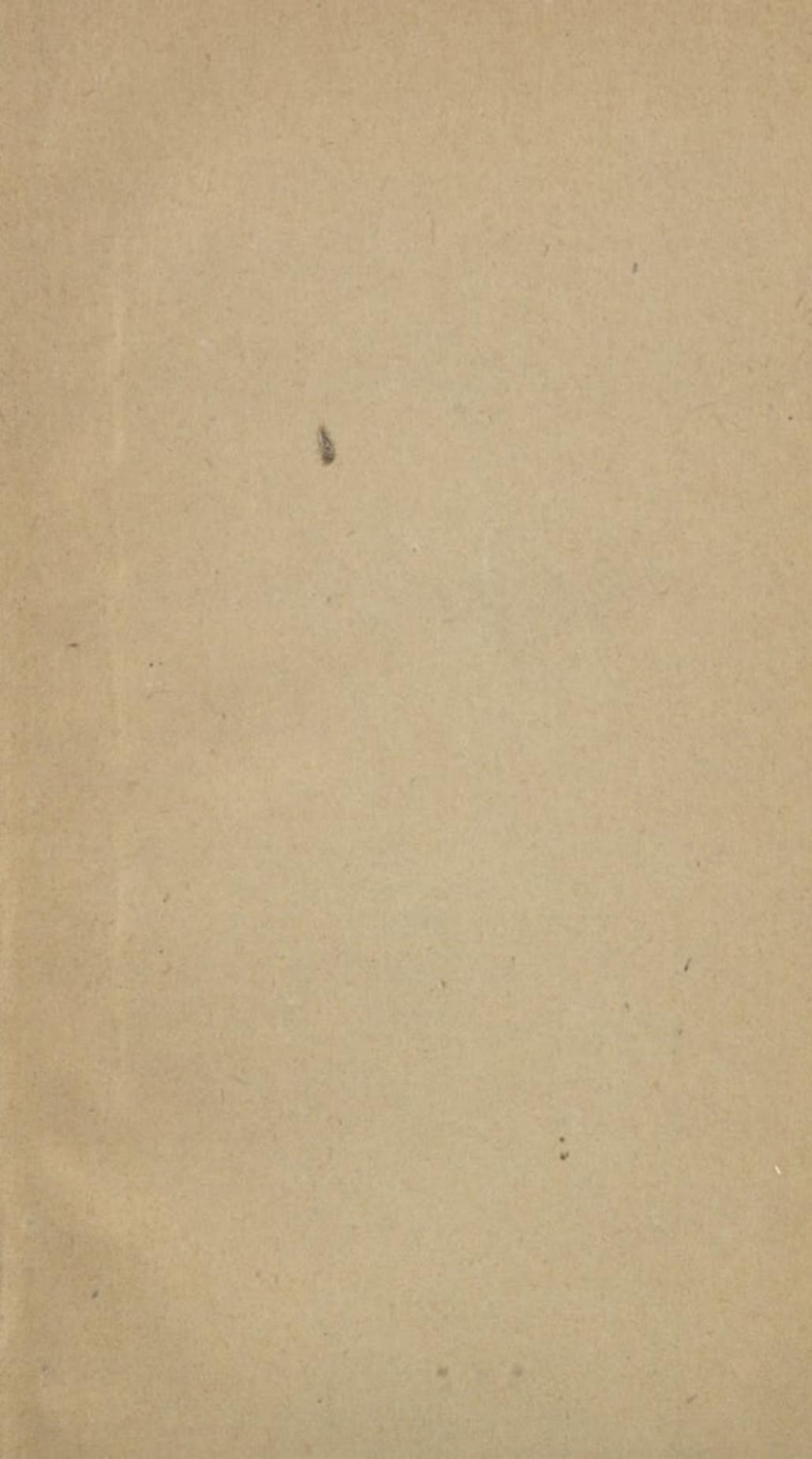


27 178









lvch

HANS TOLTEN

—

KAMPF UM DIE WILDNIS

DIE LETZTEN TAGE EINER RASSE

1942

RÜTTEN & LOENING VERLAG

POTSDAM

*Argentine
Ch. pads.*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168618



27178

35. - 39. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1934 by Rütten & Loening Verlag, Frankfurt
am Main • Einbandvignette von Heiner Rothfuchs
Druck der Spamer A.-G. in Leipzig • Printed in Germany

D +

MH - 69573 N-4935176/ПТМК

Erster Teil
WEISSES GOLD

VERLOCKUNG UND HOFFNUNG

Es war zur Zeit, als das Baumwollfieber in den nördlichen Territorien Argentiniens heftig um sich griff. So, wie man früher nur nach Rinderherden, dann bloß nach Quebrachowäldern getrachtet hatte, gierte man jetzt nach dem „weißen Golde“. Und mit der in diesem Lande so schnell aufflackernden Begeisterung und Hoffnungsseligkeit stürzten sich alle, die ein Leben zwischen den zusammengewürfelten, etwas fragwürdigen „Goldsuchern“ der Grenze nicht fürchteten, auf diese neue Ader.

Auch mich hatte der weiße Reichtum verlockt. Allein wäre ich allerdings kaum der Versuchung erlegen, aber mein Freund Paco, ein spanischer Baske, der immer etwas aufzuspüren suchte, womit er sein Amerika machen könne, hatte mich schließlich verleitet, die lohnende Arbeit auf der Matefarm meines Vaters* aufzugeben und mich mit einigen tausend Pesos ersparten und zusammengeliehenen Geldes an einer Baumwollpflanzung zu beteiligen.

Mit der Central-Norte-Bahn waren wir nach der kleinen, weltvergessenen Station Machagay gekommen, hatten hier Pferde gemietet und die Umgegend

* Vgl. Tolten, „Die Herden Gottes. Menschen und Tiere in Urwald und Kampf“

nach gutem Ackerland abgesehen. Doch vergeblich; denn die kleinen Geländewellen mit dem begehrten Mutterboden lagen spärlich verteilt in der flachen, tonigen Ebene.

Des erfolglosen Suchens müde, entschlossen wir uns, ein bearbeitetes Stück Land von einem Correntiner zu übernehmen. Die junge Pflanzung stand hier schon handhoch. Das war günstiger, als jetzt im November, in der vorgeschrittenen Frühlingszeit, erst zu pflügen, zu eggen und zu säen.

Wir bezahlten zweitausend Pesos für das Anwesen. Irgendein Besitzrecht am Grundstück erwarben wir damit nicht; denn alle Siedler saßen hier auf unvermessendem Regierungsland als sogenannte Intrusos - Eindringlinge - und konnten jederzeit von den Behörden fristlos vertrieben werden. Der Kaufpreis galt nur als Entschädigung für die Hütte, den Brunnen und das etwa zwanzig Hektar große Baumwollfeld.

Dann erstanden wir ein Fuhrwerk, beluden es mit unserm Gepäck, mit Lebensmitteln, Ackergeräten und dem notwendigsten Hausrat und machten uns auf den Weg. Leider allein; nicht ein einziger beschäftigungsloser Landarbeiter, keine Köchin, keine Magd, ja nicht einmal ein Ochsenjunge war zu finden gewesen, obgleich wir einen hohen Lohn geboten hatten.

Mit trägen Schritten zogen die sechs hochbeinigen, mächtig gehörnten Kreolenoachsen den klobigen Karren durch die grüne Wölbung des Urwaldweges, der von Machagay südwärts führt. Bald hatten wir die Savanne erreicht. Sie ähnelte hier nicht dem offenen Grasmeeer der baumlosen Pampas; wie Seen lagen große und kleine Gras- und Schilfflächen da, von dunklen Wäldern uferartig begrenzt. Aber sobald man einem solchen Waldessaum näher kam, wichen Teile davon zurück, und was von weitem eine geschlossene Linie zu sein schien, zeigte sich nun als Kette vorgeschobener oder zurückweichender Waldinseln, hinter denen sich abermals die Grasflur wie ein von zarten, durchsichtigen Nebelschleiern verhangenes Gewässer mit fernen bewipfelten Gestaden breitete.

Manchmal tauchten lichte Haine kurzblättriger Fächerpalmen auf. Ihre Kronen glichen Kugeln, die frei im milchigen Äther schwebten, bis man die dünnen hohen Stämme sah, die die emporstrebenden Bälle wie mit Seilen an die Erde fesselten.

Stampfend und schlingernd, gleich einem Boot auf den Wellen, schwankte das zweirädrige Gefährt die endlose gewundene Spur entlang. Oft stieß eines der mannshohen Räder gegen einen gestürzten Baumstamm, der unter hohem Gras verborgen lag, und sprang mit heftigem Anprall darüber hinweg. Dann wieder erkletterte es einen Ameisen- oder Ter-

mitenhügel, und der Wagenkasten neigte sich gefährlich auf die Seite. Alle diese Hindernisse, die im ungeduldeten Karren als harte Stöße und Schläge wirkten, dazu das langsame Vorwärtskommen, machten die Reise zur wahren Qual.

Während der heißen Mittagsstunden wurden die Zugtiere ausgespannt, und erst am späten Abend gelangten wir an unser Ziel. Zu der knapp dreißig Kilometer langen Fahrt hatten wir einen ganzen Tag gebraucht.

Der bisherige Besitzer der Baumwollfarm wartete schon ungeduldig auf uns. Als er am andern Morgen davonzog, blieben Paco und ich als einzige Menschen in meilenweiter Einsamkeit zurück. Unser nächster Nachbar wohnte eine Reitstunde entfernt. Meine Hunde, Leal und Cambá, zwei schwarzweiß gefleckte, muntere Foxterrierbastarde, waren unsere einzigen Gefährten.

So waren wir ganz auf uns beide gestellt. Doch es blieb uns nicht viel Zeit, trüben Gedanken über unsere Weltverlorenheit nachzuhängen, denn eine schwere Plackerei erwartete uns: der Kampf gegen das Unkraut. Der Kreole hatte seit dem Tage des Verkaufs natürlich keine Hand mehr gerührt, und der Yuyo colorado, ein rotstengeliges Kraut, hatte alles überwuchert. Wir versuchten es auszupflügen, es war jedoch schon zu hoch emporgeschossen, zu tief verwurzelt: der Pflug riß die schwächlichen, ver-

gilbten Baumwollpflanzen, die man im versponnenen Dickicht kaum sah, mit ihren Bedrängern zugleich heraus.

Hier hieß es hacken! Und das ist die stumpfsinnigste Fron. Vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Sonne schwangen wir die Jäthacken und gönnten uns trotz der Hitze, die über dem Feld flimmerte, nur eine kurze Mittagsrast. Abends vermochten wir uns kaum aufzurichten; die gekrümmte Haltung während so vieler Stunden hatte uns fast gelähmt. Hundemüde und zerschlagen, mußten wir unsere ganze Willenskraft zusammenreißen, um unseren Locro, den Maisbrei mit Trockenfleisch, zuzubereiten und dann das Geschirr abzuwaschen.

Aber die roten Würger widerstanden siegreich unseren verzweifelten Angriffen. Ohne Hilfe konnten wir die Pflanzung nicht vor dem Erstickungstod retten; nichts durfte unversucht bleiben, um in Machagay Hackarbeiter aufzutreiben.

Den weiten Weg dorthin zu Fuß zu gehen, schien mir bedenklich. Dadurch hätten wir uns nicht nur ein an Schande grenzendes Armutszeugnis ausgestellt, wir hätten auch zu viel wertvolle Zeit versäumt.

Zum Glück kam ein Tropero, ein Viehhändler, mit einigen hundert Pferden und Maultieren bei uns vorüber, und wir kauften für dreißig Pesos eine junge Stute. Die war zwar auch nicht standesgemäß, aber

ein Wallach hätte das Dreifache gekostet, und wir mußten sparsam sein.

Voller Freude packte ich mein kostbares, silberbeschlagenes Sattelzeug aus und sattelte fast zärtlich die schöne Fuchsstute; kein leichtes Unternehmen, denn sie war kaum zu bändigen und ging vorn und hinten hoch; ihr Leib war so schlank, daß ich den Panzgurt verkürzen mußte. Seit ich das Anwesen meiner Eltern verlassen hatte, wo ich mein Tagewerk auf dem Rücken flinker Pferde verrichtete, hatte ich solch einen feurigen, wohlgebauten Renner nicht wieder aufgezümt. Es war mir, als fielen Fesseln von mir ab, als ich aufsaß, und ich kam mir leicht und beflügelt vor wie die weißen Reiher, die hoch über mir im Blauen dahinsegelten.

Erst ritt ich in kurzem Trab; ich wollte das Tier schonen nach dem wochenlangen anstrengenden Marsch von der Provinz Corrientes bis hierher ins Innere des Chaco Austral. Aber es kaute auf der Kandare, daß ihm das Maul schäumte, und zog und zerrte immer ungeduldiger am straffen Zügel; weil es die Spur seines Rudels witterte, das man in dieser Richtung weitergetrieben hatte, nordwärts, zum fernen Formosa.

Als ich ein Stück guten Geländes erreichte, ließ ich die Zügel locker; die Stute streckte den Hals, stieß ein rufendes, weit über die Ebene hallendes Wiehern aus und raste im gestreckten Galopp durch

die Gräser der Savanne. Mein vom Hacken gekrümmter Rücken reckte sich auf, die Brust, befreit vom Alldruck des erstickenden Baumwollfeldes, weitete sich, und voll überströmender Reiterlust sang und jauchzte ich in die einsame Wildnis hinaus, ohne jede Melodie, im Takte der Hufschläge meines galoppierenden Pferdes.

In nur drei Stunden legte ich den langen Weg bis Machagay zurück. Ich hatte Glück: ein paar arbeitslose Holzfäller ließen sich überreden, zu uns herauszuwandern, obgleich ich ihnen bloß für einige Wochen Beschäftigung versprechen konnte. Denn wenn die Pflanzung einmal gut gereinigt und gehäufelt war, erforderte sie bis zur Reifezeit keine Pflege mehr.

Mit Hilfe der Hacker besiegten wir rasch das feindliche rote Heer. Von ihren Bedrückern erlöst, wuchsen die schwachen Baumwollpflanzen bald zu starken Büschen heran, so daß wir manche ausreißen mußten, um für die übrigen mehr Raum zu schaffen. Und da im Schatten des dicht verwachsenen Gezweiges das Unkraut nicht mehr aufkommen konnte, hatten wir Muße, uns andern wichtigen Arbeiten zuzuwenden. Vor allem legten wir einen Acker an mit Mais, Kürbissen, Mandioka und Süßkartoffeln - Bataten -, zur Beköstigung der künftigen Baumwollpflücker.

Im Baumwollfeld brachen die Knospen auf. Jeder Strauch trug – eine Laune der Natur – verschiedenfarbene Blüten nebeneinander; zart gelb die einen, rosa oder purpurn die andern. Wie festliche Sträuße prangten die Büsche mit ihren handförmigen, dem Weinlaub ähnlichen sattgrünen Blättern und den vielen großen Blumen, die denen der Malven glichen. Und während sich an den unteren Zweigen schon die Samenkapseln bildeten, schossen oben immer neue Triebe empor und schmückten sich mit den leuchtenden Kelchen.

Ein reicher Ertrag stand in Aussicht, und ohne Säumen fingen wir an, eine große Scheune zu bauen. Da nahte sich das Unglück in Gestalt einer hellen Flatterwolke. Schmetterlinge waren es, die eines Abends, von einem sanften Wind getragen, in langsamem Gaukelflug aus unbekanntem Schlupfwinkel kommend, heranschwebten. In diesem schier uferlosen Meer wildwachsender Pflanzen waren die meilenweit auseinanderliegenden Baumwolläcker die winzigen Inseln, die diese Schwärme als Brut- und Nährstätten für ihre Nachkommenschaft suchten und mit sicherem Trieb zu finden wußten. Jeder dieser kleinen Falter klebte zahllose Eier an die Unterseite der Baumwollblätter. Sehr bald mußten Millionen gefräßiger Isocaraupen auskriechen und das mühevollen Werk vieler Monate in wenigen Tagen vernichten.

Bei Tagesgrauen ritt ich wieder nach Machagay, diesmal, um Gift und zwei Tornisterspritzen zu kaufen. Gottlob bekam ich gutes Schweinfurtergrün. Ein halbes Kilo davon auf zweihundert Liter Wasser ergab eine Mischung, die stark genug war, die Schädlinge zu töten.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend schritten nun Paco und ich, jeder einen zwanzig Liter fassenden Zerstäuber auf dem Rücken, zwischen den langen Pflanzenreihen auf und ab. Bei aller Vorsicht ließ es sich nicht vermeiden, daß der feine Sprühregen der Arsenitlösung auch die Hände benetzte, durch die Kleidung drang und sich in die Haut fraß. Auch entwich aus den undicht gearbeiteten minderwertigen Geräten die ätzende Flüssigkeit oben an der Kolbenstange der Luftpumpe und verbrannte Nacken und Schultern. Es verursachte Höllenqualen, den schweren Behälter auf dem wunden Rücken zu schleppen, doch half der Kampfesfeier uns, die Schmerzen zu ertragen. Und schließlich gelang es, das Feld zu retten.

Die Ätzwunden begannen gerade etwas abzuheilen, als die gefürchteten Flatterer, verborgen im Dunkel der Nacht, unsere Pflanzung zum zweitenmal überfielen. Ein starker Gewitterregen hatte das angetrocknete Arsenit von den Blättern gewaschen, und der Feind hinterließ abermals seine unheil-drohende Besatzung.

In Machagay gab es jetzt kein echtes Schweinfurtergrün mehr; ein angeblich gleichwertiges argentinisches Mittel wurde angepriesen. Ich traute jedoch diesem inländischen Erzeugnis nicht und besorgte aus Resistencia das wirksame deutsche. Das war unser Glück; denn die Farmer, die das in Argentinien hergestellte verwandten, wurden schwer geschädigt. Ehe sie dahinterkamen, daß es mit dem Schweinfurtergrün nur in der Pulverform und der Farbe übereinstimmte, verschlangen die Schädlinge die Pflanzungen und mästeten sich an dem Gift, wie die Geschädigten mit Galgenhumor sagten.

Nach dem zweiten Schmetterlingseinfall kam ein dritter. Schweinfurtergrün, echt oder gefälscht, erreichte Wucherpreise. Doch wir besaßen noch genügend von dem guten und wurden auch dieses Einfalls Herr.

Alte Correntiner und Paraguayer zogen jetzt von Farm zu Farm und boten ihre Dienste als Beschwörer an. Sie verpflichteten sich, die Isocas durch Magie wegzuzaubern. Und es gelang ihnen auch: die Raupen verwandelten sich nämlich nach einigen Tagen in Larven und entschwanden so den Blicken. Die Blätter und zarten Schößlinge der Baumwollsträucher waren allerdings auch verschwunden, und die Pflanzungen jener Mestizen, denen die Zauberer geholfen hatten, glichen einem Heer von Reiserbesen und starben ab.

SEGEN UND SORGEN

Der dreimalige Giftregen hatte unserer Pflanzung zwar ziemlich zugesetzt, aber unter den heißen Strahlen der Märzsonne und einigen rechtzeitigen Regenfällen erholte sie sich rasch. Die zum Dickicht verwachsenen Sträucher reichten uns bis zur Brust. Viele Fruchtknoten waren fast schon so groß wie Hühnereier und färbten sich bräunlich. Hier und dort öffneten sie sich; wie Wattebäusche quollen die Samenhaare hervor.

Wir begannen einzuheimsen. Vorläufig bewältigten wir es noch allein. Wenige Tage später war das Baumwollfeld indessen schon über und über weiß betupft. In der Mittagshitze sprengten die quellenden Wollbüschel ihre Kapseln mit einem schnalzenden Knall, als seien in der Pflanzung Hunderte von Kastagnettenschlägern verborgen.

Jetzt konnten wir nicht mehr ohne Hilfe fertig werden. Ich fuhr deshalb nach Machagay, um Arbeiter zu holen, fand aber keinen einzigen. Noch einmal unternahmen wir beide den aussichtslosen Versuch und zupften mit Feuereifer drauflos; doch es gelang uns nicht, auch nur die kleinste Bresche in die Wattermauer zu schlagen. Mehr Kapseln, als wir während des Vormittags ihres flockigen Inhalts entleerten,

sprangen an den abgeernteten Büschen in der Mittagspause wieder auf; wir kamen nicht von der Stelle. Hier hieß es, um jeden Preis Pflücker herbeizuschaffen, ganz gleich woher.

Das inzwischen Eingebrachte wollte ich gleich mitnehmen, um es zu verkaufen. Die sorgfältig getrockneten Flocken trieben jedoch so stark auf, daß wir sie nicht alle einsacken konnten; trotz tüchtigem Stampfen ging nur wenig in jeden Sack hinein.

Ich ritt zu unserm „nächsten“ Nachbarn, um von ihm etliche leere Säcke zu entleihen. Der war auch gerade beim Einsacken. Aber, zum Teufel, was machte er denn! Er goß ja, so oft er eine Hand hoch eingestampft hatte, einen großen Becher Wasser dazu!

Ob wir das denn nicht so machten, fragte er, als er mein verblüfftes Gesicht sah.

„Nein“, wehrte ich fassungslos ab, „wir breiten die gepflückte Baumwolle drei Tage an der Sonne aus, sonst bekommt sie doch Stockflecken!“

„Man sieht, daß ihr hier noch Neulinge seid“, sagte er überlegen und mitleidig. „Ich schütte zu jedem Sack, das sind etwa dreißig Kilo, fünf Liter Wasser. Und jedes Liter wiegt ein Kilo, das habe ich herausbekommen.“

Kopfschüttelnd zog ich ab.

Als ich mich mit meiner Fuhre Machagay näherte, tauchten viele Ochsenkarren auf. Mit Säcken hoch

beladen, kamen sie aus allen Richtungen herbeigeschwankt. Das sonst so tote Dorf wimmelte von Menschen und Fuhrwerken. Eine zweite Entkernungsanlage war neu errichtet worden; beide arbeiteten fieberhaft. Außer diesen Fabriken und den vielen Handelshäusern am Platze gab es hier jetzt auch noch eine Anzahl Vertreter auswärtiger Firmen. Alle diese Aufkäufer eilten den Karrenzügen ein Stück Weges entgegen und steigerten heimlich die Preise, obgleich sie jeden Morgen das für den Tag gelten sollende Höchstgebot miteinander vereinbarten.

Im Nu war ich von Kauflustigen umringt. Einer zog ein Messer, schlitzte, ohne mich zu fragen, einen Sack auf, griff tief hinein und holte eine Probe heraus. Er schien davon überrascht und ging erneut zum Angriff über. Als aber nach jedem Schnitt die Baumwolle schlohweiß und völlig trocken hervorbrang, wiederholte er mir zwar laut den Preis, den mir schon andere genannt hatten, zeigte mir aber in einem unbeobachteten Augenblick rasch zweimal beide Hände mit gespreizten Fingern. Mit dieser Gebärde stellte er mir, ohne daß seine Wettbewerber es merkten, zwanzig Pesos mehr für die Tonne in Aussicht.

Bevor ich abschloß, erkundigte ich mich noch in einigen Geschäften. Fünfhundertundzwanzig Pesos für die Tonne - tausend Kilo - blieb jedoch das höchste Gebot.

Meinem Abnehmer gehörte eine der Entkernungsanlagen; dorthin lenkte ich mein Gespann. Von außen nur ein häßlicher, unförmiger Wellblechschuppen, überraschte sie innen mit ansehnlichen neuartigen Maschinen. Fast alles ging selbsttätig vor sich. Ein riesiger Luftsauger schluckte die Rohbaumwolle und trug sie durch ein mannsdickes Rohr zu den Entkernern. Hier rissen in sausender Umdrehung die gebogenen Zähne von Hunderten dicht nebeneinander laufender Kreissägen die Fasern von den Samenkernen, ohne diese zu verletzen. Schneckengänge schafften die schwarzgrünen Kerne zu den Einsakkern. Die Fasern brachte der brausende Luftstrom des Saugers zu den großen Pressen, wo die daunenleichten weichen Flocken zu dreihundert Kilo schweren steinharten Ballen gepreßt und mit Sackleinwand und Band Eisen versandfertig umspannt wurden.

Während die Arbeiter meinen Wagen abluden, stieg ich schnell auf die Waage, um diese durch mein eigenes Gewicht zu erproben. O Schreck, ich wog nur noch fünfundfünfzig Kilo! War es möglich, daß ich durch die ungewohnte körperliche Arbeit der letzten Monate zwanzig Kilo abgenommen hatte? Ich bat, einen Augenblick zu warten, und lief eiligst zum nahen Bahnhof, diese beängstigende Abnahme auf der Gepäckwaage nachzuprüfen. Beruhigt kam ich zurück: ich hatte schon wieder zwölf Kilo zugenommen!

Um das Fehlgewicht recht oft auszunützen, ließ der Käufer immer nur drei Säcke auf einmal wiegen. Ich aber schrieb im stillen jedesmal die zwölf Kilo hinzu, so daß zum Schluß meine Aufstellung einige Zentner mehr ergab. Darob großes Erstaunen. Doch ich nahm den Kaufmann beiseite und sagte ihm, was ich von seiner Art, Geschäfte zu machen, dachte. Da zahlte er mir nach meiner Berechnung und bat mich, nicht von der Angelegenheit zu sprechen.

An der Wand draußen lag ein großer Haufen von Ziegeln, Kürbissen, Holzklötzen und andern schweren Gegenständen. Die Grenzer hatten dies alles, gut versteckt in den Säcken, als Baumwolle abgeliefert.

„Teure Ziegelsteine und teure Kürbisse“, klagte der Fabrikbesitzer mit saurem Gesicht, „fünfhundert Pesos die Tonne, und dazu die Gefahr, daß solch ein Fremdkörper ins Getriebe kommt und mir die Maschinen zerstört. Das Schlimmste ist aber das verwünschte Naßmachen: Farbe und Beschaffenheit leiden, die Faser verstockt und wird völlig entwertet. Wenn einmal die jetzige Hochkonjunktur abflaut, werden wir unsre Baumwolle auf dem Weltmarkt überhaupt nicht mehr loswerden.“

„Quien roba á un ladron,
Cien años de person!“

„Hundert Jahre dem vergib,
Der begaunert einen Dieb“

zitierte ich lachend mit einem vielsagenden Blick auf die betrügerische Waage.

Er zuckte die Achseln. „Man sitzt nun einmal hier. Da heißt es, entweder sich anpassen oder einpacken. Wer nicht mittrottet im Rudel, kommt unter die Hufe.“

Ich versorgte die Ochsen in der Koppel einer nahen Farm und fuhr mit dem Zug nach der fünf Bahnstunden ostwärts gelegenen Stadt Resistencia, um von dort Erntearbeiter zu holen. Hier und in Barranqueras, der Hafenstadt am Paranástrom, brachte ich dreißig Leute zusammen, recht fragwürdige Gestalten, anscheinend Landstreicher und Hafenglungerer. Doch ich konnte nicht wählerisch sein.

Alle verlangten sofort Vorschüsse. Der eine gab an, Schulden begleichen zu müssen, der andre wollte sich eine Decke, dieser ein Moskitonetz, jener ein Paar Hanfschuhe kaufen. Einige verschwanden sogleich mit dem vorausgezahlten Lohn, und ich verlor das Geld und die Arbeiter. Fünfundzwanzig Mann brachte ich glücklich zur Bahn. Aber während der Fahrt wurden ihnen von mitreisenden Farmern Angebote gemacht, und diese lockten mehr, weil man da keine Schulden abzarbeiten brauchte. Jedermal, wenn der Zug sich in Bewegung setzte, um eine Station zu verlassen, sprangen einige meiner Leute von den Trittbrettern und suchten das Weite.

Mit nur sieben „Getreuen“ und um ein paar hundert Pesos geprellt kam ich zu Hause an. Jetzt stellte sich heraus, daß diese zusammengewürfelten Pflücker wenig taugten. Jeder brachte kaum zehn Kilo am Tage zusammen. Der Handgriffe unkundig, stachen sie sich an den scharfen Spitzen der Kapselschalen die Finger blutig. Trotzdem waren wir froh, wenigstens diese Leute zu haben. Es sah ganz stattlich aus, wenn wir zu neunt im Felde arbeiteten, und wir erregten den Neid der ganzen Umgegend. Allerdings nicht lange. Ein benachbarter Pflanzer umschlich unsre Farm wie das Opossum den Hühnerstall, und als wir einmal, im Hause mit Wiegen beschäftigt, unsre sieben Pflücker allein lassen mußten, brach er aus seinem Versteck hervor und überredete sie, mit ihm durchzubrennen. Reittiere hatte er hinter der Waldinsel verborgen, und so entkamen sie rasch. Wir sahen die Ausreißer, die uns ein gut Stück Geld schuldeten, niemals wieder.

Immer mehr verschwanden die grünen Tupfen der Baumwollblätter unter einer schimmernden weißen Decke. Ein Vermögen hing in hauchzarten Strähnen von den Büschen herab, und eine dicke Watteschicht lag schon auf dem Erdboden. Der erste große Regenguß mußte diesen Reichtum vernichten. Hunderte von Händen wären nötig gewesen, den Segen einzubringen; es war rein zum Verzweifeln.

So fuhr ich abermals nach Machagay, um Hilfe zu

suchen. Eine Ladung Baumwolle nahm ich wieder gleich mit. Aber im ganzen Dorf gab es keinen beschäftigungslosen Menschen. Ich wartete bis zum folgenden Tage auf den nächsten Zug; vielleicht brachte er Arbeitsuchende.

Lange vor der fahrplanmäßigen Ankunftszeit füllte sich der Bahnsteig mit Farmern, die die gleiche Hoffnung hegten. Die endlose Wagenreihe, vollgestopft mit Hunderten von Mischlingen, hielt noch nicht richtig, als die Pflanzer schon ihr Werben begannen. Der eine pries seinen Acker, der ganz frei sei von Kletten und stachligem Unkraut; der andre bot unentgeltlich Bataten und Kürbisse an; ein dritter verpflichtete sich, außerdem noch Rindfleisch zu zwanzig Centavos das Kilo zu liefern; wieder einer sagte, bei ihm sei überhaupt noch nicht geerntet worden, so daß man die Flocken nur so mit den zehn Fingern zusammenzuraffen brauche, pflücken könne man das schon gar nicht mehr nennen.

Mit abweisenden Mienen sahen die ärmlich gekleideten Correntiner aus den Fenstern und fragten in anmaßendem Ton nach den Bedingungen. Selbst bei dem schon viel zu hohen Lohn von fünfzehn Centavos das Kilo, wobei ein guter Pflücker auf sechs Pesos im Tag kommt, lehnten sie mit wegwerfenden Handbewegungen ab. Dabei verdienen diese Leute auf den Estanzias ihrer Heimatprovinz Corrientes bloß fünfzehn bis zwanzig Pesos im Monat, soweit

sie nicht zu den Agregados, dem unbezahlten Reitergefolge der Großgrundbesitzer, gehören.

Die Regierung wollte dem Arbeitermangel dadurch etwas abhelfen, daß sie Fahrkarten ins Innere des Territoriums zu einem sehr niedrigen Einheitspreis ausgab. Die Folge war, daß die Arbeiter, im Glauben, der Lohn steige mit der Entfernung, erst einmal bis zur letzten Station fuhren, sich dort sammelten und später allmählich zurückkehrten. So wurde kostbare Zeit vergeudet.

Der Zug fuhr weiter, ohne daß jemand ausgestiegen war. Mit langen Gesichtern sahen ihm die Farmer nach. Zerlumpte Peone winkten ihnen von den Plattformen spöttisch grinsend Abschied. Zum erstenmal in ihrem Leben wurden diese vom Schicksal Erniedrigten umworben, glaubten sie sich unentbehrlich. Und das nie gekostete Gefühl, etwas zu gelten, machte sie stolz, berauschte sie.

Auf der Post lag ein Brief für mich, der den Stempel des Einwanderungsamtes trug. Ich hatte vor längerer Zeit bei dieser Behörde um zehn deutsche Arbeiter für die Baumwollernte nachgesucht. Solche Gesuche legen die Beamten den ankommenden Einwanderern vor. Nehmen sie an, so befördert sie der Staat unentgeltlich bis zur Arbeitsstätte, läge diese auch an der entferntesten Grenze des Landes.

Erwartungsvoll riß ich das Schreiben auf, aber es brachte nur eine neue Enttäuschung. Niemand hatte

sich gefunden, der im Gewichtslohn – obgleich dieser doch hoch war – arbeiten wollte. Man verlangte einen festen Satz von vier bis sechs Pesos für den Achtstundentag, dazu freie Verpflegung und Unterkunft in gesunden und anständig möblierten Wohnungen.

Trotz meinen Sorgen mußte ich lachen: gesunde und anständig möblierte Wohnungen! Die Einwanderer würden Augen machen, wenn sie unser „Herrenhaus“ sähen: eine niedrige, schilfgedeckte Hütte mit Lehmwänden und der nackten Erde als Fußboden. Und dann die „Möbel“! Aus rohedernen Riemen geflochtene Gurtbetten; ein wackliger Tisch, aus ungehobelten Brettern notdürftig zusammengenanagelt; um ihn herum ein paar kleine Kisten als Stühle; der Schrank nur ein Stapel größerer Kisten, mit der offenen Seite nach vorn aufeinandergestellt, davor ein Stück Kattun. Der größte Teil unserer Sachen lag noch in den Koffern, die Lebensmittel verwahrten wir auf einem Stangengerüst, das zum Schutz gegen Feldmäuse an vier Drähten von den Dachsparren herabhing.

Ähnlich sah die Bade- und Wascheinrichtung aus. Die blecherne Waschschüssel stand auf einem Klotz draußen neben dem Ziehbrunnen. Und als Dusche diente eine große Petroleumversandbüchse, an deren unterem Teil wir die Brause einer Gießkanne befestigt hatten. Das ganze baumelte zwischen vier Pfählen, um die alte Säcke gespannt waren.

Nein, mit so dürftigen Dingen würden die Neueingewanderten vorläufig nicht fürlieb nehmen. Ihrer wartete noch die harte Schule des südamerikanischen Kamps. Diese würde ihnen schnell beibringen, was für ein Unsinn es war, hier von „Achtstundentag“ und „anständig möblierten Wohnungen“ zu reden. Sie würden arbeiten vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht und sich oft noch glücklich preisen, wenn sie für die Ruhezeit ein Gurtenbett hätten, eine Decke, ein Mückennetz und über sich das Dach eines offenen Schuppens.

Drittes Kapitel

DIE URWELT DROHT

Der Gedanke, ohne einen einzigen Pflücker heimzukehren, verursachte mir ein fast körperliches Unbehagen. Ich sah deutlich Pacos enttäuschte Miene vor mir. Müde und entmutigt holte ich mein Fuhrwerk, verstaute die eingekauften Lebensmittel und einige Ballen leerer Baumwollsäcke und machte mich auf den Heimweg.

Ich trieb meine Tiere zu scharfer Gangart, denn es war bereits später Nachmittag; da hieß es eilen, sonst nachtete es im Walde. Ein Urwaldweg wird dann zum finstern Tunnel, durch den man sich wie ein Blinder hindurchtasten muß; und gerät man unter einen niedrigen Ast, wird man mitsamt der Ladung vom Karren heruntergefegt; auch besteht die Gefahr, daß überhängende dornige Zweige einem das Gesicht oder gar die Augen verwunden.

Es dämmerte schon bedenklich, als vor mir so etwas wie ein helles rundes Fenster erschien, das sich mehr und mehr vergrößerte: die Mündung des dunklen Waldweges in die von gelblichem Zwielight überstrahlte Savanne. Frisch wehte hier draußen der Abendwind, und rüstig schritten die Zugtiere aus; sie wußten jetzt, daß es heimwärts ging. Die Nacht sank hernieder. Ich mußte die Ohrleine locker halten

und mich ganz auf das Leitgespann verlassen, weil ich den Weg nicht mehr erkennen konnte. Oft sah ich nach dem „Kohlensack“, jenem geheimnisvollen pechschwarzen Fleck am Südhimmel, um meine Fahrtrichtung zu prüfen; ich fürchtete, die Ochsen würden, angelockt von den weiter westlich liegenden Weidegründen ihres früheren Besitzers, die Wagenspur verlassen, die zu unserer Farm führte.

Am Boden und an den Grashalmen saßen unzählige Leuchtkäfer. Taktmäßig, wie auf Befehlsruf, ließen sie alle gleichzeitig ihr grünliches Licht aufblitzen und wieder verlöschen. Es schien, als habe sich ein abenteuerliches Ungetüm in die Ebene gekauert, das blinzelnd seine Millionen Feueraugen öffnete und schloß. Von weither klang der heisere Schrei eines Mähnenwolfes, ein anderer in meiner Nähe antwortete. Erschrocken schnauften die Ochsen, wenn ein wildes Tier mit Rascheln und Knakken unsichtbar durch hohes Ried zog.

Die leuchtenden vier Nägel des südlichen Kreuzes waren dem Untergehen nahe; es mochte Mitternacht sein. Immer mehr bog die Karrenspur, der meine Tiere seit Stunden folgten, nach Westen ab. Ich hatte den „Kohlensack“ schon über der linken Schulter, anstatt ihn vor mir zu sehen. Mit wachsender Unruhe wartete ich darauf, daß der Weg wieder in südliche Richtung umbiege, jedoch vergeblich.

Schließlich blieb mir kein Zweifel mehr: das Leitgespann hatte falsch geführt.

Umzukehren wagte ich nicht, denn die Spur wand sich jetzt durch einen Tacurusal, eine jener oft über viele Geviertmeilen ausgedehnten Siedlungen der schwarzen Raubameisen. Dicht nebeneinander erhoben sich ihre brusthohen, harten Erdburgen. Beim ersten Versuch zu wenden, konnte der Karren umstürzen und mich unter sich zerquetschen.

Ich hielt an und horchte, ob mir nicht Haustierstimmen die Nähe eines Gehöftes verrieten. Da! In der Ferne bellte ein Hund! Andre fielen ein. Es mußten also mehrere Farmen in dieser Gegend liegen.

Erfreut fuhr ich weiter. Ich wollte versuchen, bis zu einem Hause zu gelangen, um dort den kommenden Tag abzuwarten. Bald darauf sah ich weit vor mir Lichter oder Feuer wie Sterne am Horizont aufstrahlen. Von dort her gab abermals ein Hund Laut und andre antworteten ihm. Dieses Bellen klang jedoch seltsam kläffend, fast keifend.

Auf den Farmen hält man viele Hunde; zehn und mehr. Man braucht sie, um das Gehöft und das Kleinvieh vor Raubzeug zu schützen, um Rinder heimzutreiben sowie zur Jagd. In solch einer Meute findet man Hunde aller Körpergrößen. Die hochbeinigen starken Tiere sind tüchtiger in der Savanne, denn sie können selbst in den hohen, dichten Grä-

sern gut laufen. Die kleinen Kläffer – meist gefleckte Mischlinge von Foxteriern, wie Leal und Cambá – hält man ihres Mutes und ihrer Wachsamkeit wegen; sie sind die Anführer und Scharfmacher, besonders bei der Jagd auf Jaguare und Silberlöwen, weshalb sie Tigreros, Tigerhunde, genannt werden.

Am Gebell kann man auch nachts erkennen, wie weit man noch von einer Farm entfernt ist. Zuerst hört man die starken Bässe der großen Viehhunde; nähert man sich, dringen daneben immer mehr die feinen hellen Stimmen der Tigerhunde durch, bis einem schließlich ein in allen Tonlagen bellender Chor entgeschallt.

Hier war das anders. Das heisere Blaffen, das von Zeit zu Zeit die Stille der Nacht zerriß, hörte sich seltsam gleichmäßig an, als komme es von einem Rudel wilder Tiere. Es klang auch nicht in einem zornigen Grollen aus wie bei den Meuten der Farmen, sondern endete immer mit einem klagenden Winseln. Und daran erkannte ich es schließlich. So bellten nur Eingeborenenhunde, hochbeinige, flachstirnige, den Windhunden ähnliche Steppentiere geheimnisvollen Ursprungs, die sich in vorgeschichtlichen Zeiten den Indianern angeschlossen haben.

Die Leitochsen hatten mich also, einer westlichen Karrenspur folgend, in das Gelände der Indianerreduktion Napalpi geführt. Durch Zuruf und Ziehen an der Ohrleine brachte ich meine sechs Tiere zum

Stehen. Die Entfernung bis zu den jetzt düsterrot glühenden Lagerfeuern schätzte ich auf zwei Kilometer; weit genug, um während der Nacht unbedenkt zu bleiben. Sobald der Tag graute, wollte ich wenden und zurückfahren; eine innere Stimme warnte mich vor dem Lager dort.

Ich spannte die Ochsen aus und band sie mit langen, starken Rohlederriemen so an den Karren, daß sie sich niederlegen konnten. Dann verkroch ich mich zwischen Kisten und Säcken, um bis zum Morgen auszuruhen. Ich war sehr müde und schlief sofort ein.

Als ich erwachte, glühten Himmel und Savanne im roten Licht der aufgehenden Sonne. Ein riesiger Papageienschwarm zog mit lautem Geschwätz über mir dahin. Die Morgenluft war so klar, daß ich trotz der Höhe des Fluges das Hellgrün der Unterseiten und die großen blutroten Flecke der Schwanz- und Schwingenfedern unterschied.

Meine Ochsen schnauften und rissen an den Riemen. Ich rief ihnen beruhigende Worte zu, reckte mich faul und hätte am liebsten weiterschlafen.

Da schnaubte in meiner Nähe ein Pferd. Als ich mich aufrichtete, um zu sehen, was los sei, wäre ich vor Schreck beinahe wieder zurückgefallen: eine große Schar berittener Indianer hielt mich umzingelt.

Der Schlaf hatte die Erinnerung an die Lagerfeuer und an das Bellen der Steppenhunde ausgelöscht. Der plötzliche Anblick der stummen und regungslosen bronzenen Gestalten machte mir das Blut in den Adern erstarren.

Die Indianer hielten Lanzen und Flinten in den Händen. Macanas, kurze, handliche Streitkolben aus dem eisenharten Quebrachoholz, klemmten sie mit dem Schenkel gegen den Sattel. Um die Stirn trugen sie schmale weiße Binden, die hinten lang über den dichten schwarzen Haarschopf herabflatterten, wodurch die Rothäute noch wilder und kampfesmutiger aussahen. Weder Frauen noch Kinder waren unter ihnen, ein untrügliches Zeichen, daß sie sich auf dem Kriegspfad befanden.

Ich kletterte vom Wagen und spannte mit vor Aufregung bebenden Händen die Zugtiere an, wobei mir die Krieger unbeweglich und lautlos zusahen. Dann wendete ich, um auf der Spur, die mich hergeführt hatte, wieder zurückzukehren. Der Kreis öffnete sich vor mir ein wenig, und klopfenden Herzens fuhr ich durch das lebende Tor.

„Guten Morgen, Freunde!“ grüßte ich, wobei ich meiner Stimme einen harmlosen Klang zu geben suchte. Doch keiner der roten Reiter erwiderte meinen Gruß. Schweigend, mit finster drohenden Gesichtern blickten sie auf mich, aber sie ließen mich unbehelligt ziehen.

Viertes Kapitel

DER TODESKREIS

Bei Tage fand ich rasch den richtigen Weg und kam gegen Mittag zu Hause an. Paco arbeitete im Baumwollfeld. Ich rief ihm zu, er möchte ins Haus kommen, aber er zuckte nur die Achseln und pflückte ruhig weiter. Da schirrte ich die Ochsen aus, aß von dem Locro, den Paco für mich aufgehoben hatte und ging dann zu ihm. Mit kaum merklichem Kopfnicken erwiderte er meinen Gruß. Tiefe Niedergeschlagenheit verdüsterte seine Miene. Er wischte sich mit dem Zipfel seines baumwollenen Halstuches den rinnenden Schweiß von der Stirn und fragte mich vorwurfsvoll, warum ich denn nicht den Erntesack umgehängt habe, um mitzuhelfen.

„Wir müssen fliehen, die Indianer haben sich erhoben“, war meine Antwort, und ich berichtete ihm von meiner Begegnung.

„Unsinn“, entgegnete er überlegen, „das können doch nur die Kolonisten der Reduktion gewesen sein, und die sind ganz ungefährlich.“

Er meinte die Indianersiedlung Napalpi, die etwa vierzig Kilometer westlich von uns lag. Dort hatte die Regierung etliche hundert Familien vom Stamme der Toba und dem der Mokowi seßhaft gemacht. Aber diese Schützlinge des Staates wohnten ja ver-

streut auf den ihnen zugewiesenen Äckern, die sie unter Aufsicht von Beamten bestellten. Es war ihnen verboten, sich zusammenzurotten, ein gemeinsames Lager zu beziehen oder gar sich kriegsmäßig zu bewaffnen wie jene Reiter, die mich umzingelt hatten.

Ich widersprach Paco also und malte ihm die Gefahr mit eindringlichen Worten aus.

Nachdenklich hörte er mir zu. „Die Indianer bringen mir wieder einmal Pech“, sagte er mit einem Seufzer. Damit spielte er auf seine Doktorarbeit über eine völkerkundliche Frage an, die er vor Jahren als Abschluß seiner Studien der Universität Saragossa erfolglos eingereicht hatte. Seiner Meinung nach hatten nämlich die Prüfenden ihn damals durchfallen lassen, weil sie zu jenen wirklichkeitsfernen Indianerfreunden gehörten, deren wissenschaftliches Urteil durch Empfindsamkeit beeinflußt ist.

Der durchgefallene Student war daraufhin ausgewandert. Nicht um eine neue Heimat zu suchen; denn auf Erden gab es nur ein Land, wo es sich zu leben verlohnte: Spanien. Südamerika sollte ihm, wie so vielen seiner Landsleute, nur zum Reichtum oder doch wenigstens zum Wohlstand verhelfen, so daß er dann in Navarra als geachteter „Indiano“ seinen Neigungen leben konnte.

Er dachte dabei nicht an ein Haus in der Stadt

und einen Weinberg oder eine Olivenpflanzung in der Umgebung, sondern er wollte seine Studien wieder aufnehmen und versuchen, sich doch noch gegen die „Indianerlyriker“ durchzusetzen.

Bisher waren seine Anstrengungen, ein Vermögen zusammenzubringen, erfolglos geblieben, obgleich er in vielen Unternehmungen große Entschlossenheit und Tatkraft bewiesen und keine Arbeit, auch nicht die schwerste körperliche, gescheut hatte. Das Gold scheint den zu fliehen, der es nicht um seiner selbst liebt, sondern es nur als Mittel zu besitzen wünscht. Pacos Lebenszweck aber war es nicht, Reichtümer zusammenzuscharren, und der innere Zwiespalt, daß er mit allen Kräften nach etwas strebte, was er im Grunde geringschätzte, machte ihn düster und schwermütig. Diese Schwermut, immer aufs neue von einem unheilbaren Heimweh genährt, vergeistigte die rassigen Züge des jungen Hidalgo und gab ihnen etwas ungemein Rührendes, Anziehendes. Das hatte wohl auch meine Zuneigung geweckt, aus der dann Freundschaft geworden war. Und diese Freundschaft allein hatte mich schließlich bewogen, das Pflanzunternehmen, aus dem jetzt ein Abenteuer zu werden drohte, mitzumachen.

Ich bestand auf meiner Ansicht und schlug ihm vor, eiligst unsern Karren mit der geernteten Baumwolle, den Ackergeräten und dem wenigen Hausrat zu beladen, unser Vieh von der Weide hereinzuholen

und alles von hier weg in Sicherheit zu bringen. Doch Paco, der den starken Eindruck der drohenden Rotte nicht selbst erlebt hatte, wollte die Farm nicht verlassen, und er wäre allein dageblieben, hätte ich nicht schließlich nachgegeben.

So harrten wir denn aus; aber Ungewißheit und Furcht lasteten schwer auf uns. Unruhig spähten wir umher, wenn die wachsamen Sumpfruthähne und die scharfäugigen Steppenkiebitze ihre schrillen Warnrufe ausstießen oder wenn Leal und Cambá mit witternden Nasen und gestäubten Nackenhaaren knurrend und bellend zum Waldrand jagten. Mühsam schleppten wir die schweren Repetierbüchsen und die großkalibrigen Revolver bei allen Arbeiten mit uns herum. Wir schliefen nur noch im Freien und wechselten jede Nacht unsern Lagerplatz. Wir wachten abwechselnd und begrüßten jedesmal erleichtert den hellen, morgenkündenden Streifen am Osthimmel. Als aber Tag um Tag verging, ohne daß sich eine Gefahr gezeigt hätte, beruhigten wir uns allmählich wieder.

Während der Ruhepausen und abends, wenn wir stundenlang mit den Saugröhren den heißen Mate schlürften, unterhielten wir uns mit leiser Stimme vom erschütternden Schicksal der Indianer. Ich maß alle Schuld den Weißen bei, die bis auf den heutigen Tag die Eingeborenen vergewaltigt und aus-

gebeutet hätten. Paco indes verteidigte seine Vorfahren, die spanischen Konquistadoren, und lobte die indianerfreundliche Politik der damaligen spanischen Könige. In beredten Worten schilderte er, unter welch unsäglichen Mühseligkeiten und Entbehrungen sich dieses Häuflein Weißer, ganz auf sich gestellt, gegen eine ihnen feindliche Umwelt hatte behaupten müssen. Eine Karavelle, die irgendwo, schon sagenhaft fern, in einer Bucht der amerikanischen Küste vermorschte, war die einzige Brücke zu den Menschen und den fruchtsegneten Landschaften ihrer Heimat. Hier sahen sie sich nicht nur feindlichen Barbaren gegenüber, sondern auch einer fremden, grausamen Natur.

Undurchdringliche Urwälder, endlose Sümpfe wechseln ab mit wasserlosen Steppen, mit öden Stein- und Salpeterwüsten. Bald umbraust sie der eisige Sturm der Hochebenen, dann wieder umdünstet sie die feuchte Bruthitze des tropischen Tieflandes. Die Kleidung ist verfault, und die Rüstung drückt den bloßen Körper wund; aber man wagt nicht sie abzulegen, weil nur sie vor den vergifteten Pfeilen der im Urwald Dickicht unsichtbaren Feinde schützt. Selten erfrischt ein Bad den verschmutzten, wundgedrückten, mit eiternden Geschwüren bedeckten Leib; denn im Wasser lauern die Pirañas, die Raubfische, die zu Tausenden über den Unvorsichtigen herfallen und ihn in wenigen Minuten in

ein weißes Gerippe verwandeln; drohen die Zitteraale mit lähmenden elektrischen Schlägen; verbergen sich raubgierige Krokodile unter den schwimmenden Schilden der *Victoria regia*. Und selbst am flachsten Ufer liegen, unsichtbar im Schwemmsand eingewühlt, die Rayas, die Stachelrochen, die dem sich Nähernden mit schnellem Stoß ihren langen giftigen Schwanzstachel in die Ferse jagen.

Und wenn diese ermatteten, halb verhungerten, vom Fieber, von der Tropenruhr, vom Beriberi gemarterten Dulder sich endlich einer menschlichen Niederlassung nähern, wo sie auszuruhen, sich zu stärken hoffen, verkünden ihnen die auf Pfählen und Stangen aufgehängten Skalpe und Totenköpfe mit stummer Eindringlichkeit das Schicksal, das ihrer wartet, wenn sie nicht auf der Hut sind und der immer vielfachen Übermacht der Ureinwohner erliegen.

Da sei es denn verständlich, meinte Paco, daß sie bei dem leisesten Verdacht losschlügen, daß sie nicht die altgewohnte Ritterlichkeit gegenüber einem Gegner übten, der mit vergifteten Waffen kämpfte, der nur den Meuchelmord, den Hinterhalt und den Überfall als wirksame Kampfesart und Kriegskunst gelten ließ und damit viele spanische Streifscharen bis auf den letzten Mann vernichtete. Wie es auch verzeihlich sei, daß die Spanier Raubbau trieben und Gold und Reichtümern nachjagten,

um einem Erdteil, der ihnen als Vorhof zur Hölle erscheinen mußte, so schnell wie nur möglich wieder den Rücken zu kehren.

Es gehe doch nicht an, versuchte ich zu widersprechen, mit Notwehr allein dieses grauenvolle Totenfeld ausgestorbener Stämme erklären zu wollen. Niemals hätte ein bloßer Verteidigungskampf der Weißen zur Ausrottung so vieler und menschenreicher amerikanischer Völker führen können.

Auf diesen Einwand schien Paco gut vorbereitet zu sein. Ohne Zaudern erwiderte er, die rote Rasse habe durch lebensfeindliche Sitten und Gebräuche ihr tragisches Schicksal schon heraufbeschworen, bevor sie noch mit den Europäern in Berührung gekommen sei. Lebenerhaltender Friede sei den vorkolumbischen Amerikanern unbekannt gewesen. Hin und her wogten die Völkerwellen in immerwährendem Krieg aller gegen alle. Nicht nur fremde Stämme befehdeten sich; auch verwandte Sippen fielen übereinander her. Skalp- und Kopffjägerei war die einzige Ursache dieser Kämpfe. Der rote Mann, der etwas auf sich hielt, mußte einen Feindesschädel erbeuten, um einen Trinkbecher daraus zu machen, er brauchte einen Skalp, um der Braut und den Stammesgenossen seine Tüchtigkeit zu beweisen. Von Alaska bis Patagonien beherrschte ein Gedanke den roten Mann, schien ihm nur ein Besitz kostbar und erstrebenswert: menschliche Trophäen. Die

Kopfhaut eines Mitmenschen zu erkämpfen, wurde Sinnen und Trachten des Ureinwohners des nördlichen Amerikas, war sein Verdienstorden, sein Ritterschlag.

„Du vergißt“, unterbrach ich Paco, „daß es Jägersvölker waren, zu deren Tugenden es gehört, etwas Lebendes erfolgreich zu beschleichen und es zu töten. Daß die so erstarkenden Mordinstinkte auch vor den Mitmenschen nicht haltmachten, war nicht ihre Schuld.“

Paco bestritt dies. Der unwiderstehliche Drang zum Mord und zur Menschenjagd sei ein Bluterbe der roten Rasse und nicht durch Umwelt und Lebensweise hervorgerufen. Zum Beweis führte er die Nachbarn der roten Völker, die Eskimos von Labrador und der Hudsonbai, an: Auch die sind ein echtes Jägervolk, doch der härteste Kampf ums Dasein in einem Lande mit kurzen Sommern und grimmigen Wintern hat ihnen bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Friedfertigkeit, nichts von der Sanftmut ihres Wesens, ihrer Sitten und Gebräuche nehmen können. Bei ihnen gibt es keine Jagd nach Kopfhäuten, keine Menschenopfer, keinen Kindesmord.

Das alles aber wütet bis dicht an ihre Grenze, wo die Wohnsitze der nördlichsten Indianer, der Algonkin, beginnen, und herrscht über den ganzen Erdteil. Bloß die Art der menschlichen Siegesbeute wechselt bei den verschiedenen roten Stämmen.

Weiter südlich, in Mexiko und Mittelamerika, verlor die Kopfhaut an Bedeutung. Hier saßen die Kulturvölker der Azteken und der Maya. Ihr Kalendersystem und ihre genauen astronomischen Berechnungen, niedergelegt in kunstvoller Bilderschrift oder eingemeißelt in Stelen und Bildwerken, werden noch heute von Forschern und Kunstfreunden bewundert. Hier wurde nicht mehr der einzelne Mensch verfolgt wie ein Bär oder ein Puma, hier war die Menschenjagd zu Metzgerei geworden. Die Zahl der den Göttern darzubringenden Opfer war so groß, daß man immerfort Kriegszüge unternehmen mußte, um genug Gefangene machen zu können.

Grauenhaft war die Menschenschlächterei der Azteken. Die Geweihten wurden rückwärts über den schwarzen Opferstein gebeugt. Der Priester öffnete ihnen mit dem Feuersteinmesser die Brust und riß das Herz heraus, um es, noch zuckend, dem Sonnengott darzubringen. Das Blut, das sich dabei dem Darbringenden über Haupthaar und Antlitz ergoß, durfte er nie entfernen, so daß er, von dicken Krusten bedeckt, mehr einem scheußlichen Dämon als einem Menschen glich.

Vom Leichnam des Geopferten wurde dann der Kopf abgeschnitten. Der Krieger, der den Gefangenen gemacht hatte, entfernte die Fleischteile vom Schädel, versah ihn mit einem Loch in der Schläfen-gegend und brachte ihn zur Kultstätte zurück, da-

mit er auf dem heiligen Gerüst, dem Tzompantli, auf dem die Schädel aufgereiht waren wie die Kugeln auf einer Rechenmaschine, befestigt werde. Hier hingen sie, die Gesichter den Götterbildern zugekehrt, so lange, bis sie morsch wurden und herunterfielen. Dann ersetzte man sie durch neue.

Die so aufgereihten Köpfe gingen allein im großen Tempel von Mexiko in die Hunderttausende. Zu dieser erschreckenden Zahl kam noch die ungeheure Menge derer, die in die Mauern des Tempels von Huitzilopochtli eingelassen waren, sowie die des riesigen Stufenbaus, auf dem das heilige Gerüst stand. Dieser Bau war ganz aus Steinen, Kalk und Totenköpfen gemauert. Und an seinen Enden ragten Türme, ebenso aus Menschenschädeln erbaut, die mit Kalkmörtel zusammengefügt waren.

Solche Totenkopfpyramiden und Schädelgerüste erhoben sich im ganzen Lande. Nicht nur in Mexiko, auch in Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua, Costa Rica, kurz überall, wo die Naúhastämme kolonisierten, verbreitete sich der Opferkult nach Aztekenart. Weiter südlich, in Castilla del Oro, Veragua, Panamá hörte man ebenfalls von diesen Tempeln des Grauens, ja, von ganzen mit Schädeln gepflasterten Straßenzügen. Und bei den Götterfesten aßen die Azteken das mit Mais gekochte Fleisch der Geopferten.

Wohin man auch immer den Blick wendete, sah

man die Zeugen des zum Kult gewordenen Menschenmordes und die der Eitelkeit, der Prahlerei dienende Trophäenjagd.

Die Dörfer der Coto, nördlich der Landenge von Panamá, waren eingehüllt in Verwesungsgeruch, denn immerfort, so verlangte es das höhere Wesen, mußten hier Dargebrachte auf den Tempelpyramiden faulen.

Bei den Miranya, Jivaro, den Mundrukú und den Tupi, die heute noch die großen Waldländer des Amazonas bewohnen, sieht man sich schauernd vor Beutestücken, die Lebenszweck und Lebensinhalt ihrer Besitzer sind.

Mit Ton und Pflanzenölen behandelt, über Feuer gedörrt, mit Federn behängt und mit künstlichen Augen aus Harz versehen, so baumeln noch immer die Feindesköpfe am Gürtel des Mundrukúmannes; oder sie werden auf der Spitze einer Stange überall mit umhergetragen, um Zeugnis abzulegen von der Tapferkeit ihres Erbeuters.

Alles Vorstellbare an Scheußlichkeit aber übertreffen die „Talismane“ der Jivaro. Diese Indianer zertrümmern das Knochengerüst des erbeuteten Kopfes, entfernen es durch einen Einschnitt am Hinterhaupt und dörren die Weichteile durch eingeschobene erhitzte Steine. Der Kopf zieht sich dabei zur Größe einer Männerfaust zusammen, bewahrt aber noch deutlich die Gesichtszüge. Grauen-

haft grinsend strecken diese Zauberköpfe dem Beschauer ihre wulstigen, vernähten, im Verhältnis zum eingeschrumpften Ganzen übergroßen Mäuler entgegen. Gespenstisch umwuchert sie das auf der eng gewordenen Kopfhaut fest zusammengepreßte Haupthaar.

Am Orinoko und am Magdalena sowie an dessen Nebenfluß, dem Cáuca, saß nicht ein Stamm, der seine Kriege nicht mit Grausamkeit geführt, nicht dem Kannibalismus, dem Menschenopfer, der Kopfjägerei gefrönt hätte. Nicht eine Indianerniederlassung gab es hier, die nicht von schädelgeschmückten Pfählen umgeben gewesen wäre. Und auch im Innern der Dörfer hingen an hohen Bambusstangen die Köpfe der erschlagenen und verzehrten Feinde.

Hier sowie in Guayana brauen immer noch die berühmten Giftköche, die Makuschi, die Piaroa und die Umaúa, aus der Rinde einer Schlingpflanze das Kurare, das furchtbarste und wirksamste aller Pflanzengifte. Und auch das Pfeilgift der Chocó, aus den Drüsenabsonderungen einer kleinen Kröte, wirkt tödlich in der kleinsten Schramme.

Zu der von fast allen amerikanischen Stämmen geübten unritterlichen Kampfesart, dem Hinterhalt und dem Überfall, kam hier noch die der vergifteten Waffen. Nicht nur gegen ihre Feinde, zu denen oft nahverwandte Stämme gehörten, wüteten diese

mörderischen Uramerikaner, selbst ihre eigenen Stammesgenossen opferten sie in großer Zahl.

Die Tarasken brachten ihren heiligen Regentieren, den Schlangen und Kröten, die eigenen Kinder dar. Die Cañari schlachteten auf dem Gipfel des Curitaquiberges, vor dem Eingang einer Höhle, in der eine Göttin des Maises ihren Sitz hatte, alljährlich hundert Knaben und Mädchen. Die Quimbaya gaben ihren toten Häuptlingen außer Habe, Speise und Trank auch die Asche einer Anzahl verbrannter Weiber und Sklaven mit. Die Sitte, einem Häuptling die Lieblingsfrauen und Diener mit ins Grab zu geben, wurde von fast allen Stämmen Ekuadors geübt.

Auch im Reiche der Inka, einem in sozialer Hinsicht mustergültig geordneten Staat, herrschten diese grauenvollen Gebräuche. Trat ein neuer Inka die Regierung an, so mußten alle Provinzen Opfer senden; meist waren es Kinder und Jungfrauen. Sie wurden von Cusco aus über das ganze Reich an die einzelnen Götterbilder verteilt. Beim Klange der großen Trommeln, die mit den Häuten gefangener Fürsten bezogen waren – der hergerichtete Kopf diente dabei als schmückendes Anhängsel und die gedörrten Hände als Trommelschlegel –, wurden die Opfer erdrosselt und mit ihrem ganzen Besitz vor den Götzen und Tempeln bestattet.

Nach solchen und ähnlichen Darlegungen erwartete Paco, daß ich ihm mit Worten des Abscheus und der Verdammung zustimme; ich hielt ihm aber entgegen, er habe die blutigen Sitten nur absichtsvoll aufgezählt, sie jedoch nicht im geringsten geäußert, und gerade darauf käme es an. Für die Indianer seien doch alle diese Gebräuche Kulthandlungen; sie verbänden religiöse und magische Vorstellungen damit. Die Jägervölker glaubten, daß die Kräfte und Fähigkeiten des Erschlagenen auf den Sieger übergingen und daß diesem die Seele des toten Feindes dienstbar würde, wenn er von seinem Leichnam aß oder sich einen Teil davon – Kopf oder Skalp – aneignete.

Den Ackerbauern aber, den großen Völkern der Maya und der Inka, galten die Menschenopfer als Fruchtbarkeitszauber für ihre Pflanzungen. Und da alle Äcker der Gemeinschaft gehörten, so opferte man den einzelnen für das Wohl des ganzen Volkes. Und die Dargebrachten wurden gottähnlich durch ihr Opfer und gingen unter großen Ehrenbezeugungen aller mit Würde und Erhabenheit in den Tod.

Entstanden aber seien wohl diese Gebräuche, bei denen immer der Unterliegende, der Schwächere also, ausgemerzt wurde, unter dem Zwang des Naturgesetzes von der Auslese des Stärkeren. Und wer wage es zu behaupten, daß diese scheinbaren Irrpfade nicht dennoch zum unbewußt erstrebten Ziel,

zur Aufwärtsentwicklung durch Auswahl des Tüchtigsten, geführt haben würden, hätten die Weißen jene Welt nicht vorzeitig zertrümmert.

Doch auch von weniger erhabenen Gesichtspunkten betrachtet, stünde es nicht schlecht um die Sache eines Verteidigers der Indianer. Die Jesuiten, die während der einhundertunddreißig Jahre ihres Wirkens mehr als eine halbe Million Eingeborener am Paraguay-, Paraná- und Uruguaystrom ansiedelten und zu nützlichen Bürgern in unserm Sinne machten, hätten doch zur Genüge bewiesen, daß die Uramerikaner selbst nach abendländischen Begriffen gut waren.

Paco habe die Vergangenheit der roten Rasse geschildert, jetzt wolle ich von ihrem schrecklichen Heute sprechen:

Zuerst tauchen immer die listigen Händler auf und betrügen die harmlosen Naturmenschen aufs gemeinste. Den Händlern folgen die Conchabadores, die Sklavenjäger von heute. Diese verschleppen die Indianer unter allerlei Vorspiegelungen zu Tausenden in ferne Arbeitsstätten, wo sie abermals auf jede erdenkliche Art übervorteilt und ausgebeutet werden. Denn es ist leicht – jeder weiße Trottel bringt es fertig –, diese unerfahrenen Kinder der Wildnis zu betrügen, sei es im Gewicht, in der Güte der Waren oder in der Berechnung ihres kärglichen Arbeitslohnes. Bis die unersättliche Habgier der

Weißén so schamlos hervortritt, daß selbst diese harmlosen Urmenschen sie erföhlen. Und die Erbitterung verführt sie wohl einmal, mit Gewalt nach dem zu greifen, worum man sie mit tausend Ränken und Schlichen betrogen hat.

Ich fühlte, daß ich an Paco vorbeiredete, dennoch bestand ich darauf, daß der verkommenste Weiße die Eingeborenen ungehindert auspressen dürfe, als seien sie seine Leibeigenen, daß aber jeder noch so schwache Widerstand seiner Opfer, jeder Empörungversuch zum Malón, zum indianischen Kriegs- und Raubzug, aufgebauscht werde. Und häufig schießt man auf die erste Rothaut, die einem zufällig vor die Büchse kommt, ohne zu fragen, welcher Indianer oder auch nur welcher Stamm es an der geforderten Unterwürfigkeit hat fehlen lassen. Da ist denn der Rachezug der Stammesbrüder die schicksalhafte Folge; die Blutrache ist ihnen unentrinnbares sittliches Gesetz, weil ihnen nur die Vergeltung durch eigene Hand bleibt, kein Richter ihnen zu ihrem Recht verhilft. Trotz allen Gesetzgebungen und Schutzkommissionen – die sitzen ja auch weit weg, im tausend Kilometer entfernten Buenos Aires – sind sie jetzt noch genau so vogelfrei wie zur Zeit der Konquista.

Auf die Vergeltungstat der Indianer aber folgt die militärische oder polizeiliche Streife, deren Grausamkeiten nur zu oft Unschuldige treffen. Damit



hat sich der Todeskreis, in dem die rote Rasse verblutet, abermals geschlossen.

Und auf Pacos Frage: „Eines ist mir immer unbegreiflich gewesen, warum flüchten die Indianer, wenn sie von Strafruppen bedrängt werden, nicht beizeiten in eine entlegene Wildnis, wie jene große, jenseits des Pilcomayo?“ gab ich zur Antwort: „Wildnis ist ein Denkbild unserer Begriffswelt. Für Indianer besteht diese vielgenannte Wildnis gar nicht. Jeder Stamm hat seit uralten Zeiten sein Wohn- und Jagdgebiet, dessen natürliche Grenzen – meist sind es Flußläufe – fremde Sippen zu achten haben. Die Fliehenden würden also beim Überschreiten der Stammesgrenze zwischen zwei Feuer geraten: hinter sich hätten sie den weißen, vor sich den roten Feind. Deshalb versuchen auch alle die Indianer, deren Gebiet von den immer weiter vordringenden Grenzen mit Siedlungen durchsetzt wird, schon aus dem harten Muß der Selbsterhaltung mit den Weißen in Frieden zu leben, und nur die Forderungen der Blutrache lassen sie alle Lebensklugheit verachten und zwingen sie, Vergeltung zu üben für einen Mord.“

Gerade dieser Unterhaltung entsinne ich mich bis auf den Wortlaut genau, weil ihr possenhafter Abschluß so bezeichnend für unseren damaligen Gemütszustand war. Kaum hatte ich das letzte Wort meiner Erwiderung: „Mord“, ausgesprochen, als ein

langgezogener klagender Schrei die Stille der Mondnacht zerriß. Wir sprangen auf und spannten die Hähne unserer Winchesterbüchsen. Doch es war nur eine Njakurutú, eine riesige Ohreule, die sich auf dem Stumpf eines abgestorbenen Baumes neben unserer Hütte niedergelassen hatte. Mit verlegenem Lächeln sahen wir uns an.

„Hoffentlich schneiden uns deine roten Freunde nicht die Kehle durch, bevor du ihr Loblied zu Ende gesungen hast“, sagte Paco spöttisch und kroch, die Büchse im Arm, unter das Moskitonetz, um doch noch etwas zu schlafen.

DER GOTTHÄUPTLING

Die von Paco erwähnte Reduktion Napalpi ist eine Laienreduktion, denn sie wird nicht von Missionaren, sondern von Regierungsbeamten verwaltet. Nur Indianern erlaubt man, sich auf dem zwanzigtausend Hektar großen Gelände anzusiedeln; sie müssen sich aber beim Verwalter melden. Dieser überläßt ihnen dann ein Stück Ackerland und unterstützt sie ein wenig bei der Errichtung der vorgeschriebenen Farmhütte. Auch mit Geräten und Handwerkszeug, mit Zugtieren und einem kleinen Lebensmittelzuschuß bis zur Ernte hilft man den völlig mittellosen Anfängern aus. Mit überschüssigen Erträgnissen ihrer Pflanzungen dürfen die indianischen Kolonisten nicht selber handeln; sie haben alles dem Verwalter zu übergeben, der es für sie verkauft und verrechnet.

Napalpi hat bis heute nur seinen leitenden Beamten Nutzen gebracht. Fast ausnahmslos waren es politische Günstlinge, nur darauf bedacht, sich rasch zu bereichern, um dann wieder in behaglichere Gegenden zurückzukehren. Zu dem wertvollen roten Quebrachoholz, das die Gerbstofferzeuger, die Tanninabriken, teuer bezahlten, hatten sie mehr Zuneigung als zu den roten Menschen, für deren Be-

treuung sie große Gehälter bezogen. Die Reduktion wurde bald zu einer einzigen großen Holzfällerei, und die indianischen Siedler, soweit sie nicht als Fälller nützlich waren, galten dem Verwalter nur als lästige Beigabe. Leider konnte man ohne den Vorwand, die Indianer seßhaft zu machen, nicht an die reichen Holzbestände heran.

Es war also nicht zu verwundern, daß die Siedlung keine große Anziehungskraft auf die Eingeborenen ausübte. Sie zogen nach wie vor im ganzen Chaco Austral umher, und überall stieß man auf bewohnte oder verlassene Tolderias, wie man ihre leichten, mit Schneidegras gedeckten Hütten nennt.

Zur Zeit der Zuckerrohrernte gingen sie in ganzen Scharen in die großen Pflanzungen der Provinzen Tucuman, Salta und Jujuy. Gewöhnlich machten sie die viele hundert Kilometer weite Reise zu Fuß. Aber sie wurden auch mit der Central Norte-Bahn - in Viehwagen verladen - dorthin geschafft.

Vermittler zwischen den Indianern und den Zuckerbaronen sind - wie schon erwähnt - die Conchabadores. Durch reiche Geschenke pirschen sie sich an die Häuptlinge heran und bekommen auf diese Weise oft große Trupps Erntearbeiter in die Hand. Sie begleiten die Leute bis zur fernen Arbeitsstätte und bewachen sie unterwegs argwöhnisch, damit kein anderer sie ihnen wegschnappt. Die Conchabadores erhalten vierzig bis sechzig Pesos für jeden

eingelieferten Erwachsenen, ob Mann oder Frau. Alle diese Händler mit freiwilligen Sklaven erwerben in kurzer Zeit ein Vermögen. Allerdings setzen sie dabei ihr Leben aufs Spiel. Manchen von ihnen haben die erbitterten Betrogenen erschlagen, wenn er sich zum zweitenmal in ihre Dörfer wagte, um sie zu verschleppen.

Die Baumwollpflanzer sahen mit scheelen Augen den Wegzug der so heiß begehrten Arbeitskräfte. Mit ihrer Hilfe hätte man viel Geld retten können, das aus Mangel an Pflückern verlorenging. Denn die Ernte der Baumwolle und des Zuckerrohrs fällt in die gleichen Monate. Aber die Indianer arbeiten lieber im süßen, saftströmenden, nährenden Rohr, an dem sie sich nach Herzenslust satt lutschen können. Sie essen zwar auch die jungen nach Honig schmeckenden Baumwollkapseln; doch das ist keine sättigende Nahrung, und die Arbeitgeber schelten noch dazu, wenn sie die Näscher ertappen.

Je mehr sich die Baumwollkulturen ausbreiteten, um so größer wurde der Mangel an Pflückern. Deshalb wandten sich die Pflanzer von Saenz Peña, das zwei Bahnstunden westlich von uns lag, hilfesuchend an den Gouverneur und baten ihn, die alljährliche Abwanderung der Indianer nach den Zuckerrohrpflanzungen zu verbieten.

Diese lokalpatriotische Maßnahme leuchtete dem Oberhaupt des Territoriums ein; er erteilte den Po-

lizeistationen entsprechende Anweisungen. Es gab also wieder einmal zweierlei Gesetze: die einen für den weißen, die andern für den roten Argentinier. Die Bewegungsfreiheit, die die argentinische Verfassung jedem Bürger zusichert, den Indianern wurde sie versagt. Diese unterschieden sich kaum noch von wirklichen Leibeigenen, denn sie durften das nicht tun, was dem letzten weißen Landstreicher, dem verkommensten Mischling als unantastbares Recht verbrieft ist: sich den ehrlichen Lebensunterhalt dort suchen, wo es ihnen gefiel.

In der Reduktion Napalpi hatten sich einige hundert Mokowi angesiedelt, die letzten des früher so mächtigen Stammes. Lange hatten sie sich gegen jede Unterwerfung gesträubt. Immer wieder waren sie den vordringenden weißen Siedlern ausgewichen und hatten sich schließlich in die großen unzugänglichen Wälder zurückgezogen, die sich vom westlichen Chaco bis tief in die Provinzen Santiago del Estero und Salta erstrecken.

Dieser mächtige Waldgürtel, der im Volksmund „El Impenetrable“ – „der Undurchdringliche“ – heißt, ist wasser- und wildarm. Aber für ihre Unabhängigkeit nahmen die Mokowi das entbehrungsvolle Leben im unfruchtbaren Trockenwald mutig auf sich, bis Durst und Hunger eines ganz schlimmen Dürrejahres den freiheitsliebenden Stamm

doch wieder über die Indianergrenze, in die Siedlungen der Weißen, zurücktrieb.

Sie wanderten nach Napalpi. Einige Sippen verdingten sich als Landarbeiter bei den Farmern der Umgegend. Die meisten aber wurden Pflanzer in der Reduktion unter Anleitung und Aufsicht der Regierungsbeamten. Alles ging leidlich, bis die Erntezeit kam und die indianischen Kolonisten ihre Baumwolle abzuliefern begannen. Jetzt wollte der Verwalter, wie üblich, seinen Nebenverdienst haben. Er bezahlte weniger, als die Kaufleute überall boten, machte außerdem übertriebene Abzüge für Fuhrlohn und andre Kosten und berechnete, als ihm sonst nichts Abziehbares mehr einfiel, fünfzehn vom Hundert des Wertes alles Geernteten für – Instandhaltung der Straßen!

Dieser Betrug war selbst für das wirtschaftlich ungeübte Gehirn eines Indianers zu plump; denn selbst ein Indianer weiß, daß ein Weg im Kamp nur dadurch entsteht, daß alle genau der schmalen Räderspur jenes Ochsenkarrens folgen, der zum erstenmal eine neue Gegend durchquert. Getreulich fährt man immer wieder dieser Spur nach – sei sie auch noch so gewunden –, und die „Landstraße“ ist unwiderruflich gebaut. Einzig die Sonne, die nach Regentagen Pfützen und Kottrichter rasch wieder austrocknet, erhält die Kampstraßen in wegsamem Zustand.

Die Mokowi wurden unzufrieden; sie wollten diese Kürzungen nicht gelten lassen. Da ihr Einspruch unbeachtet blieb, regten sie sich schließlich so darüber auf, daß sie den Beamten den Gehorsam verweigerten, ihre Pflanzungen verließen und sich unter ihrem Kaziken (Häuptling) Dionisio Gomes zusammenrotteten. (Solche spanischen Namen legen die Weißen den Indianern bei, weil sie die indianischen nicht zu behalten oder auszusprechen vermögen.)

An der Grenze des Reduktionsgeländes, an einem Ort, der Isla del Aguará, Fuchswald, genannt wird, errichteten sie am Rande einer großen Waldinsel ihre Tolderia.

Bald darauf ließ der Häuptling Dionisio überall die Botschaft von einem bedeutsamen Traum verkünden. Ein Mediziner, den die Polizei von Saenz Peña im vorigen Jahr erschossen hatte, sei ihm erschienen und habe ihm offenbart, daß er nun bald zu den Lebenden zurückkehren werde. Auch alle Stammesbrüder, die die Polizei getötet hatte oder noch töten werde, würden durch die Zauberkräfte des Mediziners und des Häuptlings vom Tode auferstehen.

Die Mokowi glaubten so fest an die Traumbotschaft, daß sie für diesen Stammeszuwachs aus dem Land der Schatten Kleider und Waffen herrichteten. Außer den Unzufriedenen der Reduktion kamen

auch viele Beunruhigte ins Lager; denn die Polizei behandelte jede friedlich wandernde Indianersippe wie fliehende Verbrecher, um ihnen den Weg in die Zuckerrohrpflanzungen der Provinzen zu verlegen.

Der Oberhäuptling Dionisio ward bald zum Otahá Ni Seliamecjque, das ist Gotthauptling. Er stand von jetzt an ununterbrochen mit der Geisterwelt in Verbindung und prophezeite die Wiedergeburt des alten Reiches der Mokowi und des der stammverwandten Toba. Groß und mächtig werde es bald wieder sein und sich wie in früheren Zeiten vom Rio Salado im Süden bis zum Rio Pilcomayo im Norden erstrecken.

Sein Glück ließ ihn eine scharfgeladene Mauserpatrone finden, die jemand weggeworfen hatte, weil sie nicht losgegangen war; er hängte sie sich als Zaubermittel an einer Schnur um den Hals. Jedem Neankommenden zeigte er die Patrone, wies auf das eingeschlagene Zündhütchen und sagte geheimnisvoll, er, der Gotthauptling, habe jetzt die Zauberkraft, alle Schüsse der Polizei versagen zu machen.

Die Mokowi errichteten ihrer Gottheit ein richtiges Haus mit einem dicken Schilfdach und Wänden aus nebeneinandergestellten Baumstämmen, deren Fugen und Ritzen mit Lehm verschmiert wurden. Die Waldinsel, an die sich das Lager anlehnte, befestigten sie durch Verhaue aus dem eisenharten Quebrachoholz. Um ihrer Befestigung Trinkwasser

zu sichern, gruben sie im Walde einige Brunnen. Auch einen breiten Reitweg schlugen sie durchs Dickicht. Er führte ein wenig versteckt rund um die ganze große Waldinsel und ermöglichte den Verteidigern, sie zu umreiten, ohne von draußen gesehen zu werden.

Bald darauf kamen auch die Häuptlinge Maidana, Machado und José Carlos mit ihren Horden und stellten sich unter den Oberbefehl des Gotthauptlings.

So entstand das befestigte Dorf am Aguará, dessen Bewohner man auf achthundert Seelen schätzte, darunter etwa zweihundert Krieger. Dorthin hatten mich in jener dunklen Nacht meine Leitochsen geführt, und es waren die aufständischen Mokowi gewesen, die mir am Morgen den stummen, aber gebieterischen Befehl gegeben hatten, umzukehren und die Umgebung ihres Lagers zu verlassen.

KINDER DER WILDNIS

Angesichts dieser kriegerischen Vorbereitungen bemächtigte sich der weißen Siedler große Unruhe. Sie wohnten einsam auf ihren Gehöften, oft meilenweit vom Nachbar entfernt, und waren den an Zahl so überlegenen Indianern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Wie immer, wenn die Farmer sich bedroht glaubten, schickten sie ein langes Telegramm nach dem andern mit zahlreichen Unterschriften an den Minister des Innern in Buenos Aires. Sie baten um ein Regiment Kavallerie, das die Indianer belagern, aushungern, entwaffnen und zerstreuen sollte.

Doch der Minister lehnte ab. Er antwortete, daß ein Kampf unvermeidlich sein würde, sobald Militär eingriffe. Präsident Alvear verabscheue aber auf tiefste, indianisches Blut zu vergießen, und habe erklärt, daß er jedes Leid, das man den Eingeborenen zufüge, als persönliche Kränkung ansehen werde.

Die Siedler entrüsteten sich ehrlich und murrten, daß es wohlfeile Großmut sei, in dem tausend Kilometer entfernten Buenos Aires den Indianerfreund zu spielen. Wenn man aber mit Frau und Kindern, seinen Herden und einer in jahrzehntelanger harter Arbeit aufgebauten Farm weit draußen in entlege-

ner Wildnis sitze, jeden Augenblick gewärtig, beraubt und ermordet zu werden, hätten die Geschehnisse ein anderes Gesicht. Da verlange man Schutz für Leben und Eigentum; alles andere seien Phrasen, die sich – weit vom Schuß – sehr edel anhörten, die aber den bedrohten Weißen hier in der Nähe der zum Äußersten entschlossenen Wilden eher wie eine Roheit klängen.

Schließlich kam der Gouverneur des Territoriums, der gleichfalls mit ellenlangen Drahtberichten und Gesuchen überschüttet worden war, von einer starken Polizeitruppe bedeckt, zur Reduktion. Der Unterhändler, den er zu den Aufständischen schickte, kehrte unbehelligt zurück und wußte bloß von friedlichen Absichten zu berichten. Daraufhin wagte sich der Gouverneur selbst, einzig von seinem Polizeichef und einem Dolmetscher begleitet, ins Indianerlager.

Ehrerbietig begrüßten die Mokowi den großen weißen Häuptling und seinen Unterhäuptling. Sie beteuerten abermals ihre Friedfertigkeit, sie wollten nur ihr Recht und forderten, gleich den Siedlern ihre Feldfrüchte dort verkaufen zu dürfen, wo sie den höchsten Preis bekämen. Auch gegen die fünfzehn vom Hundert für Wegebauten und andre Abzüge verwahrten sie sich. Zum Schluß baten sie, man möge einen andern Verwalter ernennen, der sie weniger ausbeute.

Da ihre Wünsche auf große Bereitwilligkeit stießen, verlangten sie gleich noch einiges mehr. Sie gedachten vor allem zweier Stammesbrüder, die im Streit einen Mischling erschlagen hatten und nun im Gefängnis von Resistencia eine lange Freiheitsstrafe verbüßten.

Der Gouverneur versprach, alle ihre Bitten zu erfüllen, und stellte ihnen außerdem noch zwanzig Zentner Schiffszwieback und zwei Schlachtochsen in Aussicht. Das tat not; denn die Mokowi waren in ihrer Waldfestung schon halb verhungert, obgleich vor ihren Blicken Herden fetter Rinder unbeaufsichtigt in der Savanne weideten. Nur eine einzige Gegenforderung stellte man: der Stamm sollte das Lager verlassen und jede Familie wieder ihre Kolonistenhütte bewohnen. Damit waren die Friedensverhandlungen beendet.

Die Aufständischen kamen der Forderung, sich zu zerstreuen, nur widerwillig nach. Erfahrung hatte sie gelehrt, daß Weiße viel versprechen und wenig halten, und es war ihnen bewußt geworden, daß man sie fürchtete, solange sie hier zusammengerottet blieben. Deshalb wollten sie wenigstens die Freilassung ihrer beiden Brüder aus der furchtbaren Gefangenschaft in der Stadt abwarten.

Obzwar die Sträflinge nicht zurückkehrten und auch sonst keine der vielen Versprechungen des Gouverneurs eingelöst wurde, schien dennoch alles

gut zu enden. Immer mehr Indianerfamilien verließen den „Fuchswald“; da sie aber ihre unbehüteten Pflanzungen von Rinderrudeln und Schädlingen vernichtet fanden, verdingten sie sich bei den Farmern als Erntearbeiter, um so ihren Lebensunterhalt bis zur nächsten Saatzeit zu verdienen.

Auch uns glückte es, fünfzehn Mokowi als Pflücker anzustellen. Ich war zum Gotthäuptling geritten, der immer noch in seinem Lehmtempel am Aguará thronte. Er zeigte sich jetzt sehr zugänglich. Mit breitem Lächeln nahm er mein Geschenk, einen ansehnlichen Pack Tabak, entgegen. Ich versprach ihm außerdem noch zwei Säcke Hartbrot, wenn er seinen Leuten erlaube, gegen gute Bezahlung bei uns zu arbeiten. Wo ich die gefüllten Säcke hätte, fragte er, und als er hörte, daß ich sie erst schicken würde, winkte er mit wegwerfender Gebärde ab: Versprechen eines Weißen, bah!

Doch bevor er sich endgültig entschied, beredete er die Angelegenheit mit einem verhutzelten Männchen, das sich neben der Hünengestalt des Gottes sonderbar genug ausnahm, seinem beratenden Kanzler, dem Mediziner Sorai. Dieser kluge Schamane war die versöhnende Stimme in Napalpi. Er besaß großen Einfluß und machte ihn stets in friedlichem Sinne geltend; denn er hatte wohl längst erkannt, daß sein Stamm sich nur erhalten konnte, indem er

sich den veränderten Lebensbedingungen anpaßte und mit den Siedlern in Eintracht zu leben versuchte.

Der Alte riet, wie stets, zur Arbeit und vereinbarte mit mir Lohn und Beköstigung der Pflücker. Darauf bestimmte der Häuptling die Leute, die mit mir gehen sollten: fünf Männer, sechs Frauen und ein paar Kinder.

Noch am selben Tag begannen sie, am Rande des Waldes, an den unser Baumwollfeld grenzte, ihren Toldo zu errichten. In Abständen von je einem halben Meter steckten sie eine Reihe junger biegsamer Bäumchen in den Erdboden und diesen gegenüber eine zweite Reihe. Dann wurden die Spitzen zusammengebogen, so daß ein gewölbter Laubengang entstand, etwa zwei Schritt breit und zehn lang. Das Gerippe dieses gewissermaßen im Erdboden befestigten Daches – man konnte sich darunter nur gebückt bewegen – bedeckten die Indianer mit Schilf und Schneidegras. Damit war der Bau ihrer gemeinsamen Wohnung beendet. An Regentagen träufelte es überall hindurch, und Windstöße entführten oft ganze Büschel des nur lose aufgelegten Deckgrases. Es gehörte zur Arbeit der Frauen, den windzerzausten Toldo wieder instand zu setzen.

Dürftig wie die Behausung war der Hausrat, den die Indianerinnen im Tragnetz, das ihnen am brei-

ten Stirnband über den Rücken herabhing, vom Aguará bis hierher geschleppt hatten. Einige getrocknete und gewalkte Wildfelle und selbstgewebte Decken aus Schafwolle, die als Schlafstätten dienten, irdene Wasserkrüge, ein paar leere Petroleumbleche und Konservenbüchsen als Kochgeschirr sowie ein hölzerner Mörser zum Stampfen des Maises bildeten die ganze Ausstattung.

Jeder der Männer besaß außer seinen Waffen noch eine Umhängetasche, gewebt aus den Blattfasern der wilden Ananas, kunstvoll braun und weiß gemustert. Darin verwahrten sie ihren Schießbedarf, ihre Pfieme aus Knochen oder aus den scharfen Hornspitzen des Spießhirsches, ihre Tabakspfeifen und andre Kleinigkeiten des täglichen Gebrauchs. Auch Zaubermittel gegen alles, was einem zustoßen konnte: Rasseln der Klapperschlange, Klauen von Ameisenbären, Hauer vom wilden Eber fanden in der Tasche Unterkunft.

Gekleidet waren die Indianer in mindere Baumwollstoffe, die ihnen die Reduktionsverwaltung geliefert hatte. Die Männer trugen eine schon ziemlich zerschlissene, ins Graue verfärbte weite Hose; über dem Gürtel war der schlanke Leib, die mächtig gewölbte Brust nackt; sie glänzten im schönsten Schokoladenbraun.

Die Frauen wanden sich bloß ein Stück Kattun wie einen Rock um den Leib. Diesen Zeugstreifen

banden sie mit einer Schnur aus Caraguatábast über den Hüften fest und ließen ihn bis zu den Knien herabhängen. Selten zogen sie sich die kleinen, viel zu engen Blusen an, die ihnen die Reduktion als unumgängliches Erfordernis der Gesittung aufgezungen hatte. Sie liebten es ebenso wie die Männer, sich den Oberkörper von der Sonne bescheinen zu lassen. Vielleicht wußten sie auch, daß sie schöner waren, wenn sie ihre geschmeidigen Leiber und die beim Schreiten frei wippenden Brüste nicht in die Affenjäckchen aus fadenscheinigem, bedrucktem Stoff einzwängten.

Die Kinder liefen ganz nackt umher. Sie hatten es sehr gut; alle hätschelten und verwöhnten sie. Was immer sie auch anstellten, nie wurden sie dafür gescholten oder geschlagen. Nur wenn sich die Barfüßigen Dornen eingetreten oder sich ihnen Sandflöhe in die Zehen eingeknistet hatten, wurden die sonst so nachgiebigen Eltern rücksichtslos. Ohne sich von Geschrei oder Gezappel beirren zu lassen, hielt der Vater, oder wer sonst gerade zur Hand war, den Fuß des Kindes fest, während die Mutter mit dem scharf gespitzten Knochenpfriem den Eindringling entfernte.

Dies alles taten sie nur in den Pausen; nie versäumten sie ihre Arbeit. Ein Pflücker brachte es bis zu fünfundzwanzig, eine Pflückerin, Frau oder Mädchen, bis zu fünfunddreißig Kilo am Tage.

Die Abrechnungen machten wir täglich einmal, oft sogar zweimal. Nur so gab es zufriedene Gesichter. Dabei mußten wir uns damit abfinden, ihnen erst die Arbeit zu bezahlen, um ihnen dann für das soeben ausgehändigte Geld Lebensmittel oder sonstigen Bedarf zu verkaufen.

Am glücklichsten waren sie, wenn man ihnen den Lohn in kleiner Münze auszahlte. Zehn Nickelstücke von je zehn Centavos schienen ihnen begehrenswerter als ein Geldschein von einem Peso. Kaufte sie dann ein, so überreichten sie zuerst ein Zehncentavostück und verlangten Zucker, darauf erstanden sie für den gleichen Betrag Hartbrot, und so ging es weiter. Hatten sie von allem für je zehn Centavos erhalten, fing der Einkauf in derselben Reihenfolge von vorne an. Zum Schluß hielten sie die Tüten nebeneinander, um zu prüfen, ob man ihnen auch jedesmal die gleiche Menge gegeben hatte. Mit den vielen Päckchen für wenig Geld kamen sie sich dann gut bedient vor. In selbstbewußter Zufriedenheit trugen sie die Herrlichkeiten zum Toldo und verzehrten sie, ohne jede Selbstsucht, gemeinschaftlich. Es kostete viel Einwickelpapier und noch mehr Geduld, ihnen die bescheidene tägliche Nahrung so abzuwiegen und einzupacken, als wären es lauter Leckerbissen.

Die jungen honigsüßen Baumwollkapseln, die neben den reifenden an den Büschen nachwachsen,

liebten sie sehr. Erst als ich versprach, ihnen öfter einen Sack Süßkartoffeln zu schenken, wenn sie die grünen, faserigen, gesundheitsschädlichen Fruchtknoten nicht mehr äßen, bezwangen sie ihre Naschhaftigkeit.

Jeder Vergleich mit unseren früheren weißen Pflückern fiel zugunsten der Indianer aus. Rührend war, wie sie sich bemühten, uns immer ein freundlich lächelndes Gesicht zu zeigen! Einige brachten es in dieser Kunst allerdings nur bis zum Grienem; aber diesen merkte man die gute Absicht an.

Auch schalkhaft konnten sie sein. Eines Morgens gab ich ihnen einen großen Korb Bataten. Sie sollten sich vor Beginn der Arbeit damit stärken, sagte ich, denn ein leerer Sack könne sich nicht aufrecht halten. Doch da aßen sie so viel von den mehligem, in der Glut gerösteten leckeren Süßkartoffeln, daß sie, anstatt gekräftigt, unbeholfen und träge davon wurden. Als ich ihnen dies vorhielt, antwortete mir ein älterer Mann, der den schönen Namen Elkowé, das ist „Nest voller Straußeneier“, führte: „Voller Sack nicht kann bücken“; dabei zeigte er mit schadenfrohem Grinsen auf seinen prallen Bauch.

„Nest voller Straußeneier“ machte sich ganz gut auf spanisch verständlich. Zwar reichte sein Wortschatz nicht für alles aus, doch wußte er sich, wenn ihm Worte fehlten, durch Umschreibungen zu helfen. So bezeichnete er eine Stute als „das Pferd mit

den zwei Aftern“, und der Hahn wurde zum „Huhn, das singt“.

Furchtbare Angst jagte den Indianern alles ein, was eine Uniform trug. Mit dem Schreckensruf: „Guataganá!“ rissen die Mütter ihre Kinder an sich, als einmal eine Polizeistreife nahe vorüberritt, und alle flüchteten in den Wald. Erst lange nachdem die Uniformierten in der Ferne verschwunden waren, wagten sie sich zögernd wieder hervor.

Eins der Indianermädchen zeigte sich besonders anstellig. Sie hieß Tigoná, zu deutsch „Maus“, und wir nannten sie Mäuschen. Längst des Zwanges müde, neben der schweren Feldarbeit auch noch die häuslichen Verrichtungen zu besorgen, stellten wir das junge Mädchen als Wirtschaftlerin, Köchin, Melkerin und Wäscherin an.

Anfangs wollte sie nicht darauf eingehen, denn sie hielt sich mit Recht für eine hurtige Pflückerin und hoffte, bei der Ernte mehr zu verdienen. Erst als wir ihr den Lohn ihrer tüchtigsten Gefährtin, der Nadih l'cque, das heißt „Breit dahinfließendes Wasser“, versprachen, willigte Mäuschen ein.

Jedesmal wenn „Breit dahinfließendes Wasser“ Baumwolle zum Wiegen brachte, lief Mäuschen eiligst herbei, um den gleichen Erntelohn in Empfang zu nehmen. Oft brachte sie einen Sack mit, den sie kichernd an den Haken der Balkenwaage hängte,

und an dem sie dann zog. Es machte ihr immer einen unbändigen Spaß, daß sie für ihren leeren Sack genau so viel Nickelmünzen erhielt wie „Breit dahinfließendes Wasser“ für einen mit Baumwolle gefüllten.

Paco wurde Mäuschens Lehrmeister. Er brachte ihr vor allem das Melken bei. Damit hatte sie zuerst ihre Not: sie drückte der Kuh die Milch nach oben, ins Euter hinein, anstatt sie nach unten, aus den Zitzen heraus zu pressen. Gegen dieses schmerzhaftes Verfahren wehrte sich das Tier; es schlug hinten aus, sprang wie toll hin und her, stieß den Milcheimer um, und Mäuschen flüchtete vor Schrecken. Nur wenn Paco die Kuh wie einen Schwerverbrecher mit starken Lederriemen gefesselt hatte, wagte die ängstliche Melkerin sich wieder heran. Nach einer Woche aber hatte sie den Kunstgriff heraus. Mit ernstem, stolzem Gesicht hockte sie nun auf dem Melkschemel, hielt mit den Zähnen die Schwanzquaste fest, damit sie diese kräftig zuschlagende Fliegenpeitsche nicht um die Ohren bekam, und drückte mit ihren kleinen braunen Fingern, an denen die Nägel wie Perlmutter schimmerten, den weißschäumenden Milchstrahl taktmäßig in den Eimer. Manchmal naschte sie heimlich beim Melken, und oft vergaß sie, sich hinterher den Mund zu wischen. Ahnungslos stolzierte sie dann mit einem verätherischen weißen Schnurrbärtchen umher und

sah uns verwundert an, wenn wir schmunzelnd lächelten.

Waschen lernte sie nie richtig. Zwar schlug und knetete sie stundenlang mit Feuereifer auf den Wäschestücken genau so herum, wie Paco es ihr vormachte, aber nur mit dem Erfolg, daß die hellen Stücke etwas dunkler, die dunklen etwas heller und am Ende alle gleichmäßig grau wurden. Auch mit dem Flicker haperte es. In einen Riß meines Moskitonetzes stopfte sie einen zusammengeballten Lappen, der sofort wieder herausfiel, und der Riß war dabei zu einem großen Loch geworden.

Paco, der Mäuschens Unterricht erst äußerst ernst genommen hatte – obgleich es ihm oft schwer genug fiel, das Lachen zu verbeißen –, wurde immer nachsichtiger und hilfsbereiter. Unter dem Vorwand, ihr die Handgriffe zu zeigen, nahm er ihr manche Arbeit ab, die er als zu schwer für sie erachtete. Schließlich hatte er, sein Ansehen völlig aufs Spiel setzend, für alles, was seiner Schülerin mißlang, nur noch ein belustigendes Lächeln.

Mäuschen verlor denn auch bald jede Scheu. Hatte sie vorher kaum gewagt, ihm unter gesenkten Lidern hervor einen ängstlichen Seitenblick zuzuworfen, so wandte sie ihm jetzt ihr Gesicht zu und richtete die dunklen schwermütigen Augen voll auf ihn, wenn er freundlich mit ihr sprach.

Er benutzte nun jede Gelegenheit zu einem Bei-

sammensein. Eines Tages unternahmen die beiden sogar eine Streiferei in den Wald; sie wollten wilde Früchte sammeln. Als sie heimkamen – trotz langer Abwesenheit mit karger Ausbeute –, war sie es, die über ihn lächelte, während er sie mit ernstesten bewegten Blicken umschloß.

Von jetzt ab gingen sie des öftern in der Mittagspause auf die Früchtesuche, jedoch stets mit gleich geringem Erfolg. Dennoch war Paco immer froh und pfiff nachmittags bei der Arbeit, während er sonst nur ungerne auf seine Siesta verzichtet hatte. Nur wenn Mäuschen spät abends zur Gemeinschaftshütte ihrer Stammesbrüder ging, um dort zu schlafen, machte er ein bekümmertes Gesicht. Unruhig sah er ihr nach, wie sie, einen großen Feuerbrand schwenkend – wodurch sie dessen Glut anfachte und so ihren Pfad beleuchtete –, seltsam unwirklich in der dunklen Nacht wie ein Leuchtkäfer im Zickzackflug davonschwebte.

Nachdem es mir eines Abends so vorgekommen war, als sei er ihr nachgeschlichen, zögerte ich nicht mehr, ihm meinen längst erwogenen Vorschlag zu machen: für unsre Haushälterin eine Unterkunft in der Nähe herzurichten und ihr damit den weiten, der Giftschnaken und wilden Tiere wegen gefährlichen nächtlichen Heimweg zu ersparen.

Paco stimmte begeistert zu und drückte mir heftig die Hand. Ich aber tat, als sei ich erstaunt über die-

sen Freudenausbruch, so daß er etwas verlegen wurde. Doch er machte sich ungesäumt daran, die Hütte zu bauen. Mäuschen bestand darauf, nach indianischer Sitte selbst für das Dach zu sorgen, und begann sogleich das nötige Schilf und Schneidegras herbeizuschleppen.

Ein Farmer, der aus der „Gegend“ wegzog, bot uns für wenig Geld eine kleine Rinderherde an. Da wir dank unserer indianischen Pflücker mit größeren Einnahmen aus dem Baumwollfeld rechnen konnten, kauften wir kurz entschlossen das Rudel. Es waren viele frischmelkende Kühe darunter. Einige davon liehen wir den Indianern, damit auch sie sich mit Milch versorgten.

Jetzt war es Mäuschen, die „Breit dahinfließendes Wasser“ das Melken lehrte. Und Quilik, zu deutsch „Papagei“, dem halbwüchsigen Sohn Elkowés, übergaben wir zu seinem unbeschreiblichen Jubel eine Ponystute und ernannten ihn zum Oberhirten unserer Herden.

Wir hielten darauf, daß Quilik wie ein weißer Reiter an der linken Seite des Pferdes auf- und abstieg. Sobald er sich aber unbeobachtet glaubte, kletterte er doch wieder von rechts auf seinen Pony, wie es sich für einen Indianer geziemt.

Bald hatten wir uns so sehr an diese meist schweigsamen, immer jedoch freundlichen Naturkinder gewöhnt, daß die Wahrscheinlichkeit, sie wieder zu

verlieren, wenn sie zu Beginn der Saatzeit zu ihren Äckern zurückkehrten, uns schwer bedrückte.

Paco wälzte den Plan, den Indianern ein ordentliches Haus zu bauen und eine Pflanzung von Mais, Bataten, Mandioka und Erdnüssen für sie anzulegen. Er hoffte, sie dadurch für immer an die Farm zu fesseln, die er ja doch eines Tages würde allein bewirtschaften müssen, wenn ich es nicht länger mehr hier aushielt. Denn sobald Paco etwas besser eingerichtet war, wollte ich dem Baumwollabenteuer und diesem ganzen Grenzerleben den Rücken kehren.

Siebentes Kapitel

DER TOD DES ROTEN KANZLERS

An einem Sonnabend, anfangs Juni, ritt ich nach Machagay, um Wechselgeld zu holen. Die Einnahmen unserer Pflücker überstiegen bald ihre Ausgaben, und jede Familie hatte schon ein Häufchen Nickelmünzen erspart, die der Mann sorgsam neben den andern Schätzen in der geflochtenen Umhängetasche verwahrte.

Trotz dem unfreundlichen Winterwetter herrschte im Dorf rühriges Geschäftsleben. Alle Kramläden – es mochten mehr als ein halbes Hundert sein, und sie machten fast den ganzen Ort aus – waren voller Kunden. Auch die zahlreichen Schnapsbuden, die während der Erntezeit aus dem Boden schossen und sich stolz „Cafés“ und „Restaurants“ nannten, erfreuten sich großen Zuspruchs. Die Ladenkasse des kleinsten Budenbesitzers quoll über von Geldscheinen. Jeder hatte Anteil an dem Schatz des weißen Goldes.

Am späten Nachmittag wandte ich mich wieder heimwärts. Mein Weg führte an einer Schenke vorüber, die am Rande des Dorfes lag. Und da ich nicht genug Kleingeld aufgetrieben hatte, wollte ich hier auch noch den Versuch machen, einige Scheine zu wechseln.

Eine Gruppe Mokowi füllte nahezu den Schankraum. Sie vertaten hier ihren auf den Farmen so sauer verdienten Pflückerlohn in Zuckerrohrschnaps. Der Schankwirt hatte ihnen schon die Taschen geleert und weigerte sich, ihnen noch weiter einzuschchenken. Darüber erboste sich einer der betrunkenen Indianer, schimpfte laut in seiner Sprache, zog schließlich sein langes Dolchmesser und drang auf den Wirt ein. Aber der alte Sorai, der gute Geist seines Stammes, warf sich zwischen den Bedrohten und seinen wütenden Angreifer. Mit starker zorniger Stimme redete er auf die erregten Leute ein, und auch im Trunke noch gehorchten sie dem einflußreichen Mediziner. Endlich gelang es ihm, die etwa zwanzig Indianer zum Verlassen der Bude zu bewegen und den aufsässigen Raufbold mit hinauszuzerren. Der kluge Schamane hatte, wie so oft schon, seine Stammesbrüder vor Torheiten und deren schweren Folgen bewahrt und wieder einmal einem Weißen das Leben gerettet.

Gelb vor Schreck, strich der Wirt mit den Händen an seinem Körper herunter, als wolle er sich vergewissern, daß er unverletzt sei. Dann tat er etwas sehr Dummes, Gehässiges: er griff zur Polizeipfeife und stieß Notsignale aus.

Die fürchterlich lärmenden Indianer waren inzwischen schon auf die Straße gelangt. Sorai, der mit zornfunkelnden Augen immerfort auf sie einschrte

und geschmeidig wie eine Katze um die ganze Gruppe herumsprang, brachte es schließlich fertig, sie alle in der Richtung zu ihren Reittieren weiterzudrängen. Hätte man sie nur noch wenige Minuten sich selbst überlassen, wäre alles ein belangloser Vorfall geblieben, aber in dem Augenblick, als die Mokowi ihre etwas abseits angepflochten Pferde erreichten und aufsitzen wollten, um heimzureiten, kam Polizeileutnant Rojas mit zwei Mann angeprescht.

Mit Entsetzen sah ich, wie sie vom Leder zogen und, ohne zu prüfen, was hier vorging, mit den schweren Kavalleriesäbeln auf die Indianer einhieben.

Die lärmenden und sich zausenden Rothäute ließen sofort voneinander ab und wandten sich gegen die verhaßte Polizei. Plötzlich ganz nüchtern, stürzten sie sich gewandt und schnell gleich Raubtieren auf ihre Gegner, und in wenigen Sekunden lagen die drei, gellend nach Hilfe schreiend, am Boden. Nur die Warnungsrufe des alten Sorai, keine Weißen zu töten, bewahrten die Unterlegenen vor einem traurigen Ende.

Von allen Seiten stürmten nun die Bewohner Machagays heran, umzingelten die Mokowi und schossen blindlings in den Knäuel hinein. Auch die Polizisten kamen jetzt frei und feuerten mit ihren großkalibrigen Dienstrevolvern auf die Indianer.

Als die Eingekeisten sahen, daß es aus dem immer stärker werdenden Ring der Feinde kein Entinnen gab und daß jeder, der mit dem Messer gegen den lebenden Wall anrannte, unter den zerfetzenden Bleigeschossen der schweren Revolver zusammenbrach, stimmten sie nicht etwa den Todesgesang an, sondern taten etwas, das weniger erhaben, jedoch viel gescheiter war: sie ließen sich zu Boden sinken und stellten sich tot.

Sofort hörte das Feuern auf, der Kreis lockerte sich. Da sprangen die Totgeglaubten blitzschnell davon und verschwanden in den nahen Wald. Die überraschten Weißen fingen nur noch ein paar Verwundete, die, durch ihre Verletzungen behindert oder von Blutverlust geschwächt, nicht schnell genug flüchten konnten.

Mit geringen Schäden – sie beschränkten sich auf einige Hautwunden des Leutnants Rojas und des Polizisten Cayetano – verließen die Sieger das Schlachtfeld. Die toten Indianer ließen sie wie Aas auf der Straße liegen. Stolz zogen sie mit den Gefangenen zur entfernten Polizeistation. Je zwei Männer hielten einen der todwunden Indianer an den Handgelenken gepackt und rissen den Taumelnden mit sich fort. Als letzten schleppten sie den greisen Schamanen vorüber. Eine Kugel hatte ihm das Knie durchbohrt; das Blut sickerte am Bein herunter und bedeckte in geronnenen Klumpen die zerfranste

Hose. Manchmal sank ihm der Kopf auf die Brust, und er konnte nicht mehr weiter; doch die beiden Burschen, die ihn gefangen hielten, schleiften ihn vorwärts. So humpelte das in sich zusammengesunkene Männchen mit schmerzverzogenem Gesicht dahin, stolperte ein übers andre Mal, fiel auf sein zerschossenes Knie, wurde von seinen Häschern wieder emporgerissen und weitergezerrt.

Ohne helfen zu können, war ich dem traurigen Zuge gefolgt; schließlich aber redete ich den beiden gut zu, den Schwerverwundeten freizulassen; doch sie wiesen meine Zumutung entrüstet zurück.

Jetzt kam ein Reiter hinter uns hergetrabt, der Paraguayer Ituralde, ein Hirt von der Viehfarm des Camilo Gonzaga. Er grüßte und gab unverhohlen seinem Ärger Ausdruck, zu spät gekommen zu sein; er hätte das rote Gesindel gar zu gern mit ein paar Kugeln bedacht, und sein Verdruß wurde noch größer, als ihm die beiden Männer erzählten, sein Herr, Don Camilo, habe sich im Kampfe gewaltig hervorgetan. Rasch sprang er vom Pferd, riß sein schweres Buschmesser aus der Scheide und hieb es dem Gefangenen mit voller Wucht hinterrücks in den Schädel.

All das ging so schnell, so unerwartet vor sich, daß ich dem Alten nicht zu Hilfe kommen konnte. Lautlos brach er zusammen. Die andern zogen weiter,

ohne sich um den zu Tode Getroffenen zu kümmern. Erschüttert trat ich zu dem Sterbenden, nahm meine Satteldecke, faltete sie und schob sie ihm unter den Kopf. Dann kniete ich neben ihm nieder und säuberte ihm Augen und Mund von dem strömenden Blut. Die ungeheure Lebenskraft seiner Rasse gab ihm noch einmal das Bewußtsein zurück. Mit einem langen Blick seiner gelben, trüben Augen sah er mich an.

„Malditos Cristianos!“* stieß er schwach hervor. Es waren seine letzten Worte.

Ich ritt zur Polizeistation. Dort machte man großes Aufheben von den flachen Schnitten, die dem Leutnant Rojas über die Stirn liefen, als hätten die Indianer ihn skalpieren wollen. Der Apotheker kam mit Heilmitteln und Verbandstoffen angerannt, und alles schrie nach dem Arzt.

Die Gefangenen waren trotz ihren schweren Verletzungen an die Barra gefesselt worden, eine mehrere Meter lange Eisenstange, die etwa in Kniehöhe über dem Erdboden von zwei Pfählen gehalten wurde. Man hatte die Widerstandslosen mit dem Rücken auf die nackte Erde gelegt, ihnen die Füße

* „Verfluchte Christen!“ Die Indianer jener Zonen kennen das Wort „Weiße“ in dem bei uns gebräuchlichen Sinne nicht. Sie nennen jeden Nichtindianer, ohne Unterschied von Hautfarbe oder Rasse, „Cristiano“. Sich selbst bezeichnen sie, neben ihren Stammesnamen, mit „Paisanos“, d. i. „Landsleute“.

mit eisernen Ringen an die erhöhte, waagerechte Stange geschlossen. Das aus den hochhängenden Beinen herabdrängende Blut strömte aus den Schußwunden und sammelte sich zu großen dunkelroten Lachen. Die Ärmsten mußten Höllenqualen leiden, aber kein Laut der Klage, kaum ein Stöhnen kam über ihre Lippen. Niemand kümmerte sich um sie; alle umstanden den Leutnant; auch Ituralde war unter den Gaffern.

„Dieser Mensch ist ein Mörder“, rief ich und zeigte auf den Paraguayer. „Man muß ihn verhaften. Ich übernehme die Verantwortung!“

Alle blickten auf den Beschuldigten, der blaß geworden war.

„Wen hat er ermordet?“ fragte der Leutnant und packte den zurückweichenden Ituralde am Arm.

„Den Sorai, den Mediziner der Mokowi. Er hat ihn, der schon schwer verwundet und gefangen war, hinterrücks mit dem Machete erschlagen.“

Allgemeines schallendes Gelächter, in das Ituralde mit einstimmte, war die Antwort.

„Guter Witz“, sagte der Leutnant und verzog den Mund zu einem Grinsen; aber da er sich noch rechtzeitig erinnerte, daß er ja soeben sein Blut für Vaterland und Zivilisation vergossen hatte, legte er das Gesicht wieder in ernste, leidende Falten, sah mich mit mißbilligendem Kopfschütteln an und ließ sich vom Apotheker verbinden.

Schweren Herzens trabte ich davon. Ich mußte eilen, um Paco die Unglücksbotschaft zu bringen und mit ihm zu fliehen; denn da draußen konnten wir keinen Augenblick mehr unsres Lebens sicher sein.

Im Waldweg, der zur Savanne führte, scheute mein Pferd: Zwischen die Brettwurzeln eines Wildfeigenbaumes gebettet lag ein Indianer. Tödlich getroffen hatte er sich noch bis hierher geschleppt, um im Dickicht des Urwaldes, das seiner Rasse schon so oft Schutz vor den weißen Bedrängern gewährt hatte, ruhig sterben zu können. Seine weit geöffneten Augen waren nach oben gerichtet. Es schien, als horche er auf das Rauschen des Abendwindes in den Wipfeln des ewigen Waldes.

In gestrecktem Galopp folgte ich dem einsamen Pfad. Die Nacht war dunkel und sternenlos. Ich mußte scharf achtgeben, um nicht in die westliche Karrenspur einzubiegen, die mich schon einmal in die Nähe des Kriegslagers geführt hatte. Jetzt wäre das mein sicherer Tod gewesen.

Zu Hause angekommen, galt mein erster Blick dem Toldo unsrer Pflücker. Die Lagerfeuer glühten noch, aber die Indianer waren schon fort; auch Mäuschens Hütte war leer. Sie hatten nichts mitgenommen, was ihnen nicht gehörte. Quiliks Stute fand ich in der Nähe an einen Baum gebunden; das Sattelzeug lag neben ihr auf dem Boden.

Schnelle Reiter hatten allen Stammesbrüdern die Kriegsnachricht gebracht. Die Familien, die ihre Kolonistenhütten schon wieder aufgesucht hatten, und alle die Sippen, die als Pflücker bei den Farmern arbeiteten, versammelten sich unter ihren Häuptlingen im befestigten Lager.

Am andern Morgen, bei Tagesgrauen, standen zweihundert berittene Krieger vor Machagay. Sie verlangten die Herausgabe der Gefangenen und Toten, der Pferde und Sättel.

Angesichts dieser Übermacht ging die Polizei, die nur acht Mann stark war, bereitwilligst auf alle Forderungen ein. Auch die Bewohner Machagays, die gestern noch so heldenhaft auf die wenigen, bloß mit Messern bewaffneten Mokowi geschossen hatten, waren jetzt ängstlich bemüht, die in der ganzen Umgegend zerstreuten Indianerpferde herbeizuschaffen.

Die roten Reiter halfen nicht dabei. Eng an den Wald gedrängt, der ihnen für den Fall einer Überumpelung den Rückzug decken sollte, warteten sie drohend, bis man ihnen die Tiere und Sättel brachte. Dann nahmen sie ihre Verwundeten und Toten vor sich auf die Pferde und verschwanden ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, auf dem Waldwege in südlicher Richtung zum Aguará.

DIE GEISTERFARM

Otahá Ni Seliamecjque, der Gotthäuptling, schien mit seiner Weissagung von der Wiederaufrichtung der Herrschaft der Mokowi und Toba recht zu behalten. Farmer und Viehzüchter flüchteten vor den Rothäuten und überließen ihnen Äcker und Herden. Die Empörer raubten die verlassenen Gehöfte aus; was sie nicht mitschleppen konnten, wurde zerstört. Auch den Rindern erging es schlimm; täglich trieben die Mokowi große Rudel in ihr befestigtes Lager und schlachteten sie.

Eine Polizeistreife, die zur Kommissarie des benachbarten Quitilipi gehörte und sich bis in die Nähe des Aguará verirrt hatte, geriet in Gefangenschaft. Die Indianer nahmen den Polizisten die Reittiere und die Waffen weg, zogen ihnen die Uniformen und Unterkleider aus und ließen die vor Furcht Schlotternden splitternackt wieder laufen. Vielleicht wollten sie damit beweisen, was für Jammergestalten diese „Guatanás“ ohne Uniform und Waffen seien; oder sie glaubten, die Verhaßten mit dieser Entehrung mehr als durch den Tod zu strafen. So wenigstens versuchte man sich die Sache zu erklären. Doch die Lösung des Rätsels, warum die Rothäute ihre Todfeinde nicht umgebracht hatten, sollte man später erfahren.

Der Schaden der Siedler vergrößerte sich von Tag zu Tag. Die ganze Ernte – außer dem wenigen, das man schon verkauft hatte – war verloren; denn die Aufständischen vernichteten auch die eingebrachte Baumwolle, die sie in den Scheunen der Pflanzer fanden.

Der Verlust an Vieh ging in die Tausende. Das Kriegslager war stark gewachsen – man sprach wieder von achthundert Seelen –, und Indianer verzehren riesige Mengen Fleisch, wenn sie es bekommen können. Und hier brauchten sie es nur aus der Savanne hereinzutreiben.

Einer der ersten, der seine Farm verließ, war jener Camilo Gonzaga, der an dem verhängnisvollen Sonnabend in Machagay so tapfer auf die kleine Indianertruppe geschossen und dessen Hirt Ituralde den alten Sorai ermordet hatte. Doch während die Mokowi die vereinsamten Farmen aller andern ausraubten, schien ihnen das Gehöft Gonzagas heilig zu sein; hier tasteten sie nichts an. Es war, als wache dort ein mächtiger Schutzgeist, dessen Macht aber nicht weit über Haus und Hof hinausreichte, denn die Rinderherde Gonzagas, die draußen in der Savanne weidete, wurde als erste von den Aufrührern geraubt.

Flüchtlinge, die an der unbeschädigten Farm vorübergezogen waren, verbreiteten die Wundermär. Den Weißen schien das ein neues Rätsel, an dem sie

ebenso erfolglos herumrieten wie an jenem der freigelassenen Polizisten. Nur die Wissenden tuschelten geheimnisvoll von Poras und andern bösen Geistern; die dort umgingen und vor denen die Indianer Angst hätten.

Die Schwelgerei der Mokowi dauerte nun schon über einen Monat. In immer weiterem Umkreis dehnten sie ihre Schreckensherrschaft aus. Die Preise von Feuerwaffen und Schießbedarf stiegen im Territorium aufs Dreifache, denn auch die Farmer entlegener Departementos rüsteten sich in Erwartung eines allgemeinen Aufstandes aller Stämme.

Die Regierung hatte bisher nichts unternommen, obgleich die telegraphischen Hilferufe der geschädigten Siedler immer dringender und angstvoller wurden. Die hohen Regierungsstellen in Buenos Aires gaben weiter unverhohlen zu, dieses Mal kein indianisches Blut vergießen zu wollen; und das erbitterte die heimgesuchten Weißen aufs tiefste.

Der ganze Süden von Machagay und Quitilipi war nur noch eine unbewohnte Wildnis, in der die Streiftrupps der Mokowi sich als unumschränkte Herrentummelten. Wir selbst waren gleich nach der Ermordung Sorais geflüchtet und hatten uns mit andern Siedlern zu gemeinsamer Verteidigung auf einer Farm vereinigt, die etwa vierzig Kilometer südlich vom Aguará lag. Die Mokowi würden sich hüten,

dieses unser feldmäßig bewachtes und verteidigtes Lager anzugreifen; denn wir alle waren mit zwölfschüssigen Winchesterbüchsen bewaffnet, und Grenzer sind gute Schützen.

Die Rothäute schienen allerdings gar nicht darauf erpicht zu sein, Weiße zu töten, solange diese ihnen aus dem Wege gingen. Bis jetzt hatten bloß die Berichterstatter der großen Zeitungen in Buenos Aires – die täglich spaltenlange Berichte vom Indianerkrieg veröffentlichten – Siedler in größerer Zahl „umgebracht“. Wenn es aber auf dieser Seite auch noch keine Menschenleben zu beklagen gab, so war doch der wirtschaftliche Zusammenbruch der ganzen Gegend besiegelt.

Auch wir hatten alle Baumwolle verloren, bis auf die paar Fuhren, die wir bereits vor dem Ausbruch der Unruhen zu Geld gemacht hatten. Unser Gehöft war, wie das so vieler anderer, ausgeraubt und niedergebrannt worden. Das Kleinvieh hatten die Plünderer geschlachtet, und von der Rinderherde und den Zugochsen, die Quilik, als er mit den andern flüchtete, sich selbst überlassen hatte, konnten wir trotz zähem Suchen keine Spur entdecken. Aber wir gaben die Hoffnung nicht auf. Es war sehr gut möglich, daß die Querencia, das Heimweh nach den Weidegründen ihres früheren Besitzers, die Tiere zurückgelockt hatte. Denn daß die Indianer gerade unsere, durch den Weidewechsel abgemagerten Rin-

der geschlachtet haben sollten, wo sie so viele feiste bei der Hand hatten, kam uns unwahrscheinlich vor.

Von diesen Gedanken angespornt, ritten Paco und ich jeden Tag auf die Suche. Zwei wenig bemittelte Farmer, der Italiener Don Secundino und der Kreole Don Alejo, die im ersten Schrecken und in der Besorgnis um Frau und Kinder ihr Vieh im Stich gelassen hatten und nun auch ihre paar Milchkühe und Zugochsen aus der gefährdeten Gegend in die sichere Deckung unseres Lagers retten wollten, schlossen sich uns oftmals an; wir waren also fast immer zu viert.

- Auf diesen Streifereien mußten wir sehr wachsam sein, um nicht von den Mokowi überrascht zu werden. Vorsichtig hinter Büschen, Bäumen und Waldinseln Deckung nehmend, pirschten wir uns nordwärts durch den Kamp, stets in Bereitschaft zu fliehen, wenn etwas Verdächtiges auftauchen sollte, oder uns auf unsre Rinder zu stürzen und sie schnell nach Süden davonzutreiben, sobald wir das Glück hätten, sie ins Blickfeld meines guten Fernglases zu bekommen.

An einem Sonntag, gegen Julimitte, führte uns die Streife bis zu der Farm des Gamilo Gonzaga, der Geisterfarm, wie sie jetzt schon jeder nannte. Unheimlich, spukhaft wirkte dieses Eiland des Friedens mit seinen scharrenden Hühnern, den am Ufer

der Lagune eifrig nach Wurzeln des Papyrus wühlenden Schweinen und den in der Nähe des Hauses beschaulich grasenden Schafen. Sogar das kleine Vorhängeschloß der Haustür war unversehrt, und die Mais- und Baumwollvorräte, die in der offenen Scheune lagerten, schienen unberührt.

Ein Gefühl geheimer Unruhe trieb uns, den Gespensterhof schnell wieder zu verlassen. Als wir hinter einer Waldzunge in einen Pfad einbogen, kamen uns aus der Richtung von Machagay zwei Reiter entgegen: Camilo Gonzaga und sein Hirt Ituralde. Nach Kampgebrauch reichten sich die Männer die Hand; ich aber sprang vorher ab und machte mir am Satteltgurt zu schaffen. Meine Begleiter berichteten dem Gonzaga von der geheimnisvollen Unberührtheit seines Hofes. Er freute sich darüber und sagte, er sei nur gekommen, um sich von dem Wunder zu überzeugen, von dem alle sprächen. Jetzt wolle er eiligst nach Machagay zurückkehren, Ochsenkarren zu holen, und alle bewegliche Habe und das Kleinvieh wegbringen; die Schafherde werde er hinter dem Wagenzug hertreiben; so könne er wenigstens seine Einrichtung und einiges von seinem Viehbestand retten.

„Während ich die Karren hole, kannst du schon die Schafe einpferchen“, wandte er sich an seinen Hirten, „damit wir nachher schneller fertig sind.“

Mit diesen Worten warf er sein Pferd herum und

galoppierte in der Richtung davon, aus der er gekommen war.

Unruhig ließ der Hirt seine Blicke umherschweifen.

„Wollt ihr nicht mitkommen, mir helfen?“ fragte er uns.

Die beiden andern wären wohl bereit gewesen, denn solche Hilfeleistungen versagt man draußen im Kamp nie. Doch als ich schroff verneinte, lehnten auch sie nach einigem Zögern ab.

„Ach so“, sagte Ituralde düster, „Sie mögen mich ja nicht, wegen der Sache mit dem alten Sorai! Was wollen Sie: Schlangen und Indianer muß man vertilgen. Richtig mit uns arbeiten wird diese Bande von Tagedieben ja doch nie“, fuhr er mit leiser Stimme, wie zu sich sprechend, fort, „die tun bloß manchmal so. Von anderer Leute Arbeit leben ist bequemer. Wir sehen ja, was für Schaden diese Viehdiebe und Wegelagerer jetzt wieder anrichten. Man sagt, daß es Unglück bringe, wenn man Schlangen tötet. Vielleicht ist es mit den Indianern ebenso. Aber ich würde es trotzdem tun. Man muß das Pack endlich ausrotten. Erst wenn der letzte dieser Buschklepper verreckt ist, werden wir in Frieden unsere Äcker bepflanzen und unsere Herden weiden können.“

Damit ritt er ohne Gruß weiter; langsam und zögernd wandte er sich der gefeierten Farm seines Patrons zu.

Als wir auf dem Heimritt, ein paar Stunden später, wieder am Gehöft des Gonzaga vorüberkamen, war alles nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Mitten im Hof lag der gräßlich verstümmelte Leichnam des Hirten.

Wochenlang hatten die Mokowi in der nahen Waldinsel auf der Lauer gelegen, um Rache zu nehmen an dem Mörder des Schamanen. Als Köder hatten sie das Anwesen unberührt gelassen, und nun war es zur Menschenfalle geworden.

WETTLAUF MIT DEM TODE

Tags darauf hatten wir auf der Suche nach unsern Rindern endlich einen kleinen Erfolg: zwei zahme Milchkühe mit ihren Kälbern. Wir nahmen sie in die Mitte und trieben sie schnell nach Süden, um sie mit der Herde zu vereinigen, die im Schutz unseres Lagers weidete.

Don Secundino – ihm gehörten die Wiedergefundenen – war froh und nicht wenig stolz, und seine Frau und die beiden halbwüchsigen Töchter liefen jubelnd hinter uns her, als wir die Geretteten an den Verhauen vorüber zum Weideplatz trieben; sie kraulten und tätschelten sie zärtlich, gaben ihnen Kosenamen und hatten feuchte Augen vor Rührung. Die Erregung der armen Leute war begreiflich, denn Gehöft und Ernte hatten ihnen die Indianer zerstört, das Land, auf dem sie gesiedelt hatten, gehörte dem Staat, und so waren die paar Tiere jetzt wohl ihr einziges Vermögen.

Angefeuert von unserm Finderglück, suchten wir vier mit erneutem Eifer die Savanne ab, obgleich man uns davor warnte. Denn jetzt, nachdem Ituralde in die Falle gegangen war, meinten die Lagergefährten, würden die Rothäute ihre bisher vorgetäuschte Mäßigung aufgeben und jeden Weißen nie-

dermachen, den sie in dem Gebiet, das sie als ihr Eigentum ansahen, erwischten. Wir vier aber würden wohl die ersten sein, denen die Gefahr einer Begegnung drohte, wenn wir uns weiter so unklug benähmen.

Doch wir ließen die düstern Prophezeiungen unbeachtet und ahnten nicht, daß sie sich schon zwei Tage später erfüllen sollten, nämlich am Mittwoch, der auf den Sonntag folgte, an dem der Mörder des alten Sorai gerichtet worden war.

Sehr früh waren wir diesmal ausgeritten. Hinter den Zungen und in den Ausbuchtungen einer meilenlangen Waldenge Deckung nehmend, schlichen wir uns vorsichtig nordwärts. Überall in den Buchten grasten größere Rindergruppen. In der offenen Savanne, die sich zu unsrer Rechten hinzog, sah man nur hier und da ein paar Tiere; der winterliche, kalte Südwind zwang sie, im Windschatten des Waldes Schutz zu suchen. Das war günstig für unser Vorhaben, weil wir uns nicht in die freie Grasflur hinauswagen durften; dort hätte uns eine indianische Streifschar aus großer Entfernung sehen können.

In einer dieser vielen Waldbuchten fanden wir zwischen andern Rindern drei Kühe aus dem Besitz Don Alejos. Er hatte sie schon von weitem, als sie die Lauscher nach uns spitzten, an den Ohrenmarken erkannt und bezeichnete sie uns nach Farbe, Gestalt und Hörnerform, so daß wir sie nicht mehr

aus den Augen verlieren konnten. Vorläufig aber wußten wir noch nicht so recht, wie wir die drei aus dem großen Rudel herausbringen sollten, um sie zwischen uns zu nehmen. Es durfte um so schwieriger sein, als diese Herden lange nicht mehr zusammengesrieben und schon menschenscheu geworden waren.

Die Tiere weideten nur noch etwa einen halben Kilometer von uns entfernt, und unsre Nähe begann sie zu beunruhigen. Eines nach dem andern hörte auf zu grasen. Sie hoben die Köpfe und weiteten die Nüstern, um Witterung zu nehmen; und die steil emporgerecten Schwänze mit den wehenden Quasten deuteten auf baldige Flucht.

Rasch versteckten wir uns hinter einer Waldkulisse und hielten Kriegsrat. Das beste wäre gewesen, das Rudel weit in die offene Savanne hinauszujagen, um Spielraum für das Absondern zu haben; aber das hätte uns allzusehr bloßgestellt. Und die Tiere am Waldessaum entlang zu treiben, war unmöglich, weil sie dann ins Dickicht geflüchtet und entkommen wären. So blieb nur ein Mittel: der Lasso. Jedoch auch dieser Plan hatte wieder seine schwache Seite: Lassowerfen ist eine Kunst, die von Kindheit an geübt sein will, und Paco und Don Secundino waren, wie alle Eingewanderten, schlechte Werfer.

Wir zogen unsern Reittieren die Panzgurte enger, denn am Gurtring ist das hintere Ende des Lassos

befestigt. Dann machten wir uns fertig: wir erweiterten die große Fangschlinge auf etwa drei Meter Durchmesser und faßten sie mit der Rechten; den übrigen Lasso hielten wir in kleinen Windungen zusammengerollt in der Linken, die auch noch die Zügel des Pferdes ergriff.

Vorsichtig umritten wir jetzt die Waldzunge, schlichen von hinten so nahe wie möglich an die Herde heran und drängten uns plötzlich in sausen-dem Galopp zwischen die Rinder und den Wald.

In wilden Fluchten brach das Rudel seitlich aus und jagte auf die Savanne zu. Wir sprengten hinter den drei Kühen her und schwangen dabei wurfbereit die weitoffnen Schlingen in taktmäßigen, sausenden Kreisen über unsern Köpfen. Bis auf etwa fünfzehn Meter galoppierte ich an eine Kuh heran, hielt diesen Abstand einige Sekunden, indem ich den Lauf meines Pferdes dem des Flüchtlings anpaßte, und ließ im erfüllten Augenblick die Wurfchlinge fliegen.

Mit Erfolg: die große Schlinge fiel waagrecht über die weit ausladenden Hörner der Kuh und zog sich ihr fest um die Stirn zusammen. Ich ließ den Lasso los, so daß ihn nun das Pferd mit dem Panzergurt hielt. Jetzt wurde es gefährlich, denn ich war unlösbar mit der furchtbaren Wucht eines in toller Angst dahinrasenden Rindes verbunden. Verwickelte sich mir oder meinem Pferde ein Glied in den Lasso-

strang, so mußte es uns, wie mit der Säge abgeschnitten, vom Körper geschnürt werden.

Aber auch die Eingefangene lief Gefahr. Ganz allmählich mußte ich meinen Galopp kürzen, sollte nicht ein zu plötzlicher Ruck dem Rind Genick und Beine brechen. Selbst der starke, aus vier zähen Rohlederriemen geflochtene Lasso konnte dabei reißen und das mit lautem Knall zurückpeitschende Ende Pferd und Reiter schwer verletzen.

Endlich hatte ich den rasenden Lauf der Kuh genügend gehemmt und durfte es wagen, mein Pferd quer zu stellen; es stemmte die Beine seitlich und legte sich mit seinem ganzen Gewicht in den Lasso. Trotz meiner Vorsicht riß ein heftiger Ruck die Gefangene herum. Vor Wut und Schreck laut aufbrüllend, blieb sie stehen und senkte die Hörner gegen mich.

Auch Don Alejo hielt eine Kuh im Lasso. Die, auf welche Paco es abgesehen hatte, war entkommen; denn die Schlinge hatte nur ein Horn umspannt. Zwar fand sie an der rauhen Hornwurzel einen kurzen Halt; aber als sich dann der Lasso straffte, rutschte sie ab, und der schwere eiserne Schlingerring schnellte wie ein Geschoß auf Paco zurück, dicht über den Kopf des flink sich Duckenden hinweg. Danach hatte Don Secundino noch sein Glück versucht; jedoch ebenso vergeblich.

Mühselig schleppten wir die beiden anfangs sich

heftig sträubenden Rinder davon. Aber bald ergaben sich die Widerspenstigen in ihre Gefangenschaft; wir konnten sie losmachen, und der glückliche Don Alejo trieb sie mit Pacos Hilfe vor sich her zum fernen Lagerplatz.

Don Secundino und ich wollten nur noch einen Blick in die nächste Waldbucht werfen, um dann den beiden zu folgen. Im Eifer des Suchens ritten wir indes immer weiter nordwärts, am Saum des Waldes entlang, immer wieder bis zum nächsten Rinderrudel.

Die Grasfläche zu unserer Rechten hatte sich allmählich verengt. Wie ein dunkles Ufer näherte sich von drüben der Wald, und schließlich zog sich die Savanne nur noch wie ein breiter Flußlauf zwischen bewaldeten Gestaden dahin. In der Mitte dieses jetzt kaum einige Kilometer breiten hellgrünen Grasstromes erhob sich dunkel eine kleine Waldinsel.

Am jenseitigen Rand der Grasflur lagen ein paar Gebäude: das Gehöft des Kreolen Juan Retamar. Einige „Nachbarn“ waren von ihren meilenweit entfernten Farmen mit Frauen und Kindern hierher geflüchtet, und die etwa zehn Männer wähten sich stark genug, das Farmhaus gegen die Indianer zu verteidigen.

Trotz ihrer Tollkühnheit hatten sie für rasche Rückzugsmöglichkeit vorgesorgt: wie ich mit dem Feldstecher feststellen konnte, grasten ihre Reittiere

angepflockt und mit aufgelegten Sätteln in der Nähe des Hauses.

Nach einigem Zaudern beschlossen wir, zu den Leuten hinüberzureiten. Vielleicht hatten sie in ihren Weidegründen Rinder mit unserm Ohrenzeichen oder Brandstempel gesehen. Solche Auskünfte erleichtern dann das Suchen. Bevor wir unsre Deckung verließen, beobachtete ich mit dem Glase sorgfältig den Norden. Da nichts Verdächtiges zu sehen war, trauten wir uns hervor und galoppierten bis zu dem Wäldchen in der Mitte der Savanne. Hier stiegen wir ab, zwängten uns mit den Pferden zwischen die tiefhängenden Zweige der Algarrobobäume, und ich durchforschte noch einmal mit dem Feldstecher die helle Grasflur und die dunklen Waldsäume.

Diese Vorsicht sollte unsre Rettung werden. Weit im Norden, jedoch durch das scharfe Jagdglas nahe herangerückt, tauchte eine große Schar indianischer Reiter auf. Die Lanzen quer über den Sätteln, in den Händen die schußbereiten Flinten, kamen sie im gestreckten Galopp daher.

Schnell erwog ich, ob wir uns mit den Farmern dort drüben noch vereinigen könnten, ehe die Rothäute heran wären. Das schien mir zweifelhaft, denn vor uns lag morastiges Gelände, kenntlich an den Sumpfhazinthen und den watenden Reihern und Ibissen. Da würden wir nur Schritt vor Schritt

vorwärts kommen und Gefahr laufen, von den anstürmenden Mokowi umzingelt zu werden, ehe wir aus dem Sumpf heraus waren. Rückwärts zu fliehen schien mir auch gewagt. Sobald sich unsre Gestalten vom dunklen Hintergrund der Waldinsel lösten, mußten die Indianer uns sehen; und wenn sie dann Jagd auf uns machten, war es zweifelhaft, ob wir ihnen mit unsern abgehetzten Pferden entkommen würden.

Ich schlug meinem Gefährten vor, uns hier zu verbergen, und er stimmte zu. Leicht war das nicht; das Unterholz des Wäldchens war dicht mit wilden Ananas durchwachsen, deren klingenähnliche lange Blätter dolchartige Spitzen haben. Diese bohrten sich uns durch die Kleidung ins Fleisch und drangen unsern Tieren in Brust und Bauch, so daß sie sich bäumten und nicht weiter wollten. Auch hakten sich die krallenartigen Stacheln, mit denen die Ananasblätter seitlich besetzt sind, in Kleider, Haut und Fell, und nur unter Schmerzen gelang es Mensch und Tier, sich immer wieder loszureißen.

Don Secundino kam noch langsamer vorwärts als ich, der sonst so ruhige Mann war sehr aufgereggt und infolgedessen zappelig und unbeholfen. Endlich hatten wir uns so weit in die Waldinsel hineingezwängt, daß wir hoffen durften, von draußen nicht mehr gesehen zu werden. Wir hingegen konnten gut hinaussehen.

Wir zogen uns die Jacken aus und verhüllten damit den Pferden die Köpfe; denn wir fürchteten ihr Schnauben, das uns verraten mußte, wenn Feinde in die Nähe kamen. Dann beobachtete ich mit dem Feldstecher, was draußen geschah.

Die Indianer sprengten in breiter Kette daher. Als sie sich auf etwa einen Kilometer genähert hatten, begannen beide Flügel sich vorzuschieben, so daß die Front einen Halbkreis bildete. Ihre Absicht, das Gehöft einzukreisen, war unverkennbar.

Ein gellendes, ohrenzerreißendes Geheul ausstoßend, stürmten die roten Reiter die Farm. Die Siedler mußten einsehen, daß sie verloren wären, wenn sie mit aussichtslosem Widerstand Zeit vergeudeten. Alle rannten zu den Reittieren, die Frauen saßen auf, die Männer reichten ihnen schnell die Kinder; dann erhoben sie, um die Fliehenden zu decken, ihre Büchsen gegen die heranbrausenden Mokowi. Die aber waren noch zu weit entfernt, und so blieben die Salven wirkungslos. Die Farmer warteten indes nicht auf günstige Schußweite; sie sprangen nun ebenfalls auf die Pferde und jagten, den Frauen folgend, in südlicher Richtung davon. Mit knapper Not kamen sie zwischen dem Wald zu ihrer Linken und dem vorgeschobenen rechten Flügel der Indianer hindurch.

Doch, was ist das! Mir krampft sich das Herz zusammen vor Schreck: einer der Weißen ist zurück-

geblieben! Ich erkenne ihn an dem schwarzen Vollbart, es ist der Franzose Ravaz. Sein Pferd scheute und riß sich los, als er in den Sattel steigen wollte, und jetzt geht es ohne seinen Reiter durch.

Einer der fliehenden Gefährten kommt zurück, dem fast sicheren Tod entgegen. Vergebens müht er sich, Ravaz auf die Kruppe seines Schimmels zu nehmen. Der Pflanze versucht zwar von hinten aufzuspringen, doch er ist kein Gaucho, ist ein schlechter Reiter, es gelingt ihm nicht. Die Rothäute geben die Verfolgung der flüchtenden Farmer auf und nähern sich rasch den beiden Zurückgebliebenen, um sie einzukreisen. Doch bevor der Kreis sich schließt, setzt der Schimmelreiter auf die einzige Lücke zu: den Morast dicht vor unserm Versteck.

Ravaz hat den langen Schweif des Pferdes gepackt. Dieses in äußerster Not angewandte Rettungsmittel ist allein in den Steppen heißer Länder üblich; nur hier läßt man den Pferden lang herabwallende Schwänze, damit sie sich der Moskitos erwehren können. Große Behendigkeit, Muskeln von federndem Stahl und letzte Entschlossenheit, wie sie die Todesnot dem um sein Leben laufenden Menschen gibt, das alles ist für das Gelingen des Pferdeshweiftricks notwendig.

Und das alles vereint sich bei diesem Mann. Trotz der ungeheuren Schnelligkeit, mit der das Pferd seines Kameraden ihn vorwärts reißt, kommt er

nicht ins Straucheln. Er scheint hinter dem Schimmel herzufliegen; jeder seiner Schritte wird zum phantastischen Sprung.

Jetzt nähern sich die Flüchtenden dem Morast. Fast hat die heulende Rotte sie eingeholt. Bis an die Brust versinkt das Tier im moorigen Grund. Aber es ist stark, körnergenährt, es arbeitet sich durch. Unter einem Hagel von Geschossen erreicht der Reiter das diesseitige Ufer des Sumpfes. Und als die Hufe seines Pferdes festen Boden fassen, ist er schnell entflohen.

Der andre ist drüben zurückgeblieben. Seine Füße versanken im weichen Grund, da mußte er den rettenden Pferdeschwanz loslassen.

Flugs haben ihn die Feinde umstellt, und ich sehe ihn nicht mehr im Knäuel der andrängenden Lanzenreiter. Diese springen von den Pferden. Der zukkende, um sich schlagende Körper des Weißen fliegt über ihren Köpfen; im grausigen Ballspiel schleudern sie ihn immer wieder empor und fangen ihn mit den Spitzen ihrer Speere auf.

Wir waren dazu verurteilt, das entsetzliche Sterben des armen Menschen mit anzusehen, ohne ihm helfen zu können und in der Gewißheit, daß das gleiche Los unser wartete, wenn die Blutberauschten uns entdeckten. Auf unsern mageren, abgehetzten Pferden war an ein Entkommen nicht zu denken.

Das fürchterliche Heulen und Schreien, das Knallen der Schüsse und das Dröhnen galoppierender Hufe hatte unsre Pferde scheu gemacht. Sie bäumten sich, um sich von den Jacken zu befreien, die ihnen die Köpfe verhüllten. Aber wir durften sie ihnen jetzt nicht abnehmen; in ihrer Angst hätten sie sogleich ihr schnarchendes, weithin hörbares Warnschnauben ausgestoßen, und dann wäre es um uns geschehen gewesen. Mit Anstrengung hielten wir die Ungebärdigen an den Halftern fest und suchten sie durch Streicheln zu besänftigen.

Doch unsre Lage sollte noch bedrängter werden. Das Gesicht meines Gefährten war mit einemmal furchtbar verändert, von Angst verzerrt, kaum wiederzuerkennen. Er ließ sein Reittier los und kauerte sich nieder. Auf allen vieren versuchte er vergeblich durch die Stachelwand der wilden Ananas tiefer in den Wald hineinzukriechen. Schließlich riß er mit den Nägeln den Boden auf, als wollte er sich wie ein Gürteltier eingraben.

Sein Pferd, die bändigende Hand nicht mehr am Halfter fühlend, versuchte trotz der vielen kralligen Dornen, sich umzudrehen und in die Savanne hinauszufließen. Die Jacke war ihm vom Kopf geglitten, blieb aber an der Kandare hängen und machte es vollends rasend. Wild hinten ausschlagend, wollte es an mir vorbei. Noch im letzten Augenblick konnte ich es mit der freien Hand bei den nachschleifenden

Zügeln packen und trotz dem starken Ruck, der mir die Haut aus der Handfläche riß, mit Aufbietung meiner letzten Kraft zurückhalten.

Das Stampfen und Schnauben des scheuenden Pferdes und das Krachen brechender Zweige hatten einen solchen Lärm gemacht, daß wir sicher entdeckt waren. In der schrecklichen Erwartung, unser Versteck umzingelt zu sehen, blickte ich hinaus. Ein Wunder mußte uns gerettet haben: kein Indianer war mehr in der Nähe.

Vom Gehöft herüber tönte lautes Schweinegeschrei. Die Plünderer waren also dabei, das Kleinvieh abzuschlachten. Sie hatten es damit nicht eilig. Mir schien die Stunde eine martervolle Ewigkeit; denn vor mir lag der zerfetzte Leichnam des Pflanzers, hinter mir hockte mein geistesverwirrter Kamerad, und mit jeder Hand hatte ich ein Pferd zu bändigen, das wild an den Zügeln riß und das uns den Tod brachte, wenn mein Griff für einen Augenblick erlahmte.

Endlich zogen die Mokowi in nördlicher Richtung davon. Sie ritten im Schritt ganz nahe an uns vorüber und ließen ihre Späherblicke nach allen Seiten schweifen. Die bluttriefenden Hälften der geraubten Schweine und Schafe baumelten über die Kruppen ihrer Reittiere herab.

Es bedurfte großer Festigkeit und Geduld, den verstörten Don Secundino von seiner eingebildeten

Erdhöhle wegzubringen; erst nach und nach kam er zu sich, und wir konnten heimreiten. Spät in der Nacht gelangten wir ins Lager.

Von dem Überfall wußte man schon durch Juan Retamar und die andern Farmer, die hier Zuflucht gesucht hatten. Alle waren in heller Aufregung; sie fühlten sich hier nicht mehr sicher. Und am andern Morgen wurde beschlossen, weiter südlich, in die Nähe der Santa Fé-Bahn zu fliehen.

Niedergeschlagen zogen die vertriebenen Siedler davon. In dem Reiterzug, der einem Leichenbegängnis glich, befand sich auch die Witwe des getöteten Ravaz mit ihren fünf Kindern. Alle waren noch klein. Die Frauen nahmen jede eines vor sich auf den Sattel; wir Männer mußten ja die Hände zur Verteidigung frei haben, falls die Rothäute uns verfolgen und angreifen sollten. Friedlich schlief das Jüngste, erst zwanzig Tage alt, im Arm der Mutter; die rüttelnden Bewegungen des trottdenden Pferdes vermochten nicht es zu wecken.

STAMMESUNTERGANG

Die Kunde von dem kühnen Überfall der Mokowi auf die stark bewachte Farm des Retamar schreckte auch die kaltblütigsten Grenzer von ihren Gehöften. Schon auf dem Marsch zum neuen Lager stießen viele Familien zu uns.

Wir fragten alle diese Flüchtlinge nach unsern Rindern, doch immer vergeblich. Endlich trafen wir auf einen, der sich zu erinnern glaubte, Tiere mit der Brandmarke, die wir ihm aufzeichneten, gesehen zu haben, und zwar in der Nähe von Napalpi.

Mir lag der Schrecken noch zu sehr in allen Gliedern, als daß ich Lust gehabt hätte, auf solche unbestimmte Auskunft hin mein Leben abermals zu wagen. Doch Paco wußte mich zu überreden. Eine Begegnung mit den Aufständischen sei wenig wahrscheinlich, wenn wir einen weiten Bogen nach Westen schlügen. Und einmal in Napalpi angekommen, in der Nähe der Reduktionsverwaltung, die von einem Aufgebot gutbewaffneter Polizei beschützt wurde, wären wir in vollkommener Sicherheit. Von dort aus könnte man dann weitersehen.

Leal und Cambá gaben wir in die Obhut Don Secundinos. Sie waren bei ihm in guten Händen, denn seine beiden Töchter hatten die munteren kleinen

Hunde, die sie ja schon immer während unsrer Streifzüge betreut hatten, längst ins Herz geschlossen.

Bei Tagesgrauen machten wir uns auf und erreichten trotz dem Umweg am Nachmittag unser Ziel.

In Napalpi fanden wir großen Betrieb vor. Eine Verstärkung von hundertundzwanzig berittenen Polizisten war gerade angekommen; alle mit den gefürchteten, weittragenden Mausergewehren bewaffnet. Außerdem hingen ihnen schwere Kavalleriesäbel und großkalibrige Armeerevolver an den Gürteln.

Die Truppe hatte sich in dem halbverfallenen Verwaltungsgebäude und in den Schuppen einquartiert. Die meisten der Leute waren in angeregter Stimmung. Sie hatten sich unterwegs alkoholische Getränke besorgt und waren etwas angetrunken.

Der Oberbefehlshaber, ein sehr junger und sehr schöner Mann, prangte in khakifarbener Galauniform, wie frisch aus dem Ei gepellt. Offensichtlich nahmen die Kommissare und Mannschaften seine gelegentlichen Befehle nicht sehr ernst, denn sie führten sie auffallend nachlässig aus. Diese Gauchos verachteten wohl den uniformierten Stutzer, der seine bevorzugte Stellung nur der Gunst des Gouverneurs verdankte.

Den unverkennbaren Mangel an Ehrerbietung

und Manneszucht seiner Leute suchte er durch prahlerisches Reden wettzumachen. So rühmte er sich, daß er trotz seiner kurzen Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz schon einen wichtigen Erfolg zu verzeichnen habe. Und das stimmte, wie ich mich bald überzeugen sollte. Auf dem Hermarsch war es der Vorhut gelungen, ein paar feindliche Späher zu überraschen. Das Wie konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Diesen glücklichen Zufall hatte man aufs schlauste ausgenutzt. Man ließ einen der Gefangenen wieder frei, damit er den Aufständischen mitteile, die Truppe sei nur gekommen, um die Gewehre jener damals nackend in Freiheit gesetzten Polizeistreife abzuholen; sobald der Stamm die geraubten Mauser an einen bezeichneten Ort niederlege, damit man sie dort holen könne, wolle man die Gefangenen laufen lassen und sich wieder zurückziehen. Bei Ungehorsam aber würde man schonungslos vorgehen. Die List gelang, und so hatte man den Meuterern ihre einzigen weittragenden, durchschlagskräftigen Waffen ungefährdet abgenommen.

Nicht weit von den Gebäuden lagerten die alteingesessenen Kolonisten von Napalpi im Freien: ein paar hundert Toba. Sie hatten sich den Empörern nicht anschließen wollen und trugen als Zeichen ihrer Friedfertigkeit weiße Binden um den Oberarm. Bald erkannte ich, daß ihre Zuneigung, ungeachtet der weißen Binden, den stammver-

wandten Mokowi gehörte, sie behandelten die Gefangenen, die ihnen die Polizei unbegreiflicherweise zur Bewachung übergeben hatte, wie bevorzugte Gäste.

Gegen Abend erfüllte die Luft ein seltsam knatterndes Brausen, wie man es in diesen Einsamkeiten noch nie gehört hatte. Ein Flugzeug stieß aus der grauen Wolkendecke herab, ging in steilem Winkel nieder und kreiste schließlich, einen Landungsplatz suchend, wenige Meter über unsern Köpfen.

Mit entsetzten Gesichtern starrten die Toba das Wunder an, rührten sich aber nicht von ihren Lagerfeuern.

Lange kreuzte der Flieger, ohne hindernisloses Feld zu finden. Schließlich landete er auf einem brachliegenden Acker. Der zweisitzige Curtiß-Doppeldecker wurde von einem Unteroffizier des argentinischen Heeres geführt; ein ortskundiger Viehzüchter begleitete ihn als Beobachter. Man wollte die Verhaue der Aufrührer von oben her aufzeichnen, wenn sie sich zum Abwehrkampf verschanzen sollten, oder aber ihre Bewegungen verfolgen, falls sie zu fliehen versuchten. Auf diese Weise konnten die Flüchtenden der Polizeitruppe nicht entkommen. Der Flieger hätte sie mit seinem guten Fernglas immer gleich wieder entdeckt, auch wenn sie in die Wälder untertauchten, denn gegen Beobach-

ter aus der Luft bieten selbst die dichtesten Baumwipfel keinen Blickschutz. Und die gut berittenen Verfolger würden den fliehenden Stamm, den Frauen, Kinder und Greise behinderten, schnell eingeholt haben.

Mit einem Fluch sprang der Sargento aus dem Führersitz. Seine schlechte Laune war begreiflich: er hatte beim Landen Bruch gemacht. Obgleich er das Flugzeug vor dem Aufsetzen lange ausschweben und dann durchsacken ließ, hatte ihm dennoch ein Termitenhügel den Schwanzsporn weggerissen. Seltsam nach hinten geduckt hockte die Maschine jetzt im hohen Unkraut, wie eine Heuschrecke, die Eier legt.

Der Flieger meldete sich beim Kommandierenden und bat um einige Leute, die ihm helfen sollten, den Schaden auszubessern. Man sagte sie ihm auch zu; da jedoch die Zeit verstrich, ohne daß sich ein hilfsbereiter Polizist hätte blicken lassen, machte sich der feldgewohnte Soldat selbst ans Werk.

Er zeigte seinem Flugbegleiter, wie man den Rumpf anheben müsse, um die Stoffbespannung nicht zu beschädigen. Dann kroch er, ohne seine saubere Fliegeruniform zu schonen, auf dem Bauch zur Bruchstelle. Mit einem Stück Draht, dem Allerweltsheilmittel im Kamp, befestigte er notdürftig die gebrochene Schwanzstelze wieder an das Rumpferüst.

Darauf schlugen sie Pfähle in die Erde, vertäuten das Flugzeug, um es gegen starken Wind zu sichern, und spannten ein Stück Segeltuch über den Motor.

Jetzt erst dachten sie an sich selbst; sie kramten eine Büchse Ölsardinen hervor, öffneten sie und luden uns höflich zum Abendessen ein. Da sie aber auf meine Frage zugeben mußten, daß die Büchse und zwei Schiffszwiebacke der einzige Mundvorrat seien, den der Beobachter noch kurz vor dem eiligen Abflug schnell in die Tasche gesteckt hatte, lehnten wir die gutgemeinte Einladung ab.

Als sie die paar Fischchen verzehrt hatten, holten sie sich die Sitzpolster als Kopfkissen und legten sich, in ihre Mäntel gewickelt, die Karabiner im Arm, unter die Tragflächen, um hier die Nacht zu verbringen. Ich fragte, ob sie hier im Dunkeln und so weit weg von den andern, keine Furcht vor den Aufständischen hätten. Nein, erwiderte der Soldat unter der Tragfläche hervor, diese armen Teufel seien die letzten, die er fürchte; eher schon einen vorüberwechselnden bösen Stier, der die Maschine annehmen und mit den Hörnern übel zurichten würde.

„Die Milicos dort“, fügte er in wegwerfendem Ton hinzu, „sollten mir ja, laut höherem Befehl, eine Wachmannschaft für das Flugzeug stellen. Aber in der Verfassung? Nein, danke! Alkohol und Fliegerei

vertragen sich nicht. Nicht einmal auf zehn Schritt Entfernung.“

Das Wetter wurde regnerisch. Der vom Pol herauf wehende Südwind jagte die Garúa, den eisigen winterlichen Nebelregen, in dichten Schwaden heran. Die nasse Kälte fand den Weg sogar durch den dichtgewebten Poncho aus Vicuña Wolle.

An einem der großen Lagerfeuer der Toba sattelten wir ab, um hier zu nächtigen. Das schien trotz Böen und Sprühregen noch erträglicher als drüben in den Gebäuden, zwischen den angetrunkenen, johlenden Polizisten. Die schneidende Kälte wurde immer peiniger, obgleich die Indianer tüchtig Holz nachlegten. Man versengte sich fast die den Flammen zugekehrte Körperseite, während die abgewendete zu Eis erstarrte.

Auch die gefangenen Mokowi saßen an unserm Lagerfeuer. Nicht lange, denn die drei zogen sich mehr und mehr aus dem Lichtkreis zurück und verschwanden am Ende in die undurchdringliche Finsternis, die wie eine schwarze Mauer um uns stand.

Nach einer Weile fragte ich den Häuptling, der neben mir auf dem Boden hockte, wo denn die seiner Wachsamkeit anvertrauten Gefangenen hingegeraten seien. Er sah mich mit einem so gemacht dummen Gesicht an, daß ich lachen mußte.

„Das sein große Dummkopf“, sagte er nach lan-

gem Schweigen, und seine volle, tiefe Stimme hatte einen klagenden Unterton, „hier bleiben leben; Aguará alle sterben.“

Keiner der Toba erhob sich, um die Geflohenen zu verfolgen oder sonst irgendwie Lärm zu schlagen. Wir aber holten unsre abseits angepflockten Pferde etwas näher in den Feuerschein, wo wir ein Auge auf sie haben konnten.

Ein wütender Hunger plagte uns, wir mußten versuchen, etwas Eßbares aufzutreiben. Von unsern Wirten war nichts zu erwarten; sie litten mit ihren Frauen und Kindern selber große Not. So blieb uns nur die Hoffnung auf den Verwalter oder die Polizei. Ich überwand meine Abneigung, dort Hilfe zu suchen, und tastete mich durch die Dunkelheit zu den ein paar hundert Metern entfernten Gebäuden der Reduktion. Vorsichtig spähte ich durch die breiten Spalten der schiefhängenden morschen Fensterladen.

In einem großen kahlen Zimmer saß am oberen Ende eines langen Tisches der malerische Höchstkommandierende. Sein Stab, etwa zehn Kommissare und Leutnants, hatte zu beiden Seiten Platz genommen. Die Truppe bekämpfte die feuchte Winterkälte, die überall eindrang, gründlich mit Alkohol. Aus bauchigen Kannen füllten sie immer wieder ihre Gläser mit Rotwein und tranken einander zu.

In den Nebenräumen verteilte sich die zechende Mannschaft, fast alles indianische Mischlinge. Sie lagerten auf ihren Satteldecken und tranken aus Flaschen, die sie die Runde machen ließen. Trotz der Nähe ihrer Vorgesetzten herrschte ein Gejohle wie in einer Holzfällerschenke. Manchmal stimmte einer ein Lied an, aber im wiehernden Lachen und Grölen der andern ging es bald wieder unter.

Die Leute hatten es sich ganz bequem gemacht: die Mauserkarabiner und die Gürtel mit den schweren Patronentaschen und den langen Kavallerie-säbeln lagen draußen unter der Veranda auf den Sätteln. Leicht hätte man alles stehlen können, ohne daß es von drinnen bemerkt worden wäre, denn nicht ein einziger Posten bewachte das Haus oder die weit weg im Dunkeln zum Grasen angepflockten Reittiere.

Ich mußte an die drei Flüchtlinge denken. Wie schnell würden sie auf Pferden der Polizei, deren sie sich ja ungehindert bemächtigen konnten, ihr Lager erreichen. Vielleicht berichteten sie in diesem Augenblick schon den Häuptlingen von der günstigen Gelegenheit, die unvorsichtigen Polizisten niederzumetzeln und reiche Beute an Waffen und Pferden zu machen.

Leise schlich ich mich weg. Lieber hungern als mit der in ihrer Betrunkenheit unberechenbaren Polizeitruppe in Berührung kommen. Ich fühlte

mich erleichtert und geborgen, als ich wieder bei den schweigsamen Toba war, die in würdevoller Haltung, wie edle Bronzewooderke, um die Feuer saßen. Die Rollen waren, wie so oft schon, vertauscht: hier, bei den „Wilden“, die Gesittung, dort, bei den „Zivilisierten“, die Barbarei.

Verhangen und naßkalt erwachte der folgende Tag, der schreckliche 18. Juli 1924.

Beim Morgengrauen kam der Flieger, um mit den Toba über die Herrichtung einer Abflugbahn zu verhandeln. Er bot ihnen zwei Rinder, wenn sie eiligst einen etwa fünfzig Meter breiten und dreihundert Meter langen Geländestreifen von Termiten- und Ameisenhügeln säuberten. Außerdem sollten noch einige Bäume in der Abflugrichtung gefällt werden.

Anscheinend widerstrebte es dem Häuptling, den Feinden seiner Rasse Kriegsdienste zu leisten. Aber im Grunde war das, was man ihm als zu entlohnende Arbeit vorschlug, ein Befehl, gegen den er sich nicht sträuben durfte; und so hieben die Indianer – wenn auch widerwillig – mit den Jäthacken auf die Termitenburgen ein und machten sie dem Erdboden gleich.

Der Häuptling arbeitete nicht mit. Finster starrte er zu dem Flieger hin, der sich abmühte, den Propeller anzuwerfen. Während der Nacht hatte der Nebelregen die Kabel durchfeuchtet, die vom

Magneten zu den Zündkerzen führen, und der klamme Motor wollte nicht anspringen. Wieder und wieder hängte sich der Soldat mit aller Kraft, mit seinem ganzen Gewicht an das äußerste Ende der Luftschraube; Schweiß durchnäßte seine helle Kha-kuniform und färbte sie dunkel; atemlos hielt er schließlich inne, um auszuruhen.

In den gelben Augen des unbeweglichen Zuschauers funkelte es leidenschaftlich, und über sein bronzenes Gesicht, auf dem die Schwermut und die Weite der Steppe lagen, ging ein Zug hohnvoller Genugtuung. Nie mehr, sagte er mit tiefer Kehlstimme in seinem zerhackten Spanisch, würde der pajaro malo, der böse Vogel, auffliegen können, denn der cacique Dios, der Gotthäuptling am Aguará, habe ihn schon verzaubert.

Bei den Polizisten drüben wurde es jetzt lebendig; sie holten ihre Reittiere und sattelten. Wenige Minuten später trabten sie in östlicher Richtung davon. Schnell verwischten sich die Umrisse der feldgrauen Reiter in der regengrauen Savanne.

Entsetzt sah ich Paco an. Der nickte nur. Eilig liefen wir zu unsern Pferden, legten die Sättel auf und galoppierten hinter der Truppe her, in Richtung zum Aguará.

Als wir sie beinahe eingeholt hatten, bogen wir etwas südlich aus, denn die Polizei duldet im Kamp keine „Neugierigen“ in ihrer Nähe.

Während wir so dahinjagten, tauchten immer wieder unsere Pflücker vor mir auf. Ich sah die freundlich geschäftige Tigoná, die emsig erntende Nadih l'que, den gutmütig grinsenden Elkowé und seinen Sohn, den kleinen Quilik, wie er abends die Herde von der Weide heimtrieb, im Korral wartete, bis ich sie gezählt hatte, und dann stolz, weil sie jedesmal vollzählig war, auf seiner Ponystute zum Toldo ritt.

Fieberhaft suchte ich nach einem Weg zur Rettung aller dieser guten Menschen, und ich verzweifelte, weil ich keinen fand; denn es gab keinen. Das Schicksal, das sich hier erfüllte, war schon unabänderlich entschieden, lange bevor die jetzt Lebenden geboren wurden.

Bessere Ortskenntnis und scharfes Reiten verschafften uns rasch einen Vorsprung. Wir hatten uns dem Lager schon genähert, ehe die Polizei auftauchte. Die Pferde am Zügel führend, pürschten wir uns von der Seite, hinter Schilf und Ried gedeckt, so nahe heran, daß wir alles beobachten konnten. Der Nebelregen hatte sich verzogen; es klarte sich auf, und mein Feldstecher rückte mir das Dorf zum Greifen nahe heran.

Die Hütten der Indianer lagen am westlichen Rande der Waldinsel, im Schatten einer vorgelagerten Ralera, wie man den Übergang der Savanne in den geschlossenen Wald nennt. In der Ralera stehen

die Bäume in größeren Abständen, statt des Unterholzes wachsen Gräser zwischen den Stämmen. Das geräumige Haus des Häuptlings erhob sich etwas weiter vorn im Freien; wohl um die Gottheit hier draußen weniger den Moskitos auszusetzen. Noch weiter vor, in der Savanne, lag ein großer Tanz- und Ballspielplatz.

An den niedrigeren Bäumen hingen abgehäutete Rinder in großer Zahl. Riemen waren überall ausgespannt; sie senkten sich unter Lasten von Fleisch, das, in dünne Streifen geschnitten, zum Trocknen darüber gehängt war. Es schien, als wollten sich die Aufständischen für eine Belagerung oder eine lange Fußwanderung mit Mundvorrat versorgen; denn wer – wie sie – jeden Tag frisches Fleisch haben konnte, der machte sich nicht die Arbeit, weniger schmackhaftes Dörrfleisch in solchen Mengen zu bereiten.

Plötzlich kam Bewegung ins Lager: die Indianer hatten die von Westen anpreschende Truppe erblickt. Die Krieger hasteten zu ihren Pferden und saßen auf. Frauen liefen nach ihren Kindern, die auf dem Ballplatz spielten, und das angstvolle „Yukaé! Yukaé!“ („Wehe! Wehe!“) der Mütter klang gellend zu uns herüber.

Ein paar alte Weiber nahmen Hände voll Erde auf und warfen sie mit beschwörender Gebärde in die Richtung, aus der die Gefahr drohte.

Rasch sind die Polizisten bis auf etwa anderthalb Kilometer heran. Behende springen sie ab, einige packen die ledigen Pferde bei den Zügeln. Die Mannschaft schwärmt seitlich aus, bildet eine lange Schützenkette, wirft sich zu Boden, feuert, springt auf, wirft sich wieder hin, eine neue Salve kracht, so stürmen sie auf das Lager los. Obgleich ohne Führung – denn der Kommandierende und sein Stab sind vorsichtig weit hinten geblieben –, bewegen sich die gestern noch so zuchtlosen Gauchos mit der Genauigkeit und Ordnung gutgeübter, an Gehorsam gewöhnter Soldaten.

Mit ohrenzerreißendem Geheul, das selbst das Trommeln des feindlichen Feuers und den donnernenden Hufschlag ihrer eigenen Pferde übertönt, sprengen jetzt die Indianer in breiter Front aus der Ralera. Allen voran, kenntlich an seiner hünenhaften Gestalt, der Gotthäuptling. So oft hatte er behauptet, er könne die Schüsse der Polizei durch Magie unschädlich machen, daß er nun selbst daran zu glauben scheint. Und die wirkungslosen Salven der noch zu weit entfernten Truppe mochten ihn in diesem Glauben bestärken.

Ein Bild von stolzer, wilder Schönheit, rasen die braunen Lanzenreiter mit den lang nachwehenden schwarzen Haaren und den flatternden weißen Stirnbinden auf die am Boden liegende feindliche Schlange zu, um sie zu zertreten.

Der erhabene Anblick währt nicht lange; krachend rollen die Salven, und als mähe eine gewaltige Sense die tragenden Beine unter den Leibern weg, verneigen sich reihenweise Pferde und Reiter vor dem feuernden Feind und stürzen, sich überschlagend, zu Boden. Unter den ersten, die fallen, ist der Gotthäuptling.

Nur wenigen bleibt Zeit, das Pferd zu wenden und zum schützenden Wald zurückzuzflüchten. Auch die Frauen und Kinder rennen um ihr Leben, aber die meisten vergebens. Die Polizei hält ihr Schnellfeuer auf sie gerichtet, und die fliehenden Gestalten brechen mit entsetzlichen Todesschreien zusammen und wälzen sich sterbend am Boden.

Dröhnendes Rauschen ertönt aus der Luft: das Flugzeug. Niedrig kommt es daher, streicht, fast die Baumwipfel berührend, über die Waldinsel hin, kehrt zurück und dreht wie ein riesenhafter Aasgeier seine Kreise über dem Leichenfeld. Bei dieser geringen Höhe würden es auch die Kugeln aus den alten Schrotflinten der Mokowi erreicht haben. Doch hier gibt es keine indianischen Schützen mehr.

Die Gewehre über den Rücken gehängt, Revolver und Säbel in der Faust, nehmen die Polizisten jetzt das Dorf. Immer wieder knallen vereinzelte Revolvergeschüsse. Alle Überlebenden, die ihrer Wunden wegen nicht mehr haben fliehen können, werden abgeschossen. Verfolgt wird jedoch niemand; denn ins

Dickicht des Waldes wagen sich die Angreifer nicht einmal nach solchem „Sieg“. Sie holen aus den Hütten hervor, was die Indianer in den zwei Monaten zusammengeraubt haben, und teilen unter sich die „Kriegsbeute“. Dann zünden sie das Häuptlingshaus und die Grashütten an, und das Dorf verschwindet in Feuer und Rauch.

Mir war sterbenselend. Seelische Übelkeit lähmte mir jedes Lebensgefühl und machte mich dumpf und kraftlos. Paco hatte Tränen in den Augen. „Armes Mäuschen“, stöhnte er und starrte fassungslos zu dem züngelnden, funkensprühenden Brand hinüber.

Endlich ermannen wir uns. Wir mußten uns sputen, um vor den Polizisten in der Reduktion zu sein, damit sie keinen Verdacht schöpften, daß wir Zeugen des entsetzlichen Blutbades gewesen waren.

Wir sattelten gerade ab, als ein Militärmarsch aus der Savanne herübertönte. Unter der Beute hatte man in den Toldos auch eine Ziehharmonika gefunden. Ein Polizist, der sie zu spielen verstand, ritt damit vor der Truppe her. So zog das „siegreiche Heer“ unter „klingendem Spiel“ in sein Quartier ein. Keiner hatte auch nur die kleinste Schramme aufzuweisen. Die weittragenden Mauser hatten wieder einmal ihre Überlegenheit bewiesen.

Am Ende des einreitenden Zuges trotteten ergeben die einzigen Gefangenen: ein paar Schafe.

Man schlachtete sie sogleich und steckte die Hälften auf lange Holzspieße, die man neben den rasch entfachten Feuern in die Erde stieß. Als die Spießbraten gar waren, fielen die Polizisten darüber her. Unter Lachen und Schwatzen säbelten sie sich große Stücke herunter und aßen vergnügt drauflos. Fett troff ihnen vom Munde und von den braunen Mestizenfingern.

Auch der Flieger kehrte hierher zurück, hielt sich jedoch abseits. Als man ihm ein Stück Braten anbot, winkte er ab. Am Nachmittag flog er noch einmal auf Kundschaft. Er kam mit der Meldung zurück, daß die Verhaue in der Waldinsel verlassen seien und die wenigen Überlebenden in südwestlicher Richtung flüchteten; im Dorf wären jetzt nur noch tote Indianer. Damit sei der Befehl seiner Vorgesetzten erfüllt. Und ohne den Kommandierenden oder einen andern von der Truppe noch eines Blickes zu würdigen, flog er, trotz der späten Stunde, nordwestwärts in Richtung auf Saenz Peña davon. Bald entschwand das Flugzeug als dunkler Punkt am goldgelben Abendhimmel.

Tagelang hörte man in der ganzen Umgegend noch den hellen, scharfen Knall der Mauser oder den dumpfen der Revolver, denn die Polizei suchte jedes Dickicht nach Verwundeten ab und gab ihnen den „Gnadenschuß“.

Endlich zogen die Menschenjäger von dannen.

Nur noch die Stimmen der Savannen und Wälder, das kreischende Heulen der Mähnenwölfe, der klagende Chorgesang der Brüllaffen, der Kampf ruf verwilderter Stiere unterbrachen die Stille dieser Einsamkeiten.

Der rasch wuchernde Teppich violettblühender Verdolaga bedeckte den Tanzplatz und die Feuerstellen des einstigen Indianerlagers am Aguará.

Friedlich weidende Rinderherden zogen mit schleppenden Hufen über die Massengräber hin und verwischten die letzte Spur vom untergegangenen Stamm der Mokowi.

Zweiter Teil
BLUTENDES GOLD

Als wir nach Beendigung des Indianerkrieges unsere im Stich gelassene Farm wieder aufsuchten, fanden wir sie völlig zerstört. Von der Wohnhütte und der Scheune mit der eingeheimsten Baumwolle blieben nur zwei schwarze Aschenflächen. In die Pflanzung war fremdes Vieh eingebrochen und hatte alles abgefressen oder zertreten. Von unseren Rindern war keine Spur zu entdecken, obgleich wir Tageritte weit im Umkreis wochenlang danach suchten. Die Mokowi mußten die mageren Tiere also doch geschlachtet haben; vielleicht hatten auch Viehdiebe die günstige Gelegenheit des Aufstandes benutzt, um im trüben zu fischen.

Ein paar von Unkraut überwucherte, halb verrostete Ackergeräte, der große Ochsenkarren und die Pferde, das war alles, was uns blieb.

Der Gedanke, die Farm wiederaufzubauen, kam uns gar nicht. Dazu besaßen wir nicht die nötigen Mittel. Doch selbst wenn wir Geld hätten beschaffen können: was nützt eine Baumwollpflanzung, wenn man aus Mangel an Pflückern nicht ernten kann? Die Indianer waren tot, und an einer genügend großen Zahl weißer Arbeiter gebrach es, weil das Territorium die Anspruchs-

vollen außer in den Erntezeiten nicht zu ernähren vermochte.

Nirgendwo sahen wir eine Möglichkeit, etwas Neues anzufangen. Das war besonders schlimm für Paco, dem nun abermals ein mit großen Hoffnungen begonnenes Werk trotz allen fast übermenschlichen Entbehrungen und Plackereien in nichts zerrann. Ich selbst hatte ja einen Rückhalt an meinen Eltern, wenn ich es auch beschämend fand, nach so kurzer Zeit als gescheiterter Unternehmer ins Vaterhaus zurückzukehren. Nach langem Widerstreben willigte Paco schließlich ein, mich dorthin zu begleiten und bei uns zu bleiben, bis sich etwas Passendes für ihn ergäbe. So war er wenigstens in seiner verzweifelten Gemütsverfassung nicht sich selbst überlassen.

Wir rüsteten also zum Aufbruch.

Pflüge, Egge und Karren verkauften wir an den ersten, der uns etwas dafür bot. Den Pony gaben wir als Lösegeld für meine Hunde; nur dadurch gelang es uns, die beiden Mädels des Don Secundino zu besänftigen, die wie junge Mähnenwölfe heulten, als ich ihnen ihre Pfleglinge entführen wollte.

Unsere Reitpferde, von der Hetzerei der letzten Monate so abgetrieben, daß sie unverkäuflich waren, brachten wir in der Koppel eines Farmers unter und zahlten das Weidegeld für ein Jahr im voraus. Bis dahin würden sie sich wieder feiste Nacken und

runde Kruppen angemästet haben, so daß wir sie veräußern und uns den Erlös nachschicken lassen konnten.

Damit war das Letzte erledigt, und nichts vermochte mehr, uns in dieser Gegend zurückzuhalten. Ein mit Richtung auf Machagay vorüberfahrender Karrenführer erbot sich, unser weniges Gepäck mitzunehmen, das bloß aus den Sätteln, Ponchos und Mückennetzen bestand und den Mantelsäcken, die wir glücklicherweise bei unserer Flucht von der Farm zum Platzen mit Kleidern und Wäsche gefüllt hatten.

Die Winchesterbüchsen über der Schulter, machten wir uns zu Fuß auf den Weg zur Bahnstation. Leal und Cambá tollten um uns herum, jagten ein Stück voraus, verbargen sich hinter einem Termitenhügel, um sich plötzlich aus diesem Hinterhalt mit fürchterlichem Bellen und Knurren auf uns zu stürzen; aber vergebens: es gelang ihnen heute nicht, uns aufzuheitern, uns zum Mitspielen zu verführen. Bedrückt von dem grauenvollen Geschehen der jüngsten Vergangenheit und von Sorgen um Pacos Zukunft erfüllt, folgten wir niedergeschlagen und stumm der Karrenspur.

Als wir in Machagay ankamen, war der Zug nach Osten, der nur einmal täglich fuhr, schon weg; es blieb uns nichts anderes übrig, als hier zu nächtigen.

Wir ließen uns beim Dorfbarbier von unseren wilden Bärten und Haarschöpfen erlösen und gingen ins Gasthaus, wo wir unser Gepäck bereits vorfanden.

Das „Hotel“, wie es sich hochtrabend nannte, bestand aus einem geräumigen hölzernen Schuppen mit einem Wellblechdach. Man hatte ihn durch Sackleinwand, die über Rahmen gespannt und mit Kalkmilch getüncht war, in Verschläge abgeteilt: die Fremdenzimmer. Den Fußboden bildete die graue speckige Chacoerde.

So schnell wie möglich vertauschten wir unser mehr als dürftig ausgestattetes Gemach gegen den Speisesaal, einen durch mannshohe Bretterwände hergestellten großen Raum, in dem eine Anzahl kleiner wackliger Tische stand, von eisernen Gartenstühlen umgeben. Hinter einer schmierigen Theke hantierte der Wirt. Wir bestellten zwei Gläser Wermutwein und ließen uns, ermüdet von dem langen Marsch, mit einem Seufzer der Erleichterung an einem der Tischchen nieder.

Außer uns saß hier nur noch ein einziger Gast. Er hatte eine Landkarte vor sich liegen und machte sich daraus allerlei Aufzeichnungen. Trotz Kampbluse, breitem Revolvergurt, Pluderhosen und mit mächtigen Radsporen bewehrten Reitstiefeln konnte er den Städter nicht verleugnen. Auch der Korkhut auf dem Stuhl neben ihm verriet, daß sein Besitzer der Stadt oder doch wenigstens den südlichen Pro-

vinzen entstammte, wo man glaubt, sich nicht ohne Tropenhelm hier in den Norden heraufwagen zu dürfen. Den Mann mußte ich doch kennen! Wo hatte ich ihn nur schon gesehen?

Nach einer Weile raffte er seine Papiere zusammen, ging, den Korkhelm in der Hand, langsam dicht an uns vorbei und musterte uns durchdringend. Als ich ihn so aus der Nähe in die harten, dunklen Augen sah, wußte ich plötzlich, wen ich vor mir hatte: es war der Katalane Don Manuel Fernández aus Buenos Aires, ein langjähriger Geschäftsfreund meines Vaters. Mich hatte er nicht erkannt, was mich bei meinem jetzigen Aussehen nicht wunderte. Ich beschloß, ihn beim Abendessen zu begrüßen, und stellte mir schmunzelnd seine Überraschung vor.

Die Zeit schien an diesem Menschen – er mußte jetzt wohl ein Fünfziger sein – spurlos vorüberzugehen. Er trug seinen hohen hageren Körper noch immer mit derselben spielerischen Katzenschnelligkeit dahin, und Haupthaar und Spitzbart glänzten so tiefschwarz wie vor Jahren. Die elfenbeingelbe Stirn und die Schläfen zeigten nicht das kleinste Fältchen. Das mochte er der ernstesten würdigen Ruhe verdanken, in der sein Gesicht fast immer entspannt blieb; ich hörte ihn einmal sagen, die sogenannten Sorgenfalten seien nichts anderes als Lachfalten; feixten die Menschen nicht so viel,

dann stünde es besser um ihre Gesichter und um ihre Geschäfte.

Paco fragte mich, warum ich den Fremden so eingehend betrachtet hätte. Froh, daß mein schweigsamer Freund wieder Anteil an der Außenwelt nahm, berichtete ich ihm ausführlich, was es mit seinem Landsmann für eine Bewandtnis habe.

Don Manuel war alleiniger Inhaber eines sehr reichen, angesehenen Konsignationsgeschäftes, wie man in Argentinien dieses Mittelding zwischen Allerweltsmaklerfirma und Bankhaus nennt. Jahrzehntelang hatte er den Verkauf der Erzeugnisse meiner elterlichen Estanzia - Rinderhäute und Schlachtvieh - vermittelt und allerlei Bankgeschäfte für uns erledigt. Als ich, ein halbwüchsiger Junge, nach Buenos Aires ins Schülerstift gebracht wurde, beauftragte ihn mein Vater, dort die Rechnungen für mich zu bezahlen und mir monatlich ein kleines Taschengeld auszuhändigen. Da er es mit seinen geschäftlichen Pflichten sehr ernst nahm, beschied er mich am Ersten jedes Monats zu sich und übergab mir die paar Pesos unter eindringlichen Ermahnungen. Allmählich fand er Gefallen an mir und lud mich sonntags oder an Festtagen in sein Haus. Und als ich herangewachsen war - denn ich mußte viele Jahre im Stift bleiben -, verging kaum ein

Feiertag, an dem mich sein Wagen nicht schon am frühen Vormittag abholte.

Don Manuel pflegte wenig Geselligkeit, weil seine Frau, Doña Lucila, eine sehr schöne Kreolin aus vornehmem Hause, zur Schwermut neigte. Wahrscheinlich rührte dieser Seelenzustand vom Tode ihres einzigen Kindes her, wovon sie mir einmal unter Tränen erzählte. Trotz ihrer Zurückgezogenheit war sie nicht teilnahmslos; sie kam allen Menschen mit stiller Freundlichkeit entgegen; mich aber, den so weit von seinen Eltern Getrennten, behandelte sie mit wärmender mütterlicher Fürsorge.

Ihrem Manne hatte sie sich bis zur Selbstaufgabe untergeordnet. Nur wenn der ewig Ruhelose im Begriff war, eine seiner abenteuerlichen Geschäftsreisen zu unternehmen, die ihn oft bis in die entlegensten, wildesten Gebiete der großen unerschlossenen Territorien führten, suchte sie ihn davon abzubringen: er habe es doch wirklich nicht mehr nötig, seine Gesundheit oder gar sein Leben aufs Spiel zu setzen, um, wie ein Anfänger, hinter Gelegenheiten herzu-jagen; das Geschäftshaus leide unter seiner Abwesenheit; die Angestellten, sich selbst überlassen, würden nachlässig, und was der Gründe mehr waren, die sich alle sehr wohl hören ließen. Aber Don Manuel ging dennoch jedesmal auf die Reise, und seine Frau wurde nur noch stiller und trauriger.

Kam er dann zurück und erzählte von seinen

Abenteuern, so vergaß Doña Lucila alle ihre Sorgen. Von Stolz auf den Wagemutigen erfüllt, hing sie hingerissen an seinen Lippen. Bei der Schilderung gefährlicher Erlebnisse flog Erschrecken über ihr Gesicht; dann wieder sah sie, Bewunderung für den Tüchtigen heischend, aus stolzen, vor Bewegung feucht schimmernden Augen zu mir herüber.

Mir aber wurde dieser Mann, dessen geschäftliche Erfolge immer irgendwie das Unglück anderer zur Voraussetzung hatten oder nach sich zogen, allgemach zur fragwürdigen Schreckgestalt. Daß er nie herzlich lachte und daß man bei seinem seltenen Lächeln niemals wußte, ob es freundlich oder höhlich war, mochte meine Scheu vor ihm noch vermehren. Jedenfalls schienen mir seine Geschäfte Pakte mit dem Teufel zu sein, und alles, was er davon berichtete, ergänzte meine aufgeregte Jungensphantasie durch das, was er, wie ich wähnte, wohlweislich verschwieg.

Überall vermeinte ich seinen höllischen Teilhaber mit am Werk zu sehen. Er war es, der falsche Blinkfeuer von der Küste Patagoniens über das Meer blitzen ließ, um den im Sturm kämpfenden Dampfer irrezuführen und auf den Strand zu locken, damit Don Manuel ihn billig ersteigern und abwracken konnte. Höllischem Gebot gehorchten auch die Sturmgeister, als sie jenen riesigen Wal an die Küste warfen, dessen Tran Don Manuel dann so wohlfeil

von den Feuerlandfischern erstand. Und nur zu gut glaubte ich zu wissen, wer hinter jener Schlange steckte, die den Holzunternehmer dahinten in den großen Wäldern des Oberen Paraná tötete, wodurch Don Manuel die vielen herrenlosen Zedernstämme für ein Spottgeld an sich brachte.

Auch die Ursache der bösen Milzbrandseuche, die die Rinder im Tal des Rio Negro zu Tausenden dahinraffte, war mir kein Geheimnis. Dieses Geschäft - Don Manuel hatte die Häute fast geschenkt erhalten, weil sie abzuziehen und damit zu handeln polizeilich untersagt ist - stellte ich mir so recht nach des Teufels Sinn vor. Denn hier war nicht nur großes Unglück vorangegangen; es würde auch noch viel Unheil folgen, wenn sich die Arbeiter in den Gerbereien mit den Milzbrandhäuten ansteckten.

Die unheimlichen Vorstellungen, die ich mit den an sich alltäglichen Geschäften des Katalanen verband, verleiteten mir die Unterhaltungen darüber schließlich bis zur Unerträglichkeit. Ich versuchte ihnen auszuweichen. Manchen Sonntag, an dem ich vermutete, daß Don Manuel gerade von einer Reise zurückgekehrt sei, stellte ich mich krank oder sonstwie verhindert. Jedoch vergeblich. Sei es, daß der sonst so Verschlossene das Bedürfnis fühlte, sich wenigstens mit den Menschen, von denen er weder Neid noch Wettbewerb zu fürchten brauchte, seines Erfolges zu freuen, sei es, daß er glaubte, einem

jungen Menschen, an dem er Vaterstelle vertrat, diese lehrreichen Einblicke in seine Tätigkeit nicht vorenthalten zu dürfen: er fand stets Gelegenheit, mir alle seine meisterlichen Schachzüge mitzuteilen.

Bis eines Tages eine solche Geschichte – eigentlich eine der harmlosesten – der Tropfen wurde, der das gefüllte Maß meines Widerwillens zum Überfließen brachte. Sie ist mir deshalb auch besonders lebendig in der Erinnerung geblieben.

Don Manuel hatte von einem, dem das Wasser bis zum Halse stand – derartige Leute suchten ihn auf, weil es bekannt war, daß er immer über bares Geld verfügte –, einen großen uralten Orangenwald gekauft, der hoch oben im Norden des Landes, im Territorium Misiones, lag.

Von solchen Bäumen trägt ein jeder etliche tausend Früchte, und Don Manuel errechnete sich eine jährliche Ernte von vielen Millionen Apfelsinen. Auf einem schnellen Motorschiff, das noch dazu mit seiner Fracht stromabwärts fuhr, mußten sie in köstlicher Frische den Obstmarkt von Buenos Aires und Montevideo erreichen. Wie es indes mit solchen Eilkäufen, die zwischen Mitternacht und Hahnenschrei hinter verhangenen Notariatsfenstern abgeschlossen werden, zu gehen pflegt, wurde vieles vom Verkäufer aufgebauscht und manches nicht Unwichtige verschwiegen. Bei näherer Besichtigung stellte sich

heraus, daß der Orangenhain sehr weit vom Stromufer entfernt war. Es hätten Wege durch dichten Urwald gebahnt, Brücken über breite Schluchten und Flüsse geschlagen werden müssen. Und solche kostspieligen Bauten lohnten die Apfelsinen nicht.

Rasch entschlossen errichtete Don Manuel unmittelbar bei dem Wald eine Destillieranlage. Hunderte von Arbeitern fielen mit scharfen Buschmessern über die Wipfel der Orangenbäume her, und bald kochten die jungen Zweige mit Blättern und Früchten in den Retorten und dampften die wertvolle Petitgrainessenz aus, jenes ätherische Öl, womit das Kölnische Wasser hergestellt wird.

Die mißhandelten Bäume wehrten sich lange gegen den Tod; immer aufs neue trieben sie Schößlinge und junges Laub. Doch alles das schlug man sogleich wieder ab; denn gerade darin ist ja das wertvolle flüchtige Öl so reich enthalten. Da verdorrte der hundertjährige Hain. Ein herrliches, sicher noch aus der Zeit der Jesuitenmission stammendes Naturdenkmal war vernichtet.

Der Unternehmer aber war nicht wenig stolz auf diesen neuen Sieg des menschlichen Geistes über die Natur: einen ganzen Wald hatte er in Flaschen eingesperrt! Wenige Maultiere trugen ihn mühelos dorthin, wo man ihn in Geld umwechseln konnte.

Während Don Manuel erzählte, hatte ich eine Art Wachtraum gehabt. Deutlich stand der Hain vor

mir. Erst sah ich die Wipfel mit weißen Blütenbüscheln bedeckt, roch den süßen Jasminduft, der die Luft erfüllte, und hörte den vom millionenfachen Surren und Summen zum Brausen anwachsenden Hochzeitschor der Bienen, Hummeln und Kolibris, die den befruchtenden Blütenstaub von Kelch zu Kelch trugen und sich am Feiertrank des Nektars labten.

Dann sah ich denselben Hain zur Zeit der Reife. Die Zweige bogen sich unter der Last der goldenen Früchte, und in den Wipfeln war ein tolles Lärmen von den johlenden Papageien, den schwatzenden Urrakas, den zwitschernden Sittichen und all den andern schwelgenden Vögeln.

Da aber geschah das Gräßliche: Der Böse kam daher; sein Gesicht hatte die Züge des Erzählers, so wie er da vor mir saß. Und er zog einen magischen Kreis rings um den Hain, und eine Mauer aus Glas wuchs empor. Nun legte er einen Flammengürtel um das gläserne Gefängnis; die Vögel fielen tot aus den Zweigen, und die Bäume wanden und krümmten qualvoll ihr Geäst. Ströme gelbgrünen Blutes entquollen den Stämmen. Und das schimmernde Baumblut stieg immer höher und begann drohend zu brodeln und zu zischen, bis es über die gläserne Mauer wallte und als siedende Woge auf mich zurollte.

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und mit

einem Schrei sprang ich vom Sofa auf, zwängte mich zwischen dem Tisch und der erschrockenen Doña Lucila durch und stürzte in den Garten hinaus.

Beschämt kam ich gleich wieder zurück und stammelte irgendeine sinnlose Entschuldigung. Doch an dem betretenen Schweigen der beiden spürte ich deutlich ihr Befremden, und auf lange war die Unbefangenheit der Gastgeber gestört. Zwar stellte sich allmählich das alte Verhältnis wieder her, doch von den Geschichten des großen Geschäftemachers blieb ich künftighin verschont.

Der schlaue Wirt hatte die Flasche, woraus er uns den Wermut eingeschenkt, auf unserm Tisch stehen lassen, und während meiner Erzählung hatte Paco die Gläser immer wieder neu gefüllt. Der schwere Südwein war ihm ein bißchen zu Kopf gestiegen; er schien seinen Kummer vergessen zu haben, denn jetzt lachte er lustig heraus.

„Als Jungen hätte es mich sicher gegruselt bei deinen Märchen. Ich bin wahrhaftig gespannt, diesen Schützling der dunklen Mächte, den Mann ohne Lachen, kennenzulernen.“

Ernüchtert winkte ich ab. „Für richtige Erwachsene hat der Konsignatario Don Manuel Fernández durchaus nichts Unheimliches. Auch für mich ist dieser würdige Nachfahre der spanischen Konqui-

stadoren jetzt nur noch einer von jenen leider sehr zahlreichen, scharfäugigen Profitjägern, die sich frech Kaufleute nennen, wohl gar Großkaufleute, und dadurch den ehrsamem, der Menschheit so nützlichen Handelsstand in Verruf bringen.“

Paco zuckte die Achseln: „Ich kann ihn so verrucht nicht finden. Gewiß, er ist nicht zimperlich, wo es um sein Geschäft geht. Ein verhärteter Selbstsüchtling scheint er mir aber nicht zu sein; das sehe ich schon daran, wie er sich des Knaben annahm und ihm die fernen Eltern zu ersetzen suchte. Und dann: er wagt etwas für den Gewinn; sogar sein Leben. Und Mut ist fast schon eine Tugend.“

„Auch der Wegelagerer hat Mut.“

„Drum“, meinte Paco, „ist er mir auch lieber als der Wucherer.“

Zweites Kapitel

NEUE PLÄNE

—

Wie zu erwarten war, fand sich Don Manuel zur Abendmahlzeit wieder ein. Ich sprach ihn an, und er war von meiner Gegenwart offensichtlich aufs freudigste überrascht. Als ich ihm beim Essen erzählte, was wir getrieben hatten, wie es uns ergangen war, und daß wir jetzt obdachlose Leute seien, sagte er befriedigt: „Mein altes Glück hat mich zur rechten Zeit hierhergeführt. Will sagen“, verbesserte er sich, „ich bin dem glücklichen Zufall wieder einmal ein wenig entgegengegangen. Die Überlegung, daß ich hier ein paar tüchtige Baumwollpflanzer finden würde, mußte sich ja als richtig erweisen, und unter ihnen solche, die durch den Indianeraufstand das Eigene verloren hätten und bereit seien, für fremde Rechnung oder auf Anteil zu arbeiten. Nun sind meine Hoffnungen noch übertroffen worden. Trotz meiner Zuversicht konnte ich nicht erwarten, einen Mitarbeiter zu gewinnen, den ich so gut kenne wie unsern Juancito hier und zu dem ich unbegrenztes Vertrauen habe.“

Ich wehrte ab und wies auf Paco: „Das ist Ihr Mann! Er versteht mehr als ich von der Sache, und daß er zuverlässig ist, dafür büрге ich. Nur kann auch er keine Pflücker aus dem Boden stampfen.“

„Ich werde sehr gern Ihren Freund an dem Unternehmen beteiligen“, sagte Don Manuel mit einer höflichen Verneigung gegen Paco, „aber Sie müssen die verantwortliche Leitung übernehmen. Übrigens denke ich dabei nicht an diese Gegend. Ich besitze seit Jahrzehnten ein Gelände in Paraguay, im Chaco Boreal. Dort gibt es genug Indianer, aus denen man Baumwollpflücker machen kann. Man schätzt sie wohl auf fünfzigtausend.“

Mir strömte das Blut zum Herzen vor freudigem Schreck. Der Chaco Boreal! Das geheimnisvolle Indianerland!

Seit dem Jahre 1547, wo der spanische Konquistador Irala sich dort einen Weg nach Peru suchte, hatte es kein Weißer mehr durchquert. Die kriegerischen Stämme der Pilagá, der Moro und der Tschamakoko-bravo bewachten eifersüchtig die Grenzen dieses noch ganz den Ureinwohnern gehörenden Urlandes. Den Pilcomayofluß zu überschreiten und dort einzudringen – wäre es auch nur ein paar Tageritte weit – war von jeher der romantische Traum meines Lebens gewesen.

Und dort, wo so viele weiße Menschen – Reiher- und Pelzjäger auf flüchtiger Streife und weltberühmte Wissenschaftler an der Spitze ganzer Expeditionen – ihr Leben unter den Keulen der Eingeborenen verloren hatten, gedachte dieser verrückte Kerl allen Ernstes eine Baumwollpflanzung anzu-

legen! Mit den stolzen roten Jägern als Pflücker! Die würden ihm bald seine schöne volle Kopfhaut abziehen und sie auf den Zauberpfahl hängen, damit eine alte Hexe den Skalptanz darum hopsen könne. Und ein Häuptling würde sich ein Trinkgefäß aus des großen Unternehmers Hirnschale machen, bevor unter ihr die Pläne, wie man die letzten freien Indianer am leichtesten knechten könnte, Zeit zum Reifen fänden.

Nein! An diesem harten Bissen würde sich der Gierige die Zähne ausbrechen. Er durfte froh sein, wenn wir dort ein wenig auf Schleichwegen umherstreifen und uns dann wieder unauffällig drücken konnten.

Doch das allein schon mußte ein herrliches Abenteuer sein, und deshalb griff ich mit beiden Händen zu. Den Vertrag, den Don Manuel eiligst ausarbeitete und über den ich insgeheim lachte, unterschrieb ich natürlich nicht. Man würde an Ort und Stelle sehen, wick ich aus.

Mit Feuereifer und vor Erwartung fiebernd, half ich den Reiseplan entwerfen. Dann wieder kamen herabgestimmte Tage, und der Gedanke, daß da ein paar Männer ausziehen wollten, um im sagenhaften Innern des Chaco Boreal ein Grundstück zu suchen, erschien mir wie ein abgeschmackter Witz.

Aber was ist denn dieser ganze Chaco Boreal andres als ein Witz in der Geschichte Südamerikas?

Ein dreihunderttausend Geviertkilometer großes, von den kriegerischsten Jägervölkern bewohntes Indianerland, das in seiner ganzen Ausdehnung noch einen der berühmten weißen Flecken unsrer Erdkarte darstellt und doch schon bis auf den letzten Hektar verkauft ist!

Goldene Zeiten waren das, als vor ein paar Jahrzehnten eine der ständig wechselnden Regierungen Paraguays sämtliche Staatsländereien in aller Eile, so zwischen zwei Revolutionen, verschleuderte. Nicht nur der Chaco Boreal und das Land östlich vom Paraguaystrom, auch die wertvollen Yerbales, die Teewälder am Oberen Paraná, wurden verramscht. Alles schwamm im Golde, und in Scharen kamen die Nachfahren der Konquistadoren zum neuen Eldorado. Sie kauften heute, verkauften morgen und verbubelten den Gewinn. Die Preise waren so niedrig, daß man die Grundstücke noch halb geschenkt bekam, nachdem bereits ein Dutzend Zwischenhändler daran verdient hatte. Land für fünfzehn Goldcentavos (etwa fünfundzwanzig Pfennig) der Hektar zu erwerben, war nichts Seltenes. Und fünfzig Centavos wurden erst nach dem zehnten Besitzer erzielt.

Bald war der ganze staatliche Grundbesitz an den Mann gebracht. Da aber niemand die Lage der Gelände in den unvermessenen Wildnissen nachprüfen konnte, ging das Geschäft noch eine Zeitlang mit

Besitztiteln über Grundstücke, die schon etliche Male veräußert worden waren.

Die Landhaie ließen von geschickten Zeichnern Lagepläne anfertigen, in denen alles „genau“ angegeben war: Grenzlinien, Flächeninhalt, Vermessungswinkel. Sie pfuschten dem lieben Gott ins Handwerk und erschufen eine neue schönere Landschaft. Palmenhaine und Savannen wurden hübsch verteilt. Der Viehzüchter erhielt weite Grasflächen; der Holzunternehmer Quebrachowälder. Zwischen den mit hellgelben bis dunkelgrünen Farben kenntlich gemachten Palmenbeständen, Grasfluren und Gehölzen waren in leuchtendem Blau Flußläufe und Lagunen eingezeichnet. Ein kleiner schwarzer Anker zeigte an, daß der Fluß, der den Quebrachowald durchströmte, schiffbar sei: die zukünftige Holzfällerei konnte also die Stämme mit Leichtigkeit zum Paraguaystrom schaffen. Und rote Zahlen im Blau der Seen bezeugten, daß man diese wichtigen Wasserstellen ausgelotet und dabei eine beruhigende Tiefe festgestellt hatte, daß also die künftigen Herden auch in der größten Dürre Trinkwasser im Überfluß vorfinden würden.

Schließlich verloren diese lockenden Phantasiegebilde ihre Anziehungskraft; kein Käufer fiel mehr darauf herein. Als die Besitztitelflut verebbte und die trüben Wasser sich etwas klärten, wurde es offenbar, daß fast ganz Paraguay wenigen ausländischen

Geldleuten gehörte. Die Besitzurkunden ganzer Departamentos fanden sich nicht selten in einer Hand vereinigt. Dadurch wollte sich der Aufkäufer gegen den Rattenschwanz von Prozessen sichern, die später aus diesen Schwindelverkäufen nie vermessener, sich überschneidender Grundstücke entstehen mußten.

Nur die Eigentümer der an den Ufern des Paraguay- und Paranástromes gelegenen Besitzungen haben sich dann auch wirklich um ihr neues Land gekümmert; die andern bekamen es nie zu Gesicht, und heute noch sind die Indianer scheinbar unumschränkte Herren der Ländereien, deren Besitztitel in den feuer- und diebessicheren Stahlschränken weißer Spekulanten einem gefahrbringenden Erwachen entgegenschlafen.

Auch in Don Manuels Geldschrank hatte also solch ein Drachenei gelegen. Dieser Titel, dem „genaue“, grundbuchlich eingetragene Lagepläne beigegeben waren, beurkundete allerdings nur, wie er mir sagte, ein „kleines“ Grundstück von zweihunderttausend Hektar. Gemessen an den meisten andern war das kaum der Rede wert, und mit dem größten Besitz im Chaco, dem des Argentiniers Casado, verdiente es nicht in einem Atem genannt zu werden, denn der umfaßte fünf Millionen Hektar.

Die Vorbereitungen zur Expedition nahmen uns ganz in Anspruch, und angesichts der sachlichen,

kühl abwägenden Erörterungen Don Manuels schwand jedes Gefühl der Undurchführbarkeit. Dennoch konnte ich es manchmal kaum fassen, daß jetzt das große Abenteuer, von dem ich seit meiner Kindheit träumte, Erlebnis werden sollte; daß ich jenes geheimnisvolle Indianerland sehen würde, dessen Bewohner noch heute so leben wie in den Urtagen der Menschheit.

Nun galt es, den günstigsten Ausgangspunkt für unser Unternehmen zu bestimmen, und sorgfältig erwogen wir die verschiedenen Möglichkeiten.

Einmal konnten wir die Expedition von dem argentinischen Dorf Clorinda an der Mündung des Pilcomayo oder von dem paraguayischen Städtchen Villa Hayes am Westufer des Paraguaystromes ausgehen lassen; von dort wäre die auf Reittieren zurückzulegende Strecke erheblich kürzer gewesen. Doch an diesen Orten hätten wir für die nötigen Tauschwaren und vor allem für die Maultiere das Dreifache des angemessenen Preises zahlen müssen und dafür vielleicht noch unbrauchbare, schon mit den Erregern der tropischen Pferdeseuchen angesteckte Tiere bekommen.

Eine andere Möglichkeit war, uns mit den Tieren und Waren auf einem Dampfer der Paraguaylinie einzuschiffen. Aber auch das hatte seine Schattenseiten: größere Kosten und langwierige Scherereien

mit den paraguayischen Zoll- und Tiergesundheitsbehörden. Außerdem hätten wir vom Ufer des Paraguaystromes erst wieder einen langen Ritt nach Westen machen müssen, um Don Manuels Grundstück, das in der Nähe des 59. Längengrades liegen sollte, zu erreichen. Dieser Westweg ließ sich vom Chaco Austral aus, soweit das Gelände es zuließ, abschneiden, und zudem konnten wir dann ohne jede behördliche Belästigung die argentinisch-paraguayische Grenze in unbewohnter Wildnis überschreiten.

Don Manuel beschloß also, die Reise von Machagay aus anzutreten.

Zunächst fuhr er nach Corrientes, um dort Maultiere zu beschaffen, die er mit dem Fährschiff über den Paranástrom und von Barranqueras mit der Bahn nach Machagay beförderte. In der Zwischenzeit trafen Paco und ich die übrigen Vorbereitungen.

Wir besorgten uns Tauschgegenstände für die Indianer – linsenförmige Milchglasperlen, knallrote baumwollene Halstücher, bunte Bänder, Messer, Beile und sehr viel Tabak –, die wir dann in den großen ledernen Tragtaschen eines der Packtiere unterbrachten. Ein zweites wurde mit Lebensmitteln, besonders Reis, Mehl, Tee, Mate, Kaffee und Zucker beladen. Dazu mußte es noch unser kleines Zelt tragen, das Blechköfferchen mit der Reiseapotheke, ein vorsintflutliches Fotogerät nebst Plat-

ten, das ich dem Apotheker abgekauft hatte, und den Schießbedarf, soweit ihn nicht jeder bei sich führte.

Aus Corrientes hatte Don Manuel zwei Gauchos mitgebracht, die ihm der Estanciero, bei dem er die Maultiere erstand, als besonders tüchtig und zuverlässig empfohlen hatte.

So waren wir aufs beste mit allem versehen, als wir an einem klaren Augustmorgen von Machagay abritten, mit Richtung nach Norden, auf den Rio Bermejo zu. Und schon nach wenigen Tagen wußten wir auch, daß wir an unseren beiden Gauchos nützliche und angenehme Reisebegleiter hatten. Der eine, Silvio, hatte früher einmal als Treiber eines Pferdehändlers das Territorium Formosa bis ziemlich weit nach Norden durchstreift und konnte uns daher ein gutes Stück weit als Führer dienen. Er war der jüngere der beiden und mochte Mitte der Zwanziger sein. An seinen hübschen, etwas weiblichen Zügen und der hellbraunen Hautfarbe erkannte man ihn als Guaranymischling, und sein heiteres, immer zum Lachen aufgelegtes Gemüt bestätigte diese Abstammung ebenso sehr wie seine Eitelkeit. Die war so stark, daß er sich einen Vorschuß hatte geben lassen, um sich für die Reise in die Wildnis von Kopf bis Fuß neu einzukleiden.

Doch die graukarierte Pluderhose, die mit zwei

Brusttäschchen geschmückte braune Bluse und das große himmelblaue Halstuch, alles noch steif vor Neue, schmiegt sich dem schlanken, geschmeidigen Körper nicht an; Silvio steckte in der neuen Kluft wie ein Faschingsritter in einer zu weiten Blechrüstung. Nun, die ganze Herrlichkeit konnte ja höchstens bis zum ersten Sturz seines Reittiers in einer Furt dauern, oder bis zu irgendeiner andern Gelegenheit, bei der die billigen Stoffe mit Wasser in Berührung kamen und die Stärke aus den Geweben herausweichte.

Diesem drohenden Verhängnis, das er sehr gut aus Erfahrung kannte, suchte Silvio denn auch so lange wie menschenmöglich zu entgehen. Schienen Flußläufe und Schilfseen ihm bedenklich, so zog er sich vor dem Durchreiten rasch aus, faltete seine Kleider sorgfältig zu einem handlichen Bündel und trug sie in der emporgereckten Rechten ans jenseitige Ufer. Selbst als sein Maultier einmal erschrocken bockte, weil es einem unter Wasserhyazinthen verborgenen Krokodil zu nahe gekommen war, gab der gefährdete Reiter keinen Augenblick sein Kleiderbündel preis. Hoch, wie eine Fahne in der Schlacht, hielt er seinen Packen, und es gelang ihm schließlich, das wild gewordene Tier mit der linken Hand zu bändigen und den Anzug ungefährdet – nur von wenigen harmlosen Spritzern getroffen – aufs Trockne zu retten.

Oft nahm Silvio den neuen Schlapphut ab, um ihn mit stolzem Blick zu betrachten. Bevor er ihn wieder aufsetzte, strich er seine rabenschwarze, lang herabhängende Gauchomähne in den Nacken zurück, wobei er nicht verfehlte, das neue Halstuch zärtlich mit den Fingerspitzen zu betasten. Dann wieder spreizte er die Beine und ließ die Augen über Bluse und Hose hinab zu den neuen Hanfschuhen wandern. Darauf sah er prüfend zu Robustiano, seinem Gefährten, hinüber, an dessen schon fadenscheinigem Anzug das einzige Neue in zwei großen Stücken weißen Segeltuches bestand, die er sich bis zu den Schenkeln hinauf um die Beine gewickelt und mit dünnen Rohlederriemen befestigt hatte.

Robustiano war auch sonst in allem das Gegenteil von Silvio. Über seinem Gesicht lag die düstere Schwermut, die alle Abkömmlinge der Araukaner, jenes untergegangenen großen Reitervolks der südwestlichen Pampas, kennzeichnet. Allzu stark konnte diese Blutmischung allerdings nicht mehr sein; das verrieten seine graublauen Augen und die Gesichtsbildung, die kaum noch etwas von der den Araukanern eigentümlichen mongolischen Breite zeigte. Er hatte auch nicht das straff herabhängende Haupthaar der Indianer; weich quollen seine schwarzen Locken unter dem Palmfaserhut hervor. Überhaupt erzählte sein Haarwuchs eine bunte Mischlingsgeschichte: die buschig über der Nase zusam-

mengewachsenen Brauen waren schwarz, der Schnurrbart braun und der dichte Vollbart, den er seit der Abreise nicht mehr scherte, fast rotblond. Das gab dem tiefbraunen Gesicht ein seltsames Aussehen.

Dem Silvio hingegen wuchsen nur ein paar dünne Haare unter der Nase und am Kinn; er befeuchtete sie gelegentlich mit Speichel und schabte sie mit seinem scharfen Dolchmesser ab. Dieser spärliche Bartwuchs war ein Rassenmerkmal und hatte nichts damit zu tun, daß der Guaranymischling wohl mindestens fünfzehn Jahre weniger zählte als sein Gefährte.

Robustiano trug seinen Namen – der übrigens gar nicht so selten ist – nicht zu Unrecht; er war ein Riese. Mit einer Hand am Halfter bändigte er ein wildgewordenes Maultier. Wie spielend hob er die schweren Packtaschen empor und hängte sie ohne Hilfe an den Tragsattel; und ebenso mühelos nahm er den Packtieren die schweren Lasten wieder vom Rücken, wenn wir Rast machten.

Don Manuel hatte ursprünglich Bedenken gehabt, ihn zu dingen; das Gewicht des Hünen war etwas reichlich für ein Reittier auf einer so ausgedehnten Reise. Aber der Estanciero, bei dem Robustiano des öfteren als Zähmer und Zureiter wilder Pferde tätig gewesen war, hatte ihn als so unerschrocken und zuverlässig geschildert, daß Don Manuel ihn dennoch nahm. Doch wurden zwei be-

sonders starke Maultiere für den gewichtigen Reisebegleiter gekauft.

Weder Robustiano noch Silvio hatten auch nur einen Augenblick furchtsam gezaudert, als man ihnen das gefährliche Reiseziel genannt hatte. Bloß nach der Zahl der Gefährten und der Art ihrer Bewaffnung hatten sie sich erkundigt und befriedigt genickt, als sie hörten, daß jeder von uns mit einer Winchesterrepetierbüchse und einem großläufigen sechsschüssigen Revolver ausgerüstet sein würde.

Selbstredend führten sie auch noch ihre handlichen Stoßdegen, quer unter den Sattelübergurt gesteckt, mit sich, sowie die Schleuderkugeln – jene drei rohlederüberzogenen, durch Riemen verbundenen Steine –, beides wirksame Waffen in der geübten Hand des Gauchos. Darüber hinaus vervollständigten ihre Ausrüstung zwei Lassos von erprobter Haltbarkeit, die in malerischen Ringen über die Kruppen ihrer Reittiere herabhingen. Obgleich sehr lang – über fünfundzwanzig Meter –, belasteten sie nicht allzusehr, weil sie aus den dünnen Häuten von Spießhirschen geflochten waren.

Lassos sind auf solch einer Reise schon allein als Seile bei allerlei Vorkommnissen nützlich; unentbehrlich aber sind sie als Wurfeschlingen beim Einfangen eines durchgehenden Maultiers. Schleuderkugeln hingegen sind hierfür verpönt, weil sie die einzufangenden Tiere verletzen könnten.

Drittes Kapitel

DIE STADT IN DER WILDNIS

Nördlich der Bahnlinie – sobald wir den Baumwollgürtel hinter uns hatten – fanden wir das Territorium Chaco Austral noch dünner bevölkert als im Süden. Da wir, nur der Himmelsrichtung folgend, querkampein ritten, so konnte es geschehen, daß wir von morgens bis abends keinen streifenden Hirten oder sonst wen sahen, ja, nicht einmal das Dach einer Behausung, den fernen Rauch einer Herdstelle.

Meist gab es auch keine Karrenspuren, die uns den Weg durchs hohe, gelbe Pampagras erleichtert hätten. Dennoch kamen wir gut voran. Die zahlreichen Rinderherden, die seit langem hier weideten, hatten den Boden festgestampft; und da zudem unsere Tiere noch frisch waren und munter ausgriffen, sahen wir schon am fünften Tage die gelbroten Wasser des Bermejo – denen er seinen Namen verdankt – tief unter uns, zwischen senkrechten Steilufern dahinströmen. Dort drüben erstreckte sich das Territorium, das den lockenden Namen La Formosa, die Schöne, trägt.

Wir ritten flußabwärts, bis wir die Furt Passo Uriburo fanden. Am jenseitigen Ufer sahen wir ein Boot liegen. Da auf unser Rufen und selbst auf Schießen niemand kam, schwamm Silvio durch die

reißende Strömung und holte das kleine Fahrzeug, in dem glücklicherweise die Ruder lagen. Damit brachten wir Menschen, Hunde, Sättel und Ladung hinüber. Die Maultiere schwemmten wir durch, indem wir eines zur Seite des Bootes nahmen und die andern vom Ufer aus hinterhertrieben.

Nun hieß es Rast halten, um die Reittiere ausruhen zu lassen; denn einige hundert Meter Schwimmen ermüdet sie mehr als tagelange Ritte. Als wir sie mit den langen Koppelriemen zum Weiden anflocken wollten, machten wir die unangenehme Entdeckung, daß zwei von ihnen fehlten. Ertrunken konnten sie nicht sein – wir hatten sie alle zehn springlebendig das Nordufer hinaufklettern sehen; also waren sie geflüchtet.

In dieser spärlich besiedelten Gegend die Ausreißer wiederzufinden, mußte sehr mühevoll sein. Monate und Jahre konnten sie hier umherstreifen, ohne daß ein Mensch sie entdeckte. Allenfalls würden vorüberziehende Indianerhorden sich ihrer bemächtigen; ihnen mußten die starken, auserlesenen Tiere als nützliche Lastträger bei ihren vielen Wanderungen oder Jagdzügen sehr willkommen sein.

Es war ein rechtes Mißgeschick. Wir durften die Reise nicht fortsetzen, bevor wir nicht die Entlaufenen eingefangen hatten. So richteten wir uns für längeres Bleiben ein, schlugen das Zelt auf und brachten, da der Himmel sich zu beziehen begann,

die Lasten der Packtiere unter Dach. Don Manuel und Paco wollten das Lager bewachen und daneben die nächste Umgebung absuchen, während Silvio es übernahm, bermejoaufwärts nach den Tieren zu forschen, und Robustiano flußabwärts auf die Suche ging. Ich selbst beabsichtigte nordwärts zu reiten. Es war am frühen Vormittag; gegen Abend sollten wir uns beim Zelt wieder vereinigen.

Bevor wir uns trennten, sorgte Don Manuel, wenn auch unfreiwillig, noch rasch für ein wenig Heiterkeit. Er galoppierte plötzlich in Richtung auf eine Lagune davon. „Ich werde“, rief er uns zu, „den Angler dort am Seeufer nach den Maultieren fragen, vielleicht hat der sie gesehen!“ Verwundert schauten wir dem Dahinjagenden nach; denn weit und breit konnten wir keinen fremden Menschen entdecken. Bloß ein Riesenstorch stand da; er flog davon, als Don Manuel auf ihn zusprengte.

Wir trösteten den Enttäuschten mit der Versicherung, daß er nicht der erste sei, dem der erhoffte Auskunftgeber unhöflich entwich. In der Tat sieht von ferne ein vereinzelter Riesenstorch, der mit eingezogenem Hals nachdenklich am Ufer eines Gewässers steht, einem hellgekleideten Angler täuschend ähnlich.

Über eine Stunde schon hatte ich die Gegend vergeblich nach den verschwundenen Maultieren abge-

sucht, da entdeckte ich einen Pfad, der in nördlicher Richtung durch hohen Papyrus führte. Ihm folgte ich. Schmal und wie von grünen Mauern eingefast, wand er sich durch eine weite, schilfbewachsene Fläche, senkte sich am Steilufer eines tief eingeschnittenen Flusses hinab, dessen Wasser mein Tier beinahe Fuß verlieren machte, kletterte auf der andern Seite wieder empor und schlängelte sich dann durch hohes Pampagras.

In der nackten Erde des Pfades waren kleine runde Hufeindrücke zu sehen, anscheinend von unsern Maultieren. In scharfem Trab folgte ich diesen Spuren. Oft reckte ich mich in den Bügeln und sah mich um, denn ich erwartete, bald die beiden Ausreißer ruhig weidend zu erblicken. Doch die Zeit verstrich, und die Spur setzte sich immer noch fort. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb die hungrigen Tiere nicht innehielten, um zu grasen. Ja, wenn sie nach Süden, auf die heimatlichen Weidegründe zu, geflohen wären! Aber so entfernten sie sich ja mehr und mehr von dort, wohin ihr innerer Trieb sie locken mußte.

Endlich fand ich des Rätsels Lösung: es waren schon andere Verfolger hinter den Entflohenen her. Wo der Weg durch tiefes Gelände ging, stellte ich im moorigen Grund außer den Maultierspuren auch die Abdrücke von Indianersandalen fest. Da sie aus roher Wildhaut gefertigt und mit der Haarseite

nach außen getragen werden, konnte ich sie deutlich an den in den weichen Ton eingepprägten Wildschweinsborsten erkennen.

Einige Kilometer weiter traf ich auf lange scharfe Kratzer von Maultierhufen: hier hatten die Tiere zu einem wilden Sprung angesetzt. Doch gleich darauf mußten sie zu Boden gestürzt sein, denn zu beiden Seiten des Pfades war das Gras niedergewälzt. Als ich weiterhin schließlich wieder auf die Hufspuren stieß, zeigten ihre Abstände, daß die Maultiere lang ausgriffen, also scharf geritten wurden. Eines trug anscheinend sogar zwei Reiter, so tief schnitten seine Tritte ein.

Nach all dem blieb mir kein Zweifel: Indianer hatten den Maultieren Wurfkuppeln um die Beine geschleudert, sie zu Fall gebracht, sich ihrer bemächtigt und waren auf ihnen davongeritten.

In der Hoffnung, die Entführer noch einzuholen, folgte ich im gestreckten Galopp. Bald erreichte ich ein Gelände, wo der Graswuchs vor kurzem abgebrannt war; hier verlor sich der Pfad in den nachsprießenden Junggräsern. Ich suchte die Kreuz und Quere, fand die Spuren aber nicht wieder.

Lange ritt ich aufs Geratewohl dahin. Dann kam mir die Sinnlosigkeit meines Tuns zum Bewußtsein. Es war zweckmäßiger, ich kehrte zu meinen Gefährten zurück, und wir verlegten unser Lager nach

hier, um am nächsten Morgen gemeinsam die Spur aufzunehmen.

Als ich wendete, bemerkte ich mit Verdruß, daß ich der Richtung zurück zum Bermejofluß nicht mehr sicher war. Erst ritt ich im Schritt – die übliche Gangart auf großen Reisen –; aber die innere Unruhe des Verirrtseins ließ mich bald in Trab fallen.

Die Abenddämmerung sank rasch hernieder. Ich war in einen dichten Palmenwald geraten, und mein Maultier tastete sich widerwillig durch ein Gewirr abgefallener Palmenblätter, deren dornige Blattstiele ihm die Fesseln verletzten. Es wurde finster; dicke Regentropfen begannen schnell und schneller auf die breiten Fächer der Wachspalmen zu trommeln und verdichteten sich bald zum prasselnden Guß, der in einen richtigen Landregen überging. Tordo, mein Maultier, wurde immer lascher im Ausschreiten, und sein Atem ging keuchend; das Tier hatte einen zu langen Tagesmarsch und das anstrengende Durchschwimmen des Bermejo hinter sich. Nicht lange mehr, und ich mußte es absatteln, ihm Ruhe gönnen, ehe es schlapp machte. Mißmutig dachte ich an die schlimme Nacht, die mir bevorstand.

Endlich kam wieder offene Savanne. Da sah ich, aufs höchste überrascht, rechts vor mir einen großen

hellen Fleck am Himmel. Der Widerschein eines Steppenbrandes war das nicht; wie sollte auch bei solchem Wetter die Savanne brennen! Und dann leuchten diese Brände dunkelrot, nicht wie jenes helle, fast weiße Licht dort drüben.

Ich zerbrach mir den Kopf über diese Erscheinung. Aus Erfahrung wußte ich zwar, daß nur eine elektrisch erleuchtete Stadt solchen Schein gegen den Nachthimmel wirft. Doch wo sollte hier, im Innern der fast unbewohnten Wildnis Formosas, eine Stadt sein? Wie ein Spuk erschien mir diese gelbweiß beleuchtete Wolkendecke.

Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich, darauf zuzureiten. Glücklicherweise hatte ich weiter offenen Kamp; obgleich das Gras mannshoch stand und beim Schreiten hinderte, kam mein Tier besser vorwärts als im Palmenwald. Schnell näherte ich mich dem geheimnisvollen Schein, hatte ihn aber auch jetzt noch nicht genau vor mir, sondern mehr zur rechten Hand. Ich wollte auf seine Mitte zuhalten, der sonst so zügelgerechte Tordo weigerte sich jedoch, in dieser Richtung vorwärts zu gehen. Alle paar Schritte blieb er plötzlich stehen, steifte die Beine nach vorn und war trotz Sporen und Gerte nicht um einen Zoll vom Platz zu bewegen. Sein störrisches Verhalten steigerte das Spukhafte der Lichterscheinung derartig, daß ich ganz aufgeregt wurde.

Als der helle Fleck sich noch weiter nach rechts verschob und Tordo sich immer wieder hartnäckig gegen meine Absicht sträubte, stieg ich ab, um ihn ein Stück zu führen. Kaum hatte ich in der Finsternis einige tappende Schritte getan, da verlor ich den Halt unter den Füßen. Hätte ich den Halfter nicht so fest gepackt gehabt, ich wäre ins Bodenlose gestürzt. Mit Mühe zog ich mich am Halfterriemen wieder hinauf. Jetzt war ich dem braven Maultier dankbar, daß es den Gehorsam verweigert hatte. Das feinfühligere Pferd wäre bei so fester Sporennotigung mit seinem Reiter in den Abgrund gesprungen.

Als ich glücklich wieder oben stand, nahm ich einen Erdklumpen und warf ihn hinab. Tief unter mir hörte ich es aufklatschen: zwischen senkrechten, abgrundtiefen Steilufern floß also ein Wasserlauf.

Der kluge Tordo zeigte durch hurtigen Paßschritt seine Zufriedenheit darüber, daß er nicht mehr in die gefährliche Richtung gezwungen wurde. Bald geriet ich auf eine anscheinend viel befahrene Karrenspur. Zu meiner Überraschung bog sie nach einiger Zeit rechts ab und wandte sich dem geheimnisvollen Lichtschein zu. Dann kam eine große hölzerne Brücke, die sich über den Wasserlauf spannte, in dessen schluchtartigem Bett ich kurz zuvor beinahe den Tod gefunden hätte. Elektrische Bogen-

lampen warfen strahlendes Licht auf die Bohlen, und auch die am andern Ufer sanft ansteigende breite Straße und die sie kreuzenden Querstraßen lagen in heller Beleuchtung.

Wie im Traum ritt ich an stattlichen Gebäuden vorüber. Märchenhaft unwirklich glitzerten die Spiegel der Regenglänze. Kein Mensch war in der Zauberstadt zu sehen, doch jener eigenartig scharfe Wildgeruch verriet mir, daß sie von Indianern bewohnt wurde.

Nun ging es an einem Gartenzaun entlang, der einen großen Orangenheim einfriedete; dann gelangte ich zu einem Tor, auf dessen Bogen ein Kreuz ragte. Am Pfeiler hing ein Glockenzug. Entschlossen drängte ich mein Tier heran und läutete. Ein Mönch in brauner Kutte kam den langen Gartenweg herauf, begrüßte mich freundlich und bat mich, ohne zu fragen, wer ich sei, abzusteigen. Er rief einen jungen Indianer herbei, übergab ihm mein Maultier mit dem Auftrag, es abzusatteln und im Stall mit Futter zu versorgen, und führte mich in ein geräumiges Haus, das inmitten des Orangenhaines lag. Jetzt erfuhr ich, daß ich hier in der Indianermission San Francisco de Laishi, am Riacho Salado, war.

Trotz der späten Stunde weckte man den Frater Küchenmeister, der rasch ein kräftiges Abendessen bereitete und es mir ins Gästehaus herüberbrachte.

Sogar ein Krug Wein war dabei; selbstgekelterter, betonte der Frater stolz. Nachdem ich die Speisen verschlungen – seit dem frühen Morgen hatte ich nichts mehr gegessen –, zeigte mir der alte Missionar das Schlafzimmer. Er gab mir trockne Wäsche, nahm meine regennassen Kleider, um sie irgendwo aufzuhängen, und verließ mich mit guten Wünschen für die Nacht. Wohlig legte ich mich in das saubere, weiche Bett. Fast augenblicklich löschte traumloser Schlaf mein Bewußtsein aus.

Schmetternde Posaunen weckten mich; die Morgensonne schien zum Fenster herein. Ich sprang auf und blickte hinaus. Ein Bläserchor von etwa vierzig Indianern stand in Reih und Glied im Garten; jeder hatte ein Notenpult vor sich, und ein weißer Kapellmeister schwang den Taktstock. Besonders lustig waren die zehn Posaunenbläser anzusehen, Jünglinge von etwa zwölf bis zwanzig Jahren, wie Orgelpfeifen der Größe nach aufgereiht.

Eben spielten sie den Marsch „Unter dem Doppeladler“; wie ich später hörte, war es das Lieblingsstück Fray Buenaventuras, des Priors von Laishy, der aus Österreich stammte. Ich wäre gern hinausgeeilt, um das schöne Bild der jungen Indianer, die so begeistert auf ihren in der Morgensonne funkeln- den Bässen, Hörnern und Posaunen bliesen, aus der Nähe zu betrachten; doch ich war ja gefangen, bis

der Frater Küchenmeister meine inzwischen getrockneten Kleider brachte.

„Mit dem Morgenkaffee müssen Sie noch etwas Geduld haben“, sagte er lächelnd – er mochte an meine Gier beim Abendessen denken –, „der wird gemeinschaftlich eingenommen, und Fray Buena-ventura ist noch mit der morgendlichen Lebensmittelverteilung beschäftigt.“

Als ich den Prior begrüßen wollte, fand ich ihn inmitten von Hunderten von Tobafrauen und -kindern, an die er gegen Marken Rindfleisch und andere Nahrungsmittel ausgab. Diesen großen Fleischverbrauch bestritt die Mission aus eigener Zucht; sie besaß sechstausend Rinder, und ihren Herden entstammten auch die vielen Ochsengespanne zum Pflügen, mit denen die indianischen Kolonisten ausgerüstet wurden.

Nach der Verteilung der Nahrungsmittel trat der Prior seinen Frühgang durch die Betriebe an. Da er meine aufrichtige Anteilnahme bemerkte, lud er mich ein, ihn zu begleiten. Zunächst ging es durch eine große Zuckerfabrik mit gewaltigen neuzeitlichen Maschinen. Hier befand sich auch der starke Dynamo, der den Strom für Licht und Kraft erzeugte. Dann gab es noch eine Baumwollentkernungsanlage, eine kleine Werft, Stellmacherei, Schmiede und Tischlerei. Auch eine große Bäckerei, wo nicht nur Brot und Schiffszwieback – Galletas

– gebacken wurden, sondern auch die von den Indianern so bevorzugten kürbisgroßen Bataten (Süßkartoffeln), machte keinen geringen Eindruck auf mich.

Die Ausfuhrerzeugnisse der Mission, Zucker, Baumwollfaser, Mais und Häute, wurden mit eigenen Motorfahrzeugen den Riacho Salado hinab zum fernen Paraguaystrom verschifft. War der Wasserstand des Salado zu niedrig, so standen für den Frachtverkehr Ochsenkarrenzüge bereit.

Alle diese Hirten, Karrenführer, Matrosen, Handwerker und Fabrikarbeiter waren Tobaindianer. Sie arbeiteten unter Anleitung von weißen Werkmeistern, die – ob zufällig oder absichtlich, konnte ich nicht erfahren – sämtlich schon ein hohes Alter hatten.

Die eigentliche Bevölkerung aber, zu deren Nutzen man diese Betriebe und Verkehrsanlagen geschaffen hatte, waren die indianischen Ansiedler. Jede Familie bewohnte ein gutgebautes kleines Haus inmitten des Ackers, den sie bestellte. Ihre Pflanzungen waren sauber gehackt, ihre Gespanne feist und die Ackergeräte blank und gut gehalten.

Die Mission zahlte den Indianern mit Eigengeld, das sie nur von ihnen wieder annahm. Dadurch wurde jeder Schleichhandel unterbunden. Außerdem hatten die Mönche ihren Einfluß bei den Gesetzgebern dahin geltend gemacht, daß der Verkauf

alkoholischer Getränke an die Indianer Formosas bei strenger Strafe verboten wurde. Zwar befolgte man das Gesetz nicht überall, aber weit im Umkreis hatte der Prior ihm Achtung zu verschaffen gewußt.

Jetzt läutete die Schulglocke. Aus allen Richtungen sah ich die kleinen Indianer mit ihrem Bücheränzeln ernst und gewichtig zur Schule eilen, und bald erklang vom Schulhaus her ein vielstimmiger Chor frischer Kinderstimmen.

Da die Unternehmungen nicht viel abwarfen – denn die früher nur als Jäger lebenden Arbeiter und Ackerbauern waren langsam in den ungewohnten Verrichtungen und verbrauchten mehr, als sie einbrachten –, steckte die Mission ständig in Geldnöten. Wenn es aber an Geld für notwendige Kleidungsstücke fehlte, wußte der Prior sich zu helfen, er schickte einen der Mönche mit dem Bläserchor nach Buenos Aires. Dort gaben die Wildnisbewohner Konzerte im Zoologischen Garten oder auf öffentlichen Plätzen, und die Stadtverwaltung belohnte sie dafür mit abgelegten Uniformen der Feuerwehr, der Polizei und anderer uniformierter Beamten.

Bei solchen Gelegenheiten besuchte der Pater auch die wohltätigen Damen der Gesellschaft, um von ihnen Kleider für seine Schützlinge zu erbitten. Da kam dann vielerlei Mummenschändliches zu-

sammen; doch die Rothäute trugen alle diese Uniformen, Livreen und Gesellschaftskleider mit Stolz, obgleich manche darin aussahen, als seien sie aus dem Tollhaus entsprungen.

Beim Morgenkaffee erzählte ich den Missionaren unser Mißgeschick mit den Maultieren. Sie beruhigten mich: wenn die Spuren nördlich, also hierher führten, so hätten gewiß Zugehörige der Mission die Tiere eingefangen, und dann sei nichts zu befürchten.

Sofort erhob sich einer der Mönche und trat ans Telefon. Er rief ein Vorwerk an, das zehn Kilometer nach Süden lag. Dort weideten die großen Rinderherden der Mission, gehütet von vielen indianischen Hirten und einem weißen Oberhirten. Wir brauchten nicht lange auf die beruhigende Antwort zu warten, daß man die beiden Flüchtlinge schon seit gestern in Gewahrsam habe. Im Glauben, es handle sich um herrenlose Tiere, hatten die Missionsindianer sie eingefangen und zur Estanzia gebracht.

Der Prior gab mir einen berittenen Ortskundigen mit, der mich zum Vorwerk geleitete, wo ich voller Freude die Ausreißer abholte. Darauf brachte mich der Toba durch pfadlosen Schilf und Ried, durch Savannen und Palmenwälder mit sicherem Richtungssinn, noch bevor es dunkelte, zu unserm Lager am Bermejofluß, wo mich die besorgten Gefährten

mit lautem Hallo und die Hunde mit Freudengebell empfangen.

Ich belohnte die Dienste meines Führers mit einem roten Halstuch. Er knüpfte es sich gleich locker um den braunen Nacken, so locker, daß es malerisch herabhing. Lustig flatterte es im Winde, als er sich aufs Pferd schwang und mit würdevollem Gruß davonritt.

Viertes Kapitel

LA FORMOSA, DIE SCHÖNE

Wir reiten. Wir, das sind nicht nur Don Manuel, Paco, die beiden Gauchos und ich, sondern auch die Hunde. Aber Leal und Cambá reiten nur manchmal, wenn es durch einen Schilfsee geht oder wenn die Gräser der Savanne gar zu hoch und dicht werden. Dann sehen die Kleinen bittend zu uns herauf, wedeln mit den Stutzwänzen und erinnern uns mit weinerlichem Winseln daran, daß die Pampagräser, über die wir Riesen die Blicke frei hinschweifen lassen, für Zwerge wie sie ein undurchdringlicher Urwald sind. Wir halten, und mit einem Satz springen sie auf die Reittiere und legen sich hinter dem Sattel quer über die Kruppe.

Anfangs erschranken die Maultiere jedesmal, wenn plötzlich etwas auf sie sprang, das sich mit Krallen festzuklammern suchte. Vererbte Erinnerungen an gefährliche schwarzweiß gefleckte Reiter, die mit schärferen Krallen zupackten, mochten in ihnen wach werden. Doch jetzt haben sie sich schon an die kleinen Reisegefährten gewöhnt, und das häufige Auf und Ab ängstigt sie nicht mehr.

Lange halten es die munteren Terrier aber nicht auf den Kruppen aus. Sobald Schneidegräser und Schilf durchritten sind, springen sie wieder ab; denn

wenn es sich oben auch bequemer reist, unten ist es doch lustiger. Da kann man den drolligen Kanincheneulen, die so überheblich aufgeplustert vor ihren Erdhöhlen sitzen und drohend mit dem Schnabel knacken, einen gehörigen Schreck einjagen. Oder man balgt sich mit einem Tejú, einer Rieseneidechse; man versucht, obgleich immer vergeblich, ein blitzschnell sich eingrabendes Gürteltier an dem gepanzerten Schwanz wieder ans Tageslicht zu ziehen; man verfolgt kläffend ein Rudel Wasserschweine, bis sie mit riesigem Kopfsprung in einen See oder Fluß untertauchen; oder man treibt die Krokodile, die sich träge an den Ufern sonnen, reihenweise ins Wasser.

Furcht hat man vor nichts; denn hinter sich weiß man die Riesen, die einem zu Hilfe kommen, sobald es schlimm wird. Bloß wenn man eine Schlange aufgestöbert hat, ist man vorsichtig. Solange sie zusammengerollt bleibt und einen mit erhobenem Kopf anzüngelt, darf man sie nicht angreifen. Senkt sie aber, eingeschüchtert durch das Gekläffe und Gehopse, den Kopf und rollt den Körper auf, um zu fliehen, packt man sie schnell in der Mitte und schlägt sie sich tüchtig um die Ohren, bis ihr langer Leib schlaff wird.

So reiten wir, umspielt von unsern Hunden, durch die jungfräulichen Savannen Formosas und erleben jeden Augenblick etwas Neues. Es ist wieder be-

ständiges Augustwetter. Die Sonne strahlt vom tiefblauen Himmel. Ist sie so hoch gestiegen, daß die Reittiere beim Ausschreiten auf die Schatten ihrer Köpfe treten, suchen wir uns einen breitästigen Baum am Ufer einer Lagune und satteln in seinem Schatten ab.

Hier sind wir dann wie zu Hause. Don Manuel macht sich Aufzeichnungen; Paco holt Holz und zündet das Lagerfeuer an; Silvio und Robustiano baden die Reit- und Packtiere, damit Schweiß und Staub ihnen nicht die Haare verkrusten; das gäbe Satteldruckstellen. Mit gelenkigen Gliedern wälzen sich die Tiere nach dem Bad auf der Erde und grunzen dabei vor Behagen. Dann werden sie mit den Lassos angepflockt, wo das Gras am saftigsten ist; man hört ihr schnelles Rupfen und Kauen, und dieses Geräusch erfüllt uns mit solcher Genugtuung, als stillten wir selber unsern Hunger. Glatt und feist sind die zehn leichtfüßigen Maultiere, und weil wir sehr schonend mit ihnen umgehen, dürfen wir auch hoffen, daß sie ihre Gesundheit und ihr Feuer recht lange behalten.

Während die andern im Lager ihre Arbeiten verrichten, gehe ich mit Leal und Cambá auf die Jagd; denn zu meinen Obliegenheiten gehört es, uns mit Fleisch zu versorgen. Nicht aus Jagdleidenschaft habe ich mich dazu erboten – denn meine Liebe gehört dem lebenden Tier –, sondern nur deshalb, da-

mit aus Jagdgier keines angeschossen und auch keines mehr getötet wird, als zur Erhaltung unseres Lebens unbedingt notwendig ist.

Häufig ist es bloß Vogelwild, dem ich nachstelle: Wildenten, Wildgänse, Hokos, Steißhühner oder Schakús. Hin und wieder erbeuten wir auch ein Gürteltier und schmoren es in seinem eigenen Panzer am Feuer. Das ist ein erlesener Leckerbissen. In der Regel aber entwischt uns solcher begehrter Braten; denn die Fänge der Hunde gleiten am Hornpanzer dieses Urweltthieres ab; und wenn ich angerannt komme, um mitzuhelfen, ist es schon verschwunden; so flink gräbt es sich ein, daß es scheint, als tauche es und schwimme unter der Erde davon.

Selten schieße ich auf einen der stolzen Sumpfhirsche, die, wenn ich Wasservogel anpirsche, oft nahe vor mir in langen Fluchten, das mächtige Geweih nach hinten gelegt, aus dem Uferschilf hervorbrechen. Wir können die schwere Beute ja doch nicht mitnehmen, und es wäre schade, das stattliche Tier um einer einzigen Mahlzeit willen zu töten. Eher bringe ich es über mich, einen schlanken Spießhirsch auf die Decke zu legen. Die Rippenstücke braten wir am Spieß über der offenen Glut, und die Keulen werden für die nächste Mahlzeit dem Packtier aufgeladen; so bleibt nicht allzu viel zurück für Wölfe, Füchse und Geier. Meistens jedoch

kochen wir herrliche Geflügelgerichte mit Reis und Tomatenmus, das wir als Gemüseersatz, in kleine Büchsen eingelötet, mit uns führen.

Auch unsre Nachtlager sind immer sehr gemütlich, wenn das Lagerfeuer so anheimelnd flammt, sprüht und knistert. Es fällt uns gar nicht ein, bei einem der Viehzüchter zu nächtigen, die in der unermesslichen Wildnis Formosas ihr Einsiedlerdasein führen. Ebenso meiden wir die Tolderias der Indianer, obschon die Rothäute hier, unbehelligt von den wenigen Viehfarmen, mit den Weißen Frieden halten.

Warum sollten wir von fremden Menschen Gastfreundschaft erbitten und bescheiden an fremden Feuern sitzen, wo doch die große weite Parklandschaft uns alles, dessen wir bedürfen, im Überfluß beschert: Wasser, Holz, Wildbret und saftige Weide! Warum die Nacht in einem vom Dunst der blakenden Petroleumlaterne erfüllten Farmerhaus zubringen, wenn es draußen so würzig nach Kräutern, Gras und Blüten duftet! Warum das hohe, sternenfunkelnde Himmelsgewölbe mit einem niedrigen, rauchgeschwärzten Dach vertauschen!

Herrlich ist es hier draußen in der großen Freiheit, wo die Zeit nach Lagerfeuern zählt; wo man sich am Morgen nicht darum sorgt, unter welchem Schattenbaum man Mittagsrast halten, an welcher Wasserstelle man das Nachtlager aufschlagen wird.

Frei sind wir von jeder Hast ans Ziel zu gelangen,

denn Eile wäre sinnlos. So ungeheuer sind die Entfernungen, so weit die Horizonte, daß es scheint, wir stünden still trotz dem fördernden Paßschritt unsrer Tiere. Die Sonne geht auf und unter, aber sie bezeichnet uns keinen Kalendertag. Grasfluren, Palmenhaine, Schilfflachen und Waldinseln kriechen träge vorüber. Indianische Namen von Wasserläufen und Seen, die unser Führer Silvio kennt, sagen uns nichts, bedeuten uns nichts. Raum und Zeit sind versunken. Wir reiten.

Abenteuer erwarten wir hier nicht. Erst jenseits des Rio Pilcomayo, im Gebiet der Pilagáindianer, wird es gefährlich werden. Bis dorthin hat's noch gute Weile, wenn wir auch von den mindestens siebenhundert Kilometern, die zwischen Machagay und der paraguayischen Grenze liegen, schon eine ganze Anzahl hinter uns haben.

Eine solche Durchquerung hat vieles mit einer Meerfahrt gemein. Aber ein Schiff kann doch wohl länger seinen Kurs einhalten. Wir hingegen müssen manchmal, gehindert von Steilufern oder Sümpfen, meilenweit nach einer Furt suchen, um einen Fluß zu überschreiten. Dann wieder versperren uns riesige Schilfseen oder langgestreckte Waldzungen die Nordnordwestrichtung, die uns zum Mittellauf des fernen Pilcomayoflusses führen soll, und zwingen uns, stundenlange Umritte zu machen.

Immer seltener werden die einsamen Viehfarmen.

Bei einem der Züchter füllen wir unsere Lebensmittelvorräte wieder auf. Es ist zweifelhaft, ob wir weiter nördlich noch weiße Siedler finden würden.

Für ein paar Tageritte verändert sich das Landschaftsbild. Die Palmenhaine sind plötzlich von geschlossenen Beständen baumhoher Kandelaberkakteen verdrängt. Dazwischen liegen ganze Wäldchen der sonst so seltenen und nur vereinzelt wachsenden Palisanderbäume, das kostbarste Edelholz Argentiniens und Paraguays. Dorniges Gebüsch, der sogenannte Nirazat, der mit spannenlangen dolchartigen Stacheln bewehrt ist, erschwert uns oft das Weiterkommen.

Wir sind froh, als wir die feindselige Stachelwelt des Dornbuschs und der Kakteen hinter uns haben. Erleichtert begrüßen wir die wirtlichen Grasfluren wieder, in denen sich große Palmenhaine, schwarzgrüne Waldinseln, Lagunen und Schilfflachen zur anmutigen Parklandschaft vereinigen. Nordformosa ist nur scheinbar eine ununterbrochene Ebene; es gibt hier sanfte Erhebungen. Doch man bemerkt sie nur, weil unerwartet der Blick in die Ferne schweifen kann.

Wo die Indianer bei ihren Jagden auf Gürteltiere und wilde Meerschweinchen die hohen gelben Gräser abgebrannt hatten und aus den Wurzelballen die jungen zarten Halme sprießen, da breitet sich, von einer der flachen Geländewellen aus gesehen, die Savanne wie eine reichverzierte Schabracke aus

grünem Samt. Wie silberne Spiegel blinken Lagunen im Sonnenlicht. Unzählige Wasservögel, deren Gefieder in bunten Farben leuchtet, umgeben wie eine Edelsteinfassung die Ufer der glitzernden Seen.

In langen Zeilen sieht man hier die schlohweißen Riesenstörche mit den feuerroten Hälsen und den pechschwarzen Köpfen. Tuyuyú cuartelero, Kasernenstörche, werden sie von den Guaranyemestizen genannt, weil sie meist in Reih und Glied in den Lagunen stehen und weil ihre roten Hälse an Uniformkragen erinnern.

Neben diesen mannshohen Riesen erscheinen die doch auch nicht kleinen Tantalusstörche wie Küchlein. Sie stützen sich immer nur auf einem Bein; mit dem andern Fuß suchen sie den seichten Grund der Ufer nach Wasserschnecken ab, was bei dem Eifer und gewichtigen Ernst, mit dem sie im Wasser umhertasten, sehr komisch wirkt.

Rosafarbene Löffelgänse, weiße Schwäne mit schwarzen Hälsen, Wildgänse, Silberreiher, Sumpfruthähne, bunt schillernde Wildenten und zartrosa gefärbte Flamingos, sie alle schwimmen, tauchen, gründeln, plätschern und schwatzen hier in Eintracht durcheinander.

Und wenn Leal und Cambá sich mit Gekläff zur Lagune stürzen und die Vögel flüchtend hochgehen, verdunkelt sich die Sonne hinter einer brausenden Wolke schlagender Flügel.

MAGÚ, DER MATAKO

Mit Silvios Geländekenntnis war es längst zu Ende; so weit nördlich war er nie gekommen. Wir mußten uns also einen Indianer suchen, der gewillt war, uns zu führen. Sonne und Kompaß zeigten uns zwar die Richtung an, sagten aber nichts über Trinkwasserstellen und Geländeschwierigkeiten aus.

Eine Rauchsäule am Horizont verriet uns ein Lagerfeuer, und nach einigen Stunden erreichten wir die Tolderia: ein Dorf der Matakoinianer. Niedrige, grasgedeckte Hütten – wie die fast aller Chacostämme – lagen am Rande einer Waldinsel. Die Frauen und Kinder liefen bei unserem Näherkommen davon und versteckten sich im Gehölz; die Männer erwarteten uns, schweigend, mit finsternen Mienen, die Hartholzkeulen und Lanzen in der Hand.

Als wir sagten, daß wir nicht gekommen seien, um uns hier anzusiedeln, sondern weiter wollten, zum Rio Pilcomayo, hellten die drohenden Gesichter sich etwas auf. Wir gaben dem Häuptling Tabak, damit er ihn unter seine Leute verteile. Ihm selbst schenkten wir ein Messer. Gnädig bewilligte er uns nun einen Mann, dem wir ebenfalls ein acht Zoll langes Messer und dazu ein Halstuch in Aussicht stellten,

wenn er uns bis zur Nordgrenze des Matakolandes brächte.

Nicht ganz bis in die Nähe der Uanc-loi, der Strauße – so werden die Tobaindianer ihrer langen Beine wegen von den Matakó genannt – wollte uns der Mann geleiten. Er fürchtete, die Nachbarn könnten ihm nachjagen und ihn seiner Kopfhaut berauben, wenn sie ihn allein die weite Heimreise antreten sähen.

Unser Führer Magú, zu deutsch Fuchs, war ein echter Sohn seines Stammes, des häßlichsten im ganzen Chaco. Er war niedrig von Gestalt, aber breitbrüstig; seine Hautfarbe tabakbraun; die kleinen Augen mit den dunklen Pupillen und dem gelblichen Weiß funkelten unsterk nach allen Seiten; die Nase war platt, und die wulstigen Lippen von der Farbe ausgelaugten rohen Fleisches. Tiefschwarzes glänzendes Haar umwucherte dicksträhmig seinen Kopf und hing ihm zottelig bis auf die Schultern.

Sein Pferd konnte man eher als Mähre bezeichnen. Und so war es mit allen Eingeborenenpferden, die ich auf unsrer langen Reise sah. Auch die Reittiere der Toba am Pilcomayo machten davon keine Ausnahme, obgleich dieser Teil des großen Stammes oft als ein Reitervolk geschildert wird, das bei seinen Kriegen und Überfällen auf feurigen Rossen wild dahergebraust komme. Ich fand meine Vermutung bestätigt, daß hier die Kämpfe – mit jedem

Breitengrad nach Norden tropischer – den Pferden immer unzuträglicher werden müßten und Einhufer hier nur kurze Zeit am Leben bleiben könnten.

Wir liehen Magú ein Maultier, das wir für solche Fälle vollständig gesattelt mit uns führten, denn der klapprige Indianergaul würde noch Mühe genug haben, seinen Reiter den weiten Weg zurückzutragen.

Magú hatte in den Zuckerrohrpflanzungen von Salta und Tucuman gearbeitet und kannte auch die Dörfer der Chiriguano am Ostabhang der bolivianischen Kordilleren; er war also ein weitgereister Mann. Er sprach mit uns in einem Gemisch von Matakó, Guarany und Spanisch, so daß ich, dieser letzteren Sprachen mächtig, ihn sehr gut verstand.

Während der sechs Tage, die er uns begleitete, forschte ich ihn über seine Weltanschauung aus. Dabei lernte ich mancherlei über den Glauben der Matakóindianer. Es war Magús feste Überzeugung, daß er niemals sterben werde, wenn das Glück ihm treu bleibt. Einen natürlichen Tod gibt es nicht, und wer ohne sichtbare Verwundung stirbt, ist von einem feindlichen Zauberer verhext.

In jedem Matakó wohnt ein unsterblicher Geist, der Aoot. Stirbt der Matakó, so taucht sein Aoot in die Unterwelt, wo er in Gesellschaft anderer Schatten lebt und, je nach den Taten des Menschen, in

dessen Körper er gewohnt hat, größeres oder geringeres Ansehen genießt. Der Aoot eines auf fremder Erde Gestorbenen, dessen Leiche oder Gebeine nicht begraben wurden, ist geschändet. Er darf nicht in die Unterwelt und muß ewig auf der Erde umherirren, denn die andern Aooten dulden ihn nicht unter sich; nicht einmal während der mondscheinlosen Nächte, wenn alle Seelen aus der Unterwelt heraufkommen und zwischen den Hütten ihrer Verwandten wandeln, um sie zu belauschen oder zu erschrecken. Da hockt dann der entehrte Aoot abseits zwischen dem Totoraschilf und Papyrus der Lagunen, von wo man sein langgezogenes, klagendes Pfeifen hört. Sobald die Gebeine beerdigt sind – sei es auch nach vielen Jahren –, ist der Aoot erlöst. In mondscheinloser Nacht darf man sich dieser Aooten wegen nicht zu weit vom Lagerfeuer entfernen.

Manchmal werden die Geister ungeduldig; sie wollen die dunklen Nächte nicht abwarten und steigen auf, um den Mond zu bekämpfen. Schlimm wäre es, wenn ihnen das gelänge; die Indianer hätten dann keine Mondscheinnächte mehr für Tanzfeste und Trinkgelage, für Jagdzüge oder Kriegstreifen. Und ohne Mondlicht darf man das alles nicht tun. Darum erheben auch die Matakó, sobald der Mond sich verfinstert, ein großes Geschrei. Die Medizinmänner wenden ihre stärksten Beschwörun-

gen und Zaubereien an. Und so ist es ihnen bisher immer wieder gelungen, das große Unheil der auf ewig verfinsterten Nacht abzuwenden.

Auch über die magischen Schutzhandlungen bei Sonnenfinsternissen befragte ich Magú. Aber davon zu sprechen, scheute er sich. Lieber erzählte er mir Märchen und Sagen. Meistens kamen darin bloß Tiere vor, oder sie spielten wenigstens die Hauptrollen. Ich schrieb mir manches dieser Märchen auf; doch alle waren ungeeignet, um unter Weißen, die ja die harmlose Unschuld dieser Naturmenschen längst verloren haben, wiedererzählt zu werden.

Don Manuel schüttelte mißbilligend den Kopf, wenn er sah, wie ich Magú wieder und wieder durch kleine Geschenke zum Erzählen verlockte. Schließlich bat er mich allen Ernstes, den Matakó nicht mehr auszufragen. Er hielt es für möglich, daß der Indianer es später bereuen würde, uns hergelaufenen Eindringlingen, in denen er vielleicht böse Zauberer sah, soviel Heimliches mitgeteilt zu haben. Wir seien keine Forscher, sagte Don Manuel, und die größte Gewähr für unsere Sicherheit bestehe gerade darin, daß es nicht unsere Aufgabe sei, die Eingeborenen auszuhorchen und sie dadurch zu beunruhigen. Es müsse doch nachdenklich stimmen, daß alle Völkerkundler, die es bisher versucht hatten, Sitten und Gebräuche im Chaco Boreal eingehend zu erforschen, von den Indianern erschlagen

worden seien, während von den zahlreichen Pelz- und Reiherjägern, die alljährlich die Chacoflüsse bis tief ins Innere hinaufruderten, nur wenige ihr Leben eingebüßt hätten.

Das beharrliche Aushorchen, das selbst vor dem Allergeheimsten, Allerheiligsten nicht haltmache, das viele Aufzeichnen in den höchst verdächtigen Merkbüchern und besonders das Fotografieren: das alles müsse in diesen Naturkindern, die noch tief im Hexen- und Zauberglauben steckten, die Befürchtung großer Gefahren wachrufen. Dem drohenden Ungemach suchten sie dann dadurch zu entgehen, daß sie den weißen Hexer töteten und seine Papiere und Bilder in alle Winde zerstreuten.

Nach dieser Rede legte Don Manuel es mir nochmals nahe, doch nicht unser aller Leben dadurch aufs Spiel zu setzen, daß ich mich wie ein Forschungsreisender benähme. Vor allem sollte ich das leidige Fotografieren mit meinem alten Kasten unterlassen, den man jedesmal so umständlich auf seinen Dreifuß aufbauen müsse. Der stehe dann so gespenstisch da und glotze das Opfer so unheimlich mit seinem gläsernen Auge an, daß ein Indianer es unweigerlich mit der Angst bekommen müsse.

Das war meine erste große Enttäuschung auf dieser Reise. Don Manuel hatte einen dicken Strich durch meine liebsten Pläne gemacht.

„Guasseta“ und „Yocuás“ (Fleisch und Tabak), so hießen die Schnsüchte, die die Seele unsres braven Matakó erfüllten. Seit er bei uns war, mußte ich für mehr Wildbret sorgen; er allein aß soviel Fleisch, wie wir andern zusammen. Uns kam das zustatten; für uns war ein Pfund Mehl jetzt wertvoller als ein ganzer Hirsch. Von Hirschen wimmelte es ja in diesen Savannen und Schilfflachen; doch Mehl, Reis oder ähnliches wäre hier nicht um alles Gold des Inkaschatzes zu haben gewesen. Die mächtigen Sumpfhirsche waren jetzt keine zu große Beute mehr, denn alles, was wir nicht gleich verzehrten, nahmen wir mit als sicherstes Mittel, unsern Führer an uns zu fesseln. Wie verzaubert hingen seine Blicke an den Hirschkeulen, die zu beiden Seiten des Packtiers baumelten, und seine Zunge fuhr im Vorgesmack des kommenden Schmauses wollüstig über die dicken Lippen.

Ogleich er wußte, daß uns Zündhölzer die Möglichkeit gaben, sehr schnell Feuer zu machen, ließ er sich nicht davon abbringen, jedesmal einen Brand vom Lagerfeuer mit auf die Reise zu nehmen. Er schien der Priester eines geheimnisvollen Kultes zu sein, der das ewige Feuer um den Erdball tragen muß. Kaum waren wir abgestiegen – oft bloß für einen Augenblick, um den Panzgurt eines Maultieres fester zu ziehen oder verrutschte Satteldecken zurechtzurücken –, so sorgte er schon für Nahrung

seines ewigen Feuers, und rasch flammte es auf. „Mischimi Guasseta“ (ein wenig Fleisch), bat er dann halb in Guarany, halb in Matakó, und sobald wir zustimmend genickt hatten, rannte er zum Paktier, säbelte sich ein Stück Wildbret herunter und briet es an seiner heiligen Glut oder verschlang es noch fast roh, wenn die Rast zum Garbraten nicht ausreichte.

Als ich einmal ein großes Bisamschwein erlegt hatte, erneuerte Magú seine Sandalen. Er schnitt sich aus dem Wildschweinsfell zwei passende Stücke, machte nahe den Rändern viele kleine Einschnitte, die als Ösen für die Sandalenriemen dienten, und band sich die frischen Hautstücke, mit der Haarseite nach außen und der blutigen Fleischseite nach innen, um die nackten Füße, deren Form sie sich, als die Sonne sie trocknete, genau anpaßten. Kein Maßschuster hätte so gut sitzendes Schuhzeug anfertigen können.

Eines Abends erhielten wir Besuch. Eine wandernde Matakofamilie, durch Magús Anwesenheit zutraulich gemacht, näherte sich unserm Lager, um bei uns zu nächtigen. Die beiden Frauen kamen, wie üblich, schwer beladen daher. Der Mann trug nur seine Waffen: einen Bogen mit einer Sehne aus gedrehter Hirschhaut, Pfeile aus Rohr (Donnax) mit langen gezahnten Hartholzspitzen und zwei Steuerfedern am hinteren Ende, und die gefährliche Makana, die kurze Hartholzkeule.

Eine der Frauen hatte ein Kind bei sich. Vergnügt saß es im Tragnetz, das der Mutter am Stirnband über den Rücken hing. Die andere Indianerin schleppte eine große Last Wildbret; allerdings war es nicht auf den ersten Blick als solches erkennbar, vielmehr schienen die Maschen ihres Tragnetzes eine Anzahl gelbgrauer Kegelkugeln zu umspannen. Und das Sonderbarste: dieses Wild lebte noch, war völlig unverletzt und stellte sich nur, als sei es tot.

Es waren Kugelgürteltiere. Diese Tierchen, durch einen Hornpanzer geschützt, rollen sich zur Kugel zusammen, sobald sie Gefahr wittern, und verstecken dabei Kopf, Schwanz und Beine im Innern des Panzers. Man kann sie vom Boden aufheben und überall mit umhertragen; solange sie die geringste Bewegung spüren, bleiben sie regungslos zusammengerollt, und auch der stärkste Mann vermöchte sie nicht auseinanderzurecken.

Unsre Gäste töteten die armen Geschöpfe, indem sie eine Kugel nach der andern auf den Erdboden schmetterten. Dann schürten sie Glut aus dem Lagerfeuer, brieten sie daran und gaben auch uns eines zu kosten.

Merkwürdigerweise werden die Kugelgürteltiere Matakos genannt. Ich konnte nicht erfahren, ob die Matakoin Indianer – die kleinsten unter den Eingeborenen des Chaco – ihren Namen von diesen

Zwergen unter den Gürteltieren erhalten haben, oder ob - umgekehrt - die Kugelgürteltiere nach dem Stamm benannt werden, in dessen Gebiet sie vorkommen.

Von jetzt an trafen wir die drolligen Kleinen häufig. Magú stürzte sich immer wieder voller Jagdeifer auf sie. Ich bat ihn, die Tierchen zu schonen, und versprach ihm als Entschädigung größeres Wild, das wir mit unseren weittragenden Gewehren müheloser zu erlegen vermochten, als die Indianer mit ihren unzulänglichen Jagdwaffen; weshalb sie auch so beharrlich das leicht zu erbeutende Kleinwild, die Tejús, Gürteltiere und wilden Meerschweinchen, verfolgen.

Natürlich versuchten auch Leal und Cambá immer wieder die Kugelgürteltiere zu packen. Sie gerieten dabei in große Wut, weil ihre Fangzähne an der harten dicken Panzerschale machtlos abglitten; so daß sie die Kugel, wie zwei Spieler den Ball, zwischen sich hin und her stießen. Nur ein einziges Mal gelang es Cambá, eines zu erwischen, bevor es sich einrollen konnte; der Arme mußte es jedoch schwer büßen; mit lautem Schmerzensgeheul kam er hilfesuchend zu uns: das Gürteltier hing ihm an der Nase! Es hatte, als es blitzschnell seinen Panzer schloß, Cambás empfindlichsten Körperteil eingeklemmt. Wir gaben uns alle Mühe, unserm laut klagenden Gefährten Hilfe zu bringen, ohne seinem

kleinen Feind wehe zu tun. Aber nicht einmal der bärenstarke Robustiano vermochte die Kugel zu öffnen. Es blieb uns nichts andres übrig, als das Gürteltier mit einem Dolchstich zwischen die Panzerringe zu töten. Erst als es verendete, konnten wir es auseinanderbiegen und Cambás arg zerquetschte Nase befreien.

Sechstes Kapitel

AN DER GRENZE DER STEINZEITMENSCHEN

Magú geleitete uns bis in die Nähe des Großen Sumpfes. Wir baten ihn, noch bei uns zu bleiben; aber er fürchtete die Toba. Er nächtigte noch einmal an unserm Lagerfeuer; am frühen Morgen nahm er Abschied.

Lange sahen wir ihm nach, wie er mit watendem Gang durch die hohen Gräser schritt. Sein Pferd führte er am Halfter. Das arme Tier war schwer beladen mit einem riesigen Sumpfhirsch, den ich bei Tagesgrauen erlegt und unserm Führer als Wegzehrung geschenkt hatte. Bei der ersten Mittagsrast wollte er das Fleisch in dünne Streifen schneiden und an der Sonne trocknen; es würde federleicht werden, und der Reiter konnte wieder aufsteigen. Ein paarmal noch schaute Magú zurück und winkte uns zu, dann verschluckte ihn das Ried einer Flache.

Der Große Sumpf ist ein Schilfsee, der Hunderte von Geviertmeilen umfaßt. Der Rio Pilcomayo durchströmt ihn, doch im Gewirr der Wasserhyazinthen und im Dickicht des Papyrus und der Totora-schilfe hat man das Flußbett nie finden können. Die Weißen nennen den Großen Sumpf „Estero del Padre Patiño“, nach dem Jesuitenpater Gabriel Patiño, der ihn im Jahre 1721 entdeckte. Die Mönche

Niebla und Patiña, begleitet von drei Spaniern und vierunddreißig Guaranyindianern, waren damals vom Paraguaystrom her den Pilcomayofluß hinaufgerudert; sie suchten einen Wasserweg, der die Missionen von Paraguay mit denen von Tucuman und Salta verbinden sollte.

Schon nach wenigen Wochen zwangen die Tobaindianer sie, auf halbem Wege umzukehren. Der Überfall erfolgte bei einer Rast. Drei Guarany, die sich vom Ankerplatz der Boote entfernt hatten, um Brennholz im Uferwald zu sammeln, wurden getötet. Allen andern gelang es, sich in die Fahrzeuge zu retten und flußabwärts zu entkommen.

Lange wurden die Fliehenden verfolgt. Einige hundert Tobakrieger überschütteten sie von den Ufern aus mit einem Hagel von Pfeilen. Die umsichtigen Patres hatten jedoch Schutzwände aus getrockneten Rinderhäuten mitgebracht; die wurden schleunigst aufgerichtet, und die Pfeile der Verfolger prallten daran ab, ohne Schaden zu tun.

Fürs erste benötigten wir jetzt keinen Führer; wir folgten dem Südufer des Estero Patiño in östlicher Richtung. Tagelang sahen wir keines fremden Menschen Antlitz. Endlich stießen wir auf eine schilfgedeckte Hütte. An ihrer Bauart erkannten wir schon von weitem, daß ein Weißer sie erbaut hatte.

Ein seltsam gekleideter Mann trat uns entgegen.

Sein Oberkörper war von einer viel zu kurzen grauen Hemdbluse nur mangelhaft bedeckt. Von den Hosen sah man kaum etwas, denn die Beine waren von den Knöcheln bis zu den Schenkeln in gamaschenähnlich verschnürte, mit den Borsten nach außen gekehrte Hautstücke des schwarzen Bisamschweines eingewickelt. Den oberen Teil der Hose aber verdeckte eine rotweiß gemusterte indianische Faja (Schärpe), die sich in vielen, einander überschneidenden Windungen um Hüften und Leib schlang. Über die Schärpe war ein Gürtel aus dem schön getigerten Ozelotfell geschnallt; darin staken ein langläufiger Revolver und ein Buschmesser. Die Füße waren mit Indianersandalen bekleidet, der Kopf unbedeckt.

Mühsam beruhigte der Wildnisbewohner seine sich wie toll gebärdenden Hunde. Sie wollten an unsern Reittieren hochspringen und hatten es besonders auf Leal und Cambá abgesehen, die wir rasch zu uns herauflockten, sonst wären sie unrettbar zerrissen worden.

Endlich gehorchten die Wütenden ihrem Herrn, zogen sich aber unter Knurren und Grollen mit so drohend gehobenen Lefzen zurück, daß wir der Einladung, abzusteigen, nur zögernd nachkamen.

Dieser Einsiedler war der Pelz- und Reiherjäger Ismael. Er nahm uns freundlich auf, und wir beschlossen, einige Tage bei ihm zu bleiben, um den

Maultieren Ruhe zu gönnen und Erkundigungen über unseren ferneren Reiseweg einzuziehen.

Ismael war ein correntinischer Mischling. In seinen Adern mochte nicht allzuviel Blut von weißen Vorfahren kreisen. Die straffen, schwarzglänzenden Haare und die braune Haut unterschieden ihn nur wenig von seiner jungen Gefährtin, einer Vollblutindianerin vom Stamme der Ashluslay. Und bei seinen beiden Kindern, einem etwa vierjährigen Jungen und einem um die Hälfte jüngeren Mädchen, war jede Spur einer weißen Blutkreuzung verwischt.

Splitternackt wie Indianerkinder schmiegteten sich die beiden an die nur mit einem Schurz bekleidete Mutter und starrten mit weitaufgerissenen, scheuen Tieraugen die nie gesehenen weißen Männer an.

Ismael erzählte uns, daß der Große Sumpf ein gutes Jagdgebiet sei; wenigstens für ihn, der viele seiner Geheimnisse kannte und seine Tücken zu überwinden wußte. Zu den Tummelplätzen der Sumpfbiber, weit sumpfeinwärts, und den entlegenen wildreichen Inseln drang er vor, indem er sich nach Indianerart Brückenwege aus Binsenmatten machte, die von dem verworrenen Gespinst der schwimmenden Pflanzendecke getragen wurden. Zwei Brückenmatten gehörten zu einer solchen Ausrüstung; die gerade überschrittene zog er immer wieder nach sich, um sie aufs neue vor sich her zu breiten.

Im Frühsommer, wenn die Silberreiher die wertvollen Brautfedern tragen, baute Ismael am Rande offener Wasserflächen kleine Schilfverstecke. Darin verbarg er sich vor Tagesgrauen und verließ sie erst wieder in der Abenddämmerung. Auf dem freien Wasser vor dem Versteck verankerte er Schwimmhölzer, auf denen ausgestopfte Reiher befestigt waren. Geduldig wartete er nun, bis einer der stolzen, scheuen Luftsegler sich durch die Lockvögel verführen ließ und in Schußweite niederging. Glückte es, einen Reiher zu erlegen, so war man für Tage vergeblichen Wartens entschädigt: Bis zu sieben Gramm der langen hauchzarten Schmuckfedern trägt der Edelreiher in der Paarungs- und Brutzeit auf dem Rücken, und der Händler wog sie mit Gold auf.

Doch diese kostbaren Tiere sind sehr scheu. Und hätte der Jäger nicht die Federn der grauen Reiher und der Strauße gehabt, die Fischotter- und Sumpfbiberpelze, die Jaguar-, Puma- und Ozelotfelle und die Häute von Wasserschweinen, Hirschen und Tapiren, so wäre es um seine Einnahmen schlecht bestellt gewesen.

Einmal im Jahr schleppten Ismael und seine Gefährtin Yuk die Federn und die sorgfältig getrockneten und gebündelten Häute einen Tagesmarsch ostwärts, zu der Stelle, wo freies Wasser aus dem Estero Patiño in den Rio Pilcomayo führt. Hier lag ihr Boot versteckt. Viele Male mußten sie diesen

Weg hin und her wandern; denn die Häute waren zahlreich und die der Hirsche und Tapire wiegen schwer.

War alles zum „Hafen“ hingelastet, wurde das Boot beladen, und der Jäger ruderte auf wochenlanger Fahrt flußabwärts nach Clorinda, wo die Aufkäufer ihre Handelsniederlassungen haben. Dort verkaufte er die Beute des Jahres und erstand für den Erlös Schießbedarf, Nutriafallen, Salz, Mate und Tabak. Blieb dann noch ein Überschuß, so kaufte er ein neues Mückennetz, eine Hose für sich und ein Stück Kattun für Yuk. Den Kindern brachte er Schiffszwieback und Rapadura – große Würfel harten braunen Zuckers – mit heim. Und war das Jahr besonders ertragreich gewesen, so fehlte auch das heiß begehrte Weizenmehl nicht, das Yuk mit Straußeneiern und Hirschtalg durchknetete und in brutzelndem Wasserschweinsfett zu köstlichen Tortillas buk.

Ismael hätte ein noch besseres Auskommen haben können, wäre er nicht so unstedt gewesen. Aber sobald er wandernde Reiher nach Norden ziehen sah, hielt es ihn nicht mehr bei Pelzjagd und Fallenstellerei. Er ließ Frau und Kinder unter dem Schutz der starken Meute und ging auf monatelange Streifereien. Wie alle Jäger hoffte er auf das große Glück: den Garzal, den Brutplatz der Silberreiher. Fände

er ihn, so wäre er mit einem Schlage ein reicher Mann. Da würde es ihm nicht schwer fallen, in Clorinda oder Asuncion einen Händler aufzutreiben, von dem er auf Borg die vielen Flinten und die großen Mengen Pulver und Schrot bekäme, die man braucht, um die Zehntausende nistender Reiher zu erlegen; und seine indianischen Freunde, deren er allerorten hatte, würden ihm dabei helfen. Zwanzig Schützen genügen, um den größten Garzal auszu-beuten; denn am Brutplatz kann man die sonst so scheuen Vögel mühelos abschießen. Die Angst um ihre Nestjungen läßt sie die eigene Gefahr miß-achten.

Tag und Nacht träumte Ismael davon. Gelang es ihm, einen Nistplatz der weißen Reiher auszubeuten, dann wollte er diese Wildnis verlassen, in der er nun schon seit zehn Jahren hauste. Er wollte zurückkehren in seine Heimatprovinz Corrientes und sich dort eine Viehfarm mit etlichen tausend Rindern kaufen. Auf feurigem Pferde mit silberbeschlagenem Sattel würde er an den Festtagen zu den Pferderennen reiten, und alle grüßten dort voller Ehrerbietung den wohlhabenden Herdenbesitzer.

Sein Herz mußte übertoll sein von diesen Glücksträumen, sonst hätte der Schweigsame sich mir, dem Fremden, nicht mitgeteilt. Doch immer, wenn er seine Luftschlösser baute, nahm er mich vor-

sichtig beiseite, als fürchte er, Yuk könne unser Gespräch verstehen. Denn die Indianerin konnte er, ein Weißer, doch nicht mitnehmen; darunter würde sein Ansehen leiden. Aber seine Stimme klang gepreßt, und er sah mich unruhig und fragend an, sooft er von dieser Bedingung seiner künftigen Größe sprach.

Es sei ja eigentlich schade um die tüchtige Gefährtin, meinte er dann mit einem Seufzer; niemals verlasse sie während seiner monatelangen Abwesenheit das Haus; obgleich sie es doch derweil bei ihrem Stamm besser hätte. Ohne zu murren bleibe sie mit den Kindern in dieser grenzenlosen Einsamkeit zurück.

Yuk bearbeitete ihren kleinen Acker; pflanzte Mais, Bataten, Kürbisse und jätete das Unkraut aus. Sie legte die Tellereisen in die Wildwechsel und überraschte später den Heimkehrenden mit manchem erbeuteten Balg. Auch für die Hunde sorgte sie, damit sie nicht mager und struppig wie Indianerköter würden; Ismael sollte bei der Rückkehr seine Freunde feist und mit glänzendem Fell wiederfinden. Das machte große Mühe; die sechs starken Tiere – von den drei kleinen abgesehen – brauchten viel Futter. Sie waren allerdings nicht wählerisch und nahmen alles, sogar die Opossums, diese widerlichen Stinktiere, die sich am häufigsten in den Tellereisen fingen. Freilich machte Yuk ihnen

das ungern Genommene mundgerecht, indem sie die Stinkdrüsen entfernte, das nun schon weniger ekle Tier abhäutete, ausweidete und in Salzwasser kochte.

Doch es kamen auch Zeiten, wo die Fallen vergeblich die eisernen Fänge aufsperrten. Dann mußte Yuk ihren hungrigen Wächtern von dem sorgsam gehüteten Dörrfleisch geben, das Ismael in der kühlen Jahreszeit zu bereiten pflegte, auf daß Frau und Kinder im Frühling, wenn er auf die Reiher-suche ging, nicht in Not kämen.

Das Trockenfleisch galt als eiserner Vorrat für die Menschen; viel durfte davon nicht verfüttert werden. Deshalb ging Yuk, blieben die Fallen allzu lange leer, mit den Hunden auf die Jagd nach wilden Meerschweinchen. Mit ihnen köderte die Indianerin ihre Krokodilangel, ein viele Meter messendes starkes Bastseil, woran ein spannenlanges, an den Enden scharf zugespitztes Querholz befestigt war. Dieses Querholz wurde im Köder verborgen.

Ismael mochte, während er mir dies erzählte, mit der scharfen Beobachtungsgabe des Wildnisbewohners einen Schein ungläubigen Erstaunens auf meinem Gesicht bemerkt haben. Er ging mit mir zur Hütte, zeigte mir die Angel und setzte mir eingehend auseinander, wie seine mutige Gefährtin es anstellte, ohne Schußwaffen – die einzigen, die er

besaß, mußte er mit auf die Streife nehmen – das gefährliche Panzertier zu erlegen.

Sie suchte sich ein Ufergelände am Großen Sumpf oder an einem Schilfsee, wo die Carandápalmen dicht beieinander standen. Hier schleuderte sie die geköderte Angel weit über die Binsen hinweg bis ins offene Wasser und befestigte das Seilende an einem Palmenstamm. Nicht lange, und es gab einen starken Ruck. Hatte das Krokodil die Angel nicht nur im Rachen gehalten, sondern geschluckt, so folgte auf diesen ersten Anruck ein Zerren und Reißen, als müsse das Seil zerspringen, und das Wasser im See rauschte auf von den Schlägen des mächtigen Schwanzes.

Die Indianerin wartete, bis der Gefangene sich abgemattet hatte; dann band sie ein Hilfstau an die Angelleine, und zwar da, wo diese das Wasser erreichte. Sooft das Krokodil abgekämpft im Toben innehielt, packte sie eines der beiden Seile, schleifte das Opfer ein Stück näher ans Ufer heran und schlang das Seilende rasch wieder um eine weiter entfernt stehende Palme. Dieses Doppelseil – eine Erfindung der auf sich selbst angewiesenen Yuk – verhinderte die Flucht des Untiers, wenn unerwartet schnell ein neuer Befreiungskampf folgte und der gegenüber solchen Kräften schwachen Frau das Seil, an dem sie gerade zog, aus den Händen riß.

Lange dauerte es, bis das wütend um sich schla-

gende und schnappende Yacaré aus dem Uferschilf auftauchte. Wieder wartete die Jägerin auf eine Erschöpfungspause, schlich sich dann vorsichtig heran und zerschmetterte der Bestie mit einem gutgezielten Keulenschlag den Schädel.

Nun vierteilte sie die schwere Beute, schaffte sie stückweise heim und kochte den Hunden kräftiges Futter daraus. Es reichte für viele Tage; und wenn es aufgefressen war, ging Yuk von neuem auf den Fang.

Wir machten Ismael den Vorschlag, uns zu führen, und boten ihm einen guten Lohn und ein gesatteltes Reittier während der Reise. Mit stolzer Handbewegung wehrte er ab; er habe es nicht nötig, anderer Leute Brot zu essen. Nur unter einer Bedingung wollte er uns begleiten: entdeckten wir auf unserer Reise einen Garzal, so sollten wir die Geldmittel zu seiner Ausbeutung hergeben und ihn mit einem Drittel am Gewinn beteiligen.

Uns war das recht, wir feilschten nicht um die Vertragsbedingungen; denn die Wahrscheinlichkeit, einen Nistplatz der Edelreihler zu entdecken, ist ebenso gering wie etwa die, eine Goldmine zu finden oder das Große Los zu ziehen.

Das Abkommen mit Ismael befreite uns von der Sorge, für jenseits des Pilcomayo einen Pfadfinder zu suchen. Ein solcher wäre wohl auch kaum zu

finden gewesen; vermutlich hätte kein Indianer uns hergelaufene Weiße wirklich vom Pilcomayofluß nordwärts geführt. Entweder hätte er unter dem Vorwand, daß weiter nördlich keine Menschen lebten und es keine Wasserstellen gebe, die unliebsamen Eindringlinge immer wieder in großem Bogen zum Ausgangspunkt zurückgebracht oder er hätte sie in einen Hinterhalt seiner Stammesgenossen gelockt, um dort die weißen Spürhunde zu töten und unschädlich zu machen.

Der vortreffliche schwedische Forscher Erland von Nordenskiöld wußte in seinen Berichten davon ein Lied zu singen: wieder und wieder waren seine Versuche, nordwärts vorzudringen, an der Hinterhältigkeit indianischer Führer gescheitert und hatten sein Leben in die größte Gefahr gebracht.

Ismael beherrschte mehrere Indianersprachen und war mit den Sitten und der Gemütsart vieler Chacostämme vertraut. Seit wir uns mit ihm über den Chaco Boreal unterhalten hatten, war uns das Abenteuerliche unsres Unternehmens erst ganz bewußt geworden; und nachträglich dachten wir oft mit Schrecken daran, wie unsicher, wie bedroht unsere Lage ohne den Beistand eines solchen Mannes gewesen wäre.

Das Alter unsres neuen Gefährten war schwer zu schätzen. Er konnte ebensogut dreißig wie vierzig Jahre zählen. Wetter und Sonnenbrand hatten seine

Gesichtshaut gegerbt, wie braunes Leder spannte sie sich über die hervortretenden Backenknochen. Sein wachsam schweifender Blick hatte etwas wahrhaft Königliches; seine Sehschärfe war erstaunlich. Auf tausend Schritt sah er die weißgefütterten Lau-scher einer sich verbergenden Hirschkuh aus dem Papyrusdickicht hervorschimmern. Und weit folgte er einer Biene mit den Augen, obgleich sie wie ein Geschoß dahinflog. Dann sprang er manchmal flink von seinem Maultier, reichte Silvio die Zügel und stürzte mit verblüffender Sicherheit auf den hohlen Stamm mit dem Bienennest zu. Im Nu qualmte ein kleines Feuer auf, dessen Rauch die stachelbewehrten Verteidiger kampfunfähig machen sollte. Beiliebe erklangen, und gleich darauf kam er zurück und brachte uns goldgelbe, honigschwere Waben.

Ismael belehrte uns auch darüber, wie zahlreich die Bienen in diesen Gegenden vorkommen: Neben einigen stachellosen und anderen wespenähnlichen Arten sind es meist die aus Europa eingeführten italienischen Hausbienen, die sich von Süden her in unzähligen Völkern über den Gran Chaco verbreitet haben. Ihr Honig ist eine wichtige Nahrungsquelle der Indianer geworden.

Allmählich begann die zu unsrer Linken endlos sich dehnende Wasserpflanzenwildnis des Großen Sumpfes sich zu verengern und wurde schließlich

zum Bett eines Flusses, der zwischen hohen, oft von Galeriewald eingesäumten Ufern gen Osten strömte.

Wir hatten ihn erreicht, den geheimnisvollen Pilcomayo, dessen dunkles Band die Grenze bildet zwischen zwei Welten: der des weißen und der des roten Menschen. Die Zeit blieb stehen jenseits dieses Flusses; Jahrtausende trennen sein Nord- und Südufer. Menschen der Steinzeit leben dort, wenngleich sie die Steingeräte durch solche aus Hartholz, Knochen und Muschelschalen ersetzen mußten, denn im Gran Chaco gibt es nicht den kleinsten Kieselstein.

Der Abend dämmerte. Wir lagerten auf den gebreiteten Satteldecken und schauten nachdenklich auf die schwarzen Fluten, die träge ihr gewundenes Bett hinunterglitten. Für manchen Weißen waren sie die Wasser des Totenflusses geworden, über die es kein Zurück gibt.

Drohend stand der Urwald am jenseitigen Ufer. Wie im Kampf verschlungene Leiber von Riesenschlangen hingen mächtige Schlingpflanzen von den Bäumen herab. Ein geheimnisvolles Raunen und Wispern klang zu uns herüber: Mit furchtgedämpften Stimmen riefen die Tagtiere ihre Artgenossen, um die gemeinsamen Schlupfwinkel aufzusuchen.

Die Nacht sank herab. In den düsteren Wassern des Pilcomayo funkelten und gleißten die Spiegelbilder der Gestirne, und wie eine finstere Wand

ragte der Galeriewald gegen das Sternenlicht. Ein Jaguar zog durch das Dickicht flußaufwärts. Wir hörten das hustende Brüllen, das er von Zeit zu Zeit ausstieß, zuerst weit unten; langsam kam es näher, wanderte an uns vorüber und verklang nach und nach in der Ferne.

Angstvoll schnaubten die Maultiere; sie hatten den Feind gewittert. Urstimmen des Blutes mußten sie gewarnt haben, denn aus Erfahrung kannten sie das furchtbare Raubtier nicht; dort, wo sie geboren und aufgewachsen waren, gab es seit Menschengedenken keine Jaguare mehr. Erst lange, nachdem der Herr der Wildnis vorbeigezogen, begannen sie wieder zu grasen. Und sie ließen sich darin nicht stören von dem wildaufheulenden Uaah-áú! Uaah-áú! der Mähnenwölfe, dem Belfern der Azarafüchse und den grauenvollen Schreien des Nachtvogels Cacui, das von dort drüben aus der Finsternis herüberklang wie jammerndes Hilferufen eines Menschen in Todesnot,

AUF SCHLEICHWEGEN INS URLAND

Einen Tag rasteten wir noch auf dem Südufer des Rio Pilcomayo. Ismael bereitete Wegzehrung für die nächste Zeit, denn er meinte, wir sollten uns dort drüben vorläufig besser nicht durch den Rauch der Lagerfeuer oder den Hall von Schüssen bemerkbar machen.

Er hatte einiges von seinen Dörrfleischvorräten mitgebracht. Jetzt flocht er die meterlangen, nur fingerdicken Streifen vielsträhnig zusammen. Zwischen das magere Fleisch der Hirsche fügte er fetteres, saftigeres vom Wasserschwein, vom Tapir oder Wildschwein. Dann betupfte er diese Fleischzöpfe mit Salzwasser, klemmte sie zwischen einen halb aufgespaltenen Stecken und briet sie schön knusprig. Sie waren nicht nur dauerhaft, sondern auch sehr wohlschmeckend.

Eine besondere Leistung Ismaels war sein Brot am Spieß. Unermüdlich knetete er den Teig, der nur aus Weizenmehl, Wasser und Salz bestand. Immer von neuem walkte er die zähe Masse auseinander und faltete sie wieder zusammen, um sie gleich darauf abermals breit zu drücken. Erst nach langem Bearbeiten ging er daran, kleine Teigklöße zu formen, die er reihenweise auf einen Bratspieß

steckte und über schwacher Glut langsam gar buk. Brach man eine dieser duftenden Brotkugeln auseinander, fand man sie so locker von den vielen hineingekneteten Luftblasen, daß man glauben konnte, Hefegebäck vor sich zu haben. Von diesem Spießbrot wurde ebenfalls ein Vorrat für die nächsten Tage angelegt.

Am andern Morgen setzten wir in aller Frühe über den Fluß. Wir hatten eine große Hirschhaut bei uns, die, doppelt gefaltet über den Tragtaschen des Packtiers befestigt, der Fracht als Regenschutz diente. Bei Flußübergängen machte Silvio eine Pelota, eine Art runden Bootes, aus dieser steifgetrockneten Haut, indem er ihre Ränder nach oben bog und sie verschnürte, so daß sie die Form eines flachen Korbes annahm. Dahinein wurden die Traglasten und Sättel, unsre Waffen, Kleider und Stiefel gepackt; Silvio nahm die Leine des Fellbootes zwischen die Zähne und zog es, in raschen Stößen zum andern Ufer schwimmend, hinter sich her. Er entleerte es schnell, brachte es zurück, wir beluden es aufs neue, und nun schwamm Robustino damit hinüber. Es hieß sich beeilen, denn dieses ureinfache Fahrzeug geht unter, sobald sich die trockene Haut voll Wasser gesogen hat.

Zum Übersetzen der Menschen reichte es nicht mehr, deshalb schwammen wir neben den Maultieren durch den Fluß. Don Manuel, des Schwim-

mens unkundig, packte den Schwanz seines Reiters und ließ sich hinüberschleppen. Gutgelaunt meinte er, daß die Beförderung über die argentinisch-paraguayische Grenze zwar nicht sehr bequem sei, dieses Ungemach jedoch durch die geradezu vorbildlichen Paß- und Zollerleichterungen reichlich aufgewogen werde.

Ich bewunderte seine gleichmütige Gelassenheit, die er trotz allen Mühseligkeiten nicht verlor. Wer ihn in Buenos Aires gesehen hatte, in den behaglichen Räumen seiner Villa oder bequem zurückgelehnt in seinen schönen gepolsterten Wagen, der hätte seinen Kopf verwettet, daß jener vornehme Mann nichts gemein haben könne mit diesem Kerl, der am Schwanz seines Maultieres, bald über Wasser, bald unter Wasser, den Wildnisfluß durchquerte.

Wir hatten uns also vermessen, den Fuß ins Land der Pilagáindianer zu setzen, der am meisten gefürchteten Skalpjäger des Gran Chaco. Ismael warnte vor ihnen. Er wollte uns auf Umwegen führen, um die Tolderia Labagán zu umgehen, wo der gewalttätige Häuptling Garcete mit seinen Sippen hauste.

Die Krieger Garcetes sollen es gewesen sein, die den spanischen Forscher Ibarreta und dessen Freund, den Ingenieur Ramon Lista, töteten. Vermutlich waren sie es auch, die im Jahre 1918 die argentinische Grenzfeste Yuncá überfielen. Sie machten am hellen Mittag die nichtsahnende

schwache Besatzung – auch die Frauen und Kinder der Soldaten – nieder und setzten dann ihren Raubzug bis zu dem viele Tageritte entfernten Dorf der Weißen, Pozo del Tigre, fort. Hier plünderten sie die Geschäftshäuser und zogen sich mit reicher Beute wieder in ihre Schlupfwinkel nördlich vom Pilcomayo zurück, bevor die argentinische Kavallerie aus Entre Rios in Formosa eintraf.

(Später drang der namhafte Wissenschaftler Hans Krieg mit wenigen Gefährten bis Labagán vor und bemächtigte sich auf sehr gewagte Art eines Skalps, eines Beutestückes der Pilagá. Wunderbarerweise gelang es ihm, mit dem wertvollen Sammlerstück zu entkommen.)

Die Pilagá sind die Grenzwächter des Chaco Boreal am Mittellauf des Pilcomayo, während die Toba, die den französischen Völkerkundler Crevaux und seine zwanzig Leute erschlugen, den Oberlauf dieses Grenzflusses verteidigen.

Die Nordgrenzen des Indianerlandes, in das wir jetzt eingedrungen waren, werden von den Tschamakoko-bravo beschützt, unter deren Keulen der italienische Ethnologe und Maler Boggiani und dessen Begleiter ihr Leben verloren.

Die im Innern wohnenden Stämme, die zum großen Teil noch nie mit Weißen in Berührung gekommen sind, sollten nach Ismaels Berichten harmlos, ja sogar gutmütig sein. Gefahren bestanden für uns

also nur in den Randgebieten, wo die Indianer sich zu ihrer Selbsterhaltung gegen die anflutenden weißen Wellen wehren müssen, die eines Tages dennoch das Indianerreich des Chaco Boreal überschwemmen und seine stolzen roten Völker vernichten werden.

Bodengestalt und Pflanzenwuchs sind nördlich des Rio Pilcomayo dieselben wie in Formosa. Palmenwälder, Grasfluren, Waldinseln und langgestreckte Waldzungen wechseln ab mit Schilfflachen und Lagunen. Flußläufe, die sich ihren gewundenen Tausendmeilenweg von Osten, von den Bolivianischen Kordilleren, nach Westen zum Paraguaystrom gebahnt haben, bilden mit ihren dichten Galeriewäldern die Grenzhecken, die die schöne Parklandschaft in gewaltige Teilstücke gliedern.

Oft stießen wir auf verlassene Wohnstätten, denn die Sippen wandern weg, sobald das Wild durch die Nähe eines Dorfes vergrämt ist. Bevor sie weiterziehen, brennen sie die Hütten ab und pflanzen auf den von Asche und Abfällen gedüngten Boden Mais, Kürbisse, Kalebassen, Tabak und eine Art hochstämmiger Baumwolle. Kehrt die Sippe dann später zurück oder wandert sie in der Nähe vorüber, so findet sie allerlei Eßbares und Nützliches vor. Sind inzwischen auch viele dieser Kürbisse und Maiskolben von den Tieren des Waldes und der Steppe angeknabbert oder gar ganz aufgefressen worden, so bleibt dennoch reichliche Ernte bei geringer Mühe.

Diese ursprüngliche Art des Ackerbaues der nomadisierenden Jägervölker können die Indianer jedoch nur treiben, wo sie noch die alleinigen Bewohner des Landes sind. Denn wo Weiße siedeln, und sei es in noch so geringer Zahl, da zerstören ihre Herden auf viele Meilen im Umkreis die kleinen, von keinem Zaun geschützten Pflanzungen der Eingeborenen.

Anfangs schickten wir uns an, einiges von diesen, wie wir glaubten, herrenlosen Feldern zu ernten: ein paar Maiskolben für die Maultiere oder einen Kürbis für die Suppe. Aber Ismael riet dringend davon ab; er erklärte uns, daß diese kleinen Pflanzungen inmitten der Wildnis nur scheinbar verlassen dalägen; jede sei unantastbares Besitztum derer, die sie gepflanzt hätten. Der Eigentumsbegriff ist bei den Indianern stark entwickelt. Zwar herrscht unter ihnen Gütergemeinschaft, doch niemals vergreift sich die Allgemeinheit an dem Besitz des einzelnen, sondern jeder teilt freiwillig mit seinen Stammesbrüdern. Es gilt hier als Schande, etwas anzutasten, das einem andern gehört; er sei denn ein Feind des eigenen Stammes. Und wenn wir uns jetzt an diesen Feldfrüchten vergriffen, schloß Ismael, so eröffneten wir damit die Feindseligkeiten. Und das sei doch das Gegenteil unserer Absicht.

Mit großer Vorsicht durchritten wir das Gebiet der Pilagá. Nachts wachten wir. Jeder von uns,

außer Don Manuel, übernahm die Wache für zwei Stunden. Sobald das laute, regelmäßige Rupfen und Kauen unserer angepflockt weidenden Tiere aussetzen würde, sollte der Wachposten die Schläfer wecken. Denn das Maultier nimmt mit seinen scharfen Sinnen, seinem feinen Gehör alles, auch das unter dem Wind sich Anschleichende, wahr, hebt sichernd den Kopf, spitzt die Ohren und beginnt nicht eher wieder zu grasen, bis das Verdächtige sich entfernt hat. Es ist zuverlässiger als der Hund, der sich mehr von seiner Nase warnen läßt und daher von jedem unter dem Wind auf leisen Sohlen sich nähernden Feind überrumpelt werden kann.

Daß uns die Pilagá sogleich offen angreifen würden, befürchteten wir nicht. Zuerst würden sie wohl versuchen, uns der Reittiere zu berauben. Doch schon der Gedanke, diese uferlose, unwegsame Wildnis mit ihren oft mannshohen Gräsern, ihren Schneidegras- und Papyrusdickichten, ihren Lagunen, Wasserläufen und moorigen Schilfflachen zu Fuß durchwandern zu müssen, hat für den Weißen etwas unsagbar Schreckliches.

Viel Mühe machten uns Leal und Cambá, die wir am Bellen hindern mußten. An ihren hellen scharfen Stimmen hätten die Indianer weithin erkannt, daß es keine Eingeborenenhunde waren.

Doch alles ging gut, und wir erlebten auch in dieser gefährlichen Gegend keine Abenteuer. Uns

verlangte nicht danach, denn Abenteuer sind auf Expeditionen ein Unglück, wenn nicht gar ein Beweis von Ungeschicklichkeit und Mangel an Vorsicht.

Als wir nach einigen Tagen das Gebiet der Lengua Indianer erreichten, war nach Ismaels Meinung jede Gefahr vorüber. Wir brauchten uns nicht mehr zu verbergen. Der Jäger führte uns zum großen Dorf seines Freundes, des Lenguahäuptlings Mechi, dessen Einflußgebiet sich sehr weit erstreckt. Auch die ostwärts, gegen den Paraguaystrom zu gelegene evangelische Mission Makthalawaya steht unter seinem Schutz. Die englischen Missionare haben sich das Zutrauen des Stammes dadurch erworben, daß sie fast jede Verbindung mit der Außenwelt meiden und noch ängstlicher als die Indianer selbst darauf bedacht sind, Weiße fernzuhalten. So liegt Makthalawaya als einziges weißes Eiland in der Unendlichkeit des Chaco Boreal. Die Missionare dort führen ein entsagungsvolles Robinsondasein, als lebten sie wirklich auf einer weltvergessenen Insel. Nur die Ureinwohner sind hier willkommene Gäste, und die Bekehrer versuchen mit viel Takt und Geduld auf sie einzuwirken.

Die Lengua sind schöne, hochgewachsene, stolze Menschen. Sie sind noch nicht vom Alkohol und den Krankheiten der „Zivilisation“ vergiftet und dadurch entartet. Zwar trinken alle diese Stämme im

Frühsommer viel von dem berauschenden Bier, das die Weiber aus den reifenden Algarrobofrüchten herstellen; dieses Getränk ist indessen ungefährlich, ja sogar nährend, so daß die Leute in dieser Zeit wenig andere Nahrung benötigen. Dagegen macht der fürchterliche Fusel der Weißen sie sehr bald zu körperlich und geistig verkommenen Trunkenbolden.

Das Gebiet der Lengua grenzt im Norden an das Land der Angaité. Unsere Marschrichtung führte aber westlich an den Jagdgründen dieses Stammes vorüber, die etwas mehr dem Paraguaystrom zu liegen. So waren die Rauchsäulen ihrer Jagdfeuer am östlichen Himmelsrande alles, was wir von ihnen sahen.

Ismael kannte die meisten ihrer Sippen und berichtete uns von ihren Lebensgewohnheiten. Begeistert erzählte er, daß bei den Angaité nicht die Frauen, sondern die Männer Zöpfe haben. Um die Sache auch richtig auf den Kopf zu stellen, tragen sie die Zöpfe nicht nach hinten, sondern nach vorn. Aber selbst durch diese Umkehrung glauben die Angaitémänner der Eigenart ihrer Zopftracht nicht Genüge zu tun. Sie fügen noch ein übriges hinzu, indem sie den Zopf nicht hängend, sondern geradeaus gerichtet tragen. Um das zu ermöglichen, umwickeln sie ihn fest mit Bast und lassen nur das vordere Ende frei, so daß es aussieht, als rage ihnen ein langgestielter Pinsel aus dem Scheitel hervor.

DIE WILDNIS WEHRT SICH

Das Umland, das wir als die ersten Weißen durchzogen, und alle seine tiefen Geheimnisse, von denen uns Ismael manches verriet, fesselten uns schließlich nicht mehr so stark; denn wir waren müde geworden vom langen Ritt. Tausend Kilometer mußten wir schon hinter uns haben, alle Windungen, alle Kreuz- und Querritte mitgerechnet. Und eine solche Strecke berechtigt zum Müdesein, wenn man sie auf dem Maultier zurückgelegt hat, in unwegsamen Savannen und Wäldern, durch schlammige Flußläufe und sumpfige Schilfseen, unter Regenguß und Sonnenbrand.

Mehr als zweihundert Kilometer mochten wir schon vom Rio Pilcomayo nordwärts vorgedrungen sein, ohne die geringsten Anhaltspunkte für die Lage des Grundstücks gefunden zu haben, das wir suchten. Es konnte ja auch nicht anders sein: uns umgab unerforschte Wildnis. Und die Karten und Pläne, nach denen wir den Besitz erkennen sollten, waren Phantasiegebilde eines Vermessungsbeamten, der den Chaco Boreal nie betreten hatte.

Das Lächerliche unseres Unternehmens kam uns dreien mit jedem Tag mehr zum Bewußtsein. Nur Silvio und Robustiano zerbrachen sich nicht den

Kopf über unsere Ziele und Absichten. Sie verrichteten, ohne nach dem Wohin zu fragen, alle jene täglichen Arbeiten und Handgriffe, von deren gewissenhafter Erledigung das Wohl und Wehe von Menschen und Tieren auf einer solchen Reise abhängt. Und die beiden Gauchos besorgten alles mit stets gleichbleibendem, ruhigem Eifer, ohne Wichtigtuerei oder Unterwürfigkeit.

Der Jäger Ismael hingegen schien jetzt kaum noch auf dieser Erde zu leben. Voll gespannter Aufmerksamkeit schweiften seine Blicke immerfort über den Himmel hin und verfolgten die hoch oben im Blau ziehenden Silberreiher. Ihre Flugrichtung sollte ihm den Nistplatz verraten, den er seit zehn Jahren vergeblich suchte.

Auch wir konnten wohl ein Jahrzehnt in dieser uferlosen Wildnis umherirren, Don Manuels Grundstück würden wir ebensowenig finden, wie Ismael seinen erträumten Brutplatz. Und sollte das Unvorstellbare doch geschehen, sollte uns plötzlich aus geheimnisvoller Eingebung die Gewißheit erwachsen, das gesuchte Stück Land gefunden zu haben, so wäre es nach meinem Ermessen ebenso wertlos wie ein Besitz auf dem Monde.

Paco und ich versuchten, der mühseligen Reise immer wieder die heitere Seite abzugewinnen. Wenn wir drei, mißmutig in den Sätteln hängend, durch die hohen gelben Gräser dahinzottelten,

unterbrach Paco plötzlich mit irgendeinem launigen Einfall das lastende Schweigen. So spielte er etwa den Sancho Pansa, redete Don Manuel als Don Quichotte an und bat in wohlgesetzten Cervantischen Wendungen den Sinnreichen Edlen von La Mancha, doch endlich seinen getreuen Schildknappen zur verheißenen Insel zu führen, damit er sie mit seiner Statthalterschaft beglücken könne.

Don Manuel ging dann mit würdiger Miene und feiner Rede auf den Scherz ein und erwiderte mit Schlagfertigkeiten, über die wir so laut lachen mußten, daß unsere Maultiere die langen Ohren erschrocken lauschend nach hinten klappten und schneller aussritten. Aber nur für ein paar Schritte fielen sie durch unsere plötzliche Lebhaftigkeit in flinkere Gangart; dann wateten sie wieder lasch dahin. Der Campo virgen, der jungfräuliche Kamp, ermüdete sie sehr. Bis über die Fesseln sanken sie ein, denn hier war ja der lockere Urboden noch nicht von weidenden Herden festgetreten. Bei jedem Schritt strömte die Luft mit lautem Schnalzen in die tief eingedrückten Fußtapfen, weil der luftleere Raum, der sich unter dem Huf bildete, diesen beim Heben des Fußes saugend festhielt.

Die Tiere, die hier einheimisch sind, haben es leichter. Sie sind entweder Zweihufer, wie Wildschweine und Hirsche, oder Mehrhufer, wie Tapire und Wasserschweine. Ihre Zehen spreizen sich und

vergrößern so die Spur beim Einsinken, und beim Herausziehen schließen sie sich und verkleinern damit den Huf. Die Luft kann also seitlich in die Fußtapfen strömen, wodurch das Saugen der Luftleere unter dem Huf verhütet wird. Deshalb sind auch in schweren Weidegeländen Rinder lebensstüchtiger als Pferde und Maultiere.

Erst jetzt wurde mir klar, warum die Wildnisbewohner Mittelbrasiens und Ostboliviens Reitochsen bevorzugen, und ich bedauerte, daß wir nicht wenigstens einige als Packtiere mitgebracht hatten.

Unsere Maultiere magerten bei dieser Anstrengung sichtlich ab. Die einen hatten Satteldruckstellen, andere lahmten. Die langen nadelfeinen Stacheln der in den Gräsern verborgenen Igelkakteen waren ihnen hundertfach in die Fesseln gedrungen und unter der Haut abgebrochen, wo sie eitrige Schwellungen verursachten.

Zusehends ließen die Kräfte der Tiere nach und damit ihre Behendigkeit. Um sie zu schonen, stiegen wir auch bei den weniger tiefen Flüssen ab, die wir noch hätten durchreiten können. Dabei war jede Furt, die wir durchschwammen oder durchwateten, eine große Gefahr für uns: Verletzten wir uns an scharfen Muschelschalen oder versunkenem Geäst, so würde unser Blut die Pirañas, die furchtbaren Raubfische, anlocken. Auch konnten wir in diesen

oft dunklen, verschlammten Gewässern auf einen Rochen treten und von seinem giftigen Schwanzstachel getroffen werden.

Selbst ohne Reiter, nur mit der verteilten Last der Packtiere beladen, blieben die Maultiere jetzt oft in einem weichgründigen Wasserlauf stecken. Meist kamen sie noch bis zum jenseitig ansteigenden Ufer und brachten auch den Vorderkörper noch aus dem Wasser heraus; doch vergeblich krümmten sie die Fesseln, als seien sie mit Tatzen bewehrt, und gruben die Hufe in den Erdboden des Hanges, um sich vollends hinaufzuziehen: der moorige Grund ließ die Hinterbeine nicht los, schluckte sie bei jeder Anstrengung nur tiefer und tiefer ein.

Silvio und Robustiano sprangen dann immer ohne Zaudern neben dem sinkenden Tier ins Wasser und hoben es an den Schenkeln; wir andern zogen am Halfterriemen von oben; und so halfen wir ihm aufs Trockene. Oft mußten wir alle zehn Maultiere auf diese Weise herausziehen; Robustianos Riesenkraft kam uns dabei sehr zustatten.

Sättel, Zaumzeug und Stiefel waren hart und brüchig geworden, obgleich die beiden Gauchos sie jeden Tag gründlich mit Hirschtalg einfetteten. Allzuoft hatten die taufeuchten oder regennassen hohen Gräser oder das von den Maultierhufen hochgespritzte Wasser der Schilfseen das Leder durchnäßt.

Schlimm sah unsere Wäsche aus, trotz häufigen Waschtagen; denn wie vieles andere, war auch die Seife knapp geworden. Und Silvios feine Kleider gehörten zu den unwiederbringlichen Dingen der Vergangenheit, von denen man am besten nicht mehr spricht.

Je weiter nordwärts wir vordrangen, desto mehr änderte sich das Landschaftsbild. Des öfteren durchwanderten wir jetzt ausgedehnte Salitrales, Salzflachen. Von weitem gleichen sie den Wasserspiegeln großer Seen; kommt man näher, so glitzern und leuchten Milliarden von Salzkristallen auf. Der Anblick wechselt je nach dem Einfall der Sonnenstrahlen; oft sieht der Salitral wie eine vom Raureif bedeckte Winterlandschaft aus. Salz und Salpeter haben darin jedes Pflanzenleben vernichtet; nur der Salzbusch gedeiht an den Rändern. „Indianersalz“ nennt man die kniehohe, blätterlose Pflanze mit den fleischigen tiefgrünen Stengeln. Verbrennt man sie, gewinnt man aus der Asche reines Kochsalz.

Die Salitrales liegen hier meist inmitten großer Savannen, die von langgestreckten Wäldern zerschnitten werden. Oft mußten wir uns mit dem Buschmesser Pfade hauen; denn hätten wir die meilenlangen Waldzungen umgehen wollen, wären wir zu weit von der Nordrichtung abgekommen.

Nicht selten führten Indianerwege wie dunkle unterirdische Gänge durchs Urwalddickicht. Sie waren nur mannshoch und zwangen uns, die Köpfe bis auf die Hälse unserer Reittiere zu beugen. Wenn uns diese Haltung zu sehr ermüdete, stiegen wir ab und führten die Tiere am Halfter.

Doch gingen wir schließlich nur ungern und zögernd zu Fuß durch das oft bis zu den Knöcheln reichende abgefallene Laub und das dichte Pflanzengestrüpp der Wälder; denn je weiter nördlich wir kamen, je heißer, tropischer es wurde, um so häufiger begegneten wir Schlangen. Deshalb saßen wir wieder auf, wo es irgend möglich war.

Die Maultiere mit ihren feinen Sinnen waren weniger durch die Schlangen gefährdet. Scharf äugten sie zu ihren Füßen und nach allen Seiten, ob nicht eine der vielen Wurzeln, Lianen oder Schlingpflanzen plötzlich lebendig würde. Und manchmal sprang eines, trotz dem Reiter oder der schweren Traglast auf seinem Rücken, mit mächtigem Satz seitlich ins krachende Unterholz. Meist war es grundloser Schrecken: ein am Boden liegender durrer Ast, eine lockere Wurzel hatte sich unter dem Tritt des Maultiers bewegt; oder es hatte ungiftige Baumschlangen, deren dünnen Leib kein Menschenauge von einer grünen gewundenen Ranke unterschieden hätte, im Gesträuch, im dichten Gewirr der Blätter und Schlinggewächse entdeckt; manchmal hatte auch

bloß eine grüngolden schimmernde Eidechse ihren schlangenähnlichen langen Schwanz raschelnd über den Pfad geschleift.

Aber alles das jagte unseren Maultieren ebenso große Angst ein, als erblickten sie den flammendrot, gelb und tiefschwarz geringelten Leib der gefährlichen Korallenotter, den plumpen, braungrauen der furchtbaren Yarará, oder hörten das warnende Rasseln der Schauerklapperschlange, die unsere Gauchos den Totenglöckner nannten.

Leal und Cambá nahmen wir jetzt oft auf die Kruppe und hielten sie an kurzer Leine fest. Wir fürchteten nicht nur, sie durch Schlangenbiß zu verlieren, sie konnten sich auch in diesen großen Wäldern verirren, wenn sie flüchtendem Wild allzuweit nachjagten. Schon einmal waren wir in großer Sorge um sie gewesen. Sie hatten einen der zahlreichen Tapire aufgetrieben. Dieser Dickhäuter stellt sich den Hunden nur im Wasser; und da er in der Nähe keine Wasserzuflucht gefunden hatte, war er durchgegangen. Die beiden Hartnäckigen hatten sich an seine Spur geheftet und ihn so weit verfolgt, daß ihr Treiblaut nicht mehr zu hören war. Erst um Mitternacht, in unserem Lager, holten sie uns wieder ein. Ihre Wiedersehensfreude war rührend. Blaffend liefen sie von einem der Schläfer zum andern und gaben nicht eher Ruhe, als bis sie uns alle geweckt hatten. Jeder mußte sie ein wenig tät-

scheln, und trotz ihrer Mattigkeit führten sie um jeden ein paar Freudentänze auf, wobei wir unsere Gesichter nur mit Mühe vor ihren liebesdurstigen Zungen zu retten vermochten. Dann erst nahmen sie Wasser und Futter und legten sich, dicht an meine Decke geschmiegt, zum Schlafen nieder. Gefährliches mußten sie erlebt haben, denn im Traum winselten und knurrten sie und strampelten aufgereggt mit den Beinen.

Große Urwälder mit dichtem Unterholz, weite Flächen mannshoher Gräser, dazwischen Lagunen und Schilfseen: das ist des Jaguars Lieblingsrevier. Und dies alles findet er hier beieinander. Im Dickicht der Wälder verbringt er den Tag; und im Uferschilf der Lagunen beschleicht er des Nachts seine Hauptbeute: Sumpfhirsche und Wasserschweine.

Wir hörten allnächtlich hustendes Grollen, sahen auch häufig in nachgiebigem Boden die Abdrücke mächtiger Pranken, doch die furchtbare Pantherkatze selbst zeigte sich uns nie. Mit Hilfe meiner Hunde hätten wir sie allerdings aufspüren können, denn als Abkömmlinge von Foxterriern kannten die beiden keine Furcht. Aber schließlich waren wir doch nicht in den Chaco Boreal gezogen, um Abenteuer zu suchen, und so hüteten wir uns, Leal und Cambá freizugeben, wenn ihr aufgeregtes Gebaren und ihr zornig gesträubtes Haar uns verrieten, daß sie Witterung von dem grausamen Gewaltherrscher hatten.

Noch zahlreicher waren die Pumas, die Silberlöwen. Zweimal schon war unserem Führer in einem der dämmerigen Waldpfade dieses braungraue geschmeidige Raubtier vor die Büchse gekommen. Und weil der Jäger – in seinen hohen Wildfellgamaschen die Schlangen nicht fürchtend – hier immer zu Fuß ging, war er sehr schnell schußbereit und streckte mit ruhiger Sicherheit die wehrhafte Bestie nieder, ohne sich mit einem Blick zu vergewissern, ob wir zu seinem Beistand bereit seien, sollte ein Streifschuß ihn in Gefahr bringen.

Die andern beneideten Ismael um sein Jagdglück, das er dem Umstand verdankte, an unserer Spitze zu marschieren, wenn wir, einer hinter dem andern, den Indianerpfaden folgten. Der Vorderste hatte eben die besten Aussichten auf Zufallsbeute. Und nur Ismael konnte unser Schrittmacher sein, denn er war der einzige, der die indianischen Wegweiser zu lesen verstand.

Diese Wegweiser bestehen meist aus Zweigen, die in einer bestimmten Form geknickt oder übereinander gelegt werden. Dem damit Vertrauten zeigen sie an, wer hier zuletzt vorübergekommen, in welcher Richtung eine Trinkwasserstelle zu finden ist, oder sie machen ihm andere wichtige Mitteilungen.

Viele wilde Tiere bekamen wir zu Gesicht; besonders, wenn unser Weg durchs Dickicht der ausgedehnten Wälder führte. Solche Begegnungen er-

munterten etwas, unterbrachen die Wortlosigkeit der Wegmüden.

Den ernstesten, würdigen Don Manuel, der nie lachte, um nicht sein Gesicht durch Falten zu entstellen, zwang manchmal ein widriges Geschick, unser aller Spaßmacher zu sein. Er war mit dieser Umwelt weniger als wir andern vertraut, und diese Unkenntnis brachte ihn immer wieder in peinliche Lagen, die uns belustigten, weil sie kein ernsthaftes Ungemach für den Betroffenen bedeuteten.

So untersuchte er einmal die Stinkdrüse am Rücken eines erlegten Bisamschweines und spritzte sich dabei ihren stinkenden milchigen Inhalt über Gesicht und Kleider, wodurch er für einige Tage die schnüffelnde Anteilnahme Leals und Cambás erregte.

Oder ein anderes Mal, als er eine Sippe Brüllaffen betrachtete, die senkrecht über ihm im Wipfel eines Baumes saßen, und plötzlich die dünne, übelriechende Losung klatschend auf den Unvorsichtigen herabfiel.

Dann wieder kam das Unheil unter dem Boden hervor, als er neugierig vor eine schräg hinabführende Höhle trat, in der mit Fauchen und Getöse ein Riesengürteltier schaufelte. Wir riefen ihm zu, er solle schleunigst von dort weggehen; aber bevor er der Warnung folgen konnte, sprudelte es gewaltig aus

der Mündung hervor, so daß Don Manuel erüber-schüttet zurücktaumelte.

Glücklicherweise gibt es im Gran Chaco keine Steine, sonst wäre dieses Abenteuer weniger glimpflich abgelaufen. In steinigten Gegenden ist es nämlich lebensgefährlich, vor dem Höhlenausgang eines grabenden Riesengürteltieres zu verweilen. Dieser Urweltriese schleudert mit seiner gewaltigen Schaufelkraft losgegrabene Steine so heftig heraus, daß sie einen Menschen schwer verletzen können.

Auch ein Erlebnis mit Nasenbären erheiterte uns sehr. Die munteren Tiere kletterten, nach Eiern suchend, in einem breitästigen, mit den schwarzen Nestern der Webervögel dicht behangenen Guayacanbaum umher. Don Manuel legte an, um eins der wohlschmeckenden Tiere zu schießen. Zu seinem freudigen Erstaunen purzelte auf den Büchsenknall der ganze Trupp – mindestens zwanzig Bären – vom Baume herab. Stolz sah sich der Schütze nach uns um: er glaubte mit seinem Schuß groben Schrotetes das ganze Rudel erlegt zu haben.

Als jedoch der glückliche Jäger die reiche Beute einsammeln wollte, zog sich sein überlegenes, erfolgfrohes Gesicht enttäuscht in die Länge und nahm schließlich den Ausdruck verdutzter Verständnislosigkeit an. Nicht einen einzigen Nasenbären konnte er finden! Dabei hatte er doch gesehen, wie sie alle kopfüber herabfielen, und hatte

auch jene dumpfen Schläge deutlich gehört, womit tödlich getroffene, widerstandslos fallende Tierkörper auf den Boden prallen.

Mühsam das Lachen verbeißend, erklärten wir dem Gefoppten die Gewohnheiten der Coatis. Die drolligen Spitznasen gehen ihrer Nahrung sowohl auf dem Erdboden als auch im Gezweige der Bäume nach. Den Waldboden durchschnüffeln sie nach Würmern, Kerfen und Engerlingen, wobei sie mit ihren beweglichen Rüsselnasen emsig die faulende Schicht des abgefallenen Laubes umwühlen. In den Baumwipfeln dagegen suchen sie nach Früchten, Vogeleiern und Nestjungen. Wittern sie unten etwas Verdächtiges, so flüchten sie die Stämme hinauf, bis in die äußersten Zweige; überrascht sie aber oben eine Gefahr, so läßt sich die ganze Bande herunterfallen, sei der Baum auch noch so hoch. Beim Absturz verbergen sie den Kopf zwischen den Vorderfüßen und fangen den furchtbaren Aufschlag am Boden mit eingezogenen Schultern und gekrümmtem Rücken ab. Als sei nichts gewesen, rennen sie davon und sind rasch im dichten Unterholz verschwunden.

Für kurze Zeit halfen uns solche lustigen Zwischenfälle immer wieder über die Beschwerlichkeiten der Reise hinweg. Bis dann die große Not kam, die für keinen heiteren Gedanken mehr Raum

ließ: es fehlte an genießbarem Wasser. Das Wasser der Chacoflüsse ist meist salzig; und auf Lagunen stießen wir nicht mehr. Die Eingeborenen schienen diese Himmelsstriche in der regenlosen Jahreszeit zu meiden; wenigstens fanden wir nur noch verlassene Lagerstellen. In ihrer Nähe hatten die Indianer große Brunnen gegraben, die oft bis drei Meter im Geviert und vier bis fünf in die Tiefe gingen. Die Erdwände der Schächte hatten sie sogar mit Hartholz ausgekleidet, um Einsturz zu verhüten. Doch jetzt, in der Trockenzeit, war das Wasser dieser Brunnen grünschlammig und stinkend. Glücklicherweise enthielt es, wie die meisten Gewässer der Wildnis – seien es Pfützen oder Seen – keine Krankheitserreger, weil die tausend Seuchen der Weißen es noch nicht vergiftet hatten. Aber es war salzhaltig, wenn auch etwas weniger als das der Salzsümpfe und Flußläufe. Und dieser Salzgehalt steigerte unser Durstgefühl, je mehr wir tranken.

Nur das Wasser, das sich im Walde in den Kelchblättern der wilden Ananas gesammelt hatte, war salzlos und vermochte unsern und unserer Tiere Durst zu stillen. Von diesem Kelchwasser lebt auch das Wild und alles andre Getier in der trocknen Jahreszeit.

Leider wuchsen die Wasserspender nicht immer da, wo wir ihrer bedurften; oder es waren zu wenige,

um unser aller Durst zu löschen. Denn jede Pflanze bewahrt im Kelch ihrer Herzblätter bloß ein paar Schluck des oft schon vor Monaten aufgefangenen Regenwassers. Zuerst bekamen immer die Hunde zu trinken, die gegen den Durst am wenigsten Widerstandsfähigen; dann die Menschen. Als letzte kamen die Maultiere an die Reihe, denn sie konnten wir auch mit den Kandelaberkakteen erfrischen, deren schleimige, wasserhaltige Schäfte sie gierig verschlangen, nachdem wir die Stacheln davon entfernt hatten.

Doch das war nur Notbehelf. Sobald wir auf einen Wald mit genügend Unterwuchs von wilden Ananas trafen, machten wir aus einer Hirschhaut eine Trinkmulde für die Maultiere, indem wir die Ränder der Haut an kurzen Pfählen hochbanden. Den Hirsch hatten wir durch einen Kopfschuß erlegt, so daß die Körperfläche unversehrt von Schußlöchern blieb; sonst wäre die Mulde undicht gewesen und das Wasser ausgelaufen.

Dann schlugen wir die meterhohen Pflanzen mit dem Buschmesser vorsichtig etwas unter der Erde ab, trugen sie in ihrer natürlichen Wuchsstellung zur Mulde und stülpten sie darin um. Stundenlang mußten wir arbeiten, bis wir Trank genug für Mensch und Tier beisammen hatten, und die Hände bluteten von den Stichen der stacheligen Ananasblätter.

Das Wasser aus den Kelchblättern schmeckte

nach fauligem Laub; denn außer den Regentropfen wird auch alles das aufgefangen, was an abgestorbenen Pflanzenteilen ununterbrochen aus den Wipfeln des Urwaldes herniederrieselt. Wahrscheinlich ist es nur der schwimmenden Decke dieser Laub-, Moos- und Rindenteilchen zu danken, daß das Wasser in den Blattkelchen nicht einmal in der größten Dürre verdunstet. Dadurch bietet es auch allerhand Wassergetier sicheren Lebensraum: winzigen Krebschen, Fröschen, nicht größer als die Kuppe des kleinen Fingers; Fischchen, so klein, daß sie auf den ersten Blick kaum sichtbar sind, und schließlich den Larven der Mücken und andern Insekten.

Angesichts der ständig wachsenden Schwierigkeiten der Trinkwasserbeschaffung erklärte sich Don Manuel endlich für geschlagen. Dieses Mal schien ihn sein Glück, das ihm bisher bei allen Unternehmungen treu geblieben war, verlassen zu haben. Häufig beriet er sich mit Ismael und verglich dessen Angaben mit Karten und Aufzeichnungen.

Wenn wir, wie der Jäger behauptete, das Land der Angaité, die östlich von unserm Reiseweg wohnten, tatsächlich schon beinahe hinter uns hatten und der Fluß, den wir vor zwei Tagen überschritten, der war, den man an seiner Mündung den Rio Verde nennt, dann hätten wir längst jenen schiffbaren

Wasserlauf erreicht haben müssen, an dem Don Manuels sagenhafte Besitzung liegen sollte. Wir hatten aber kein solches Gewässer entdeckt. Und drangen wir noch weiter in diese trinkwasserlose Wildnis vor, so liefen wir Gefahr, allesamt zu verdursten. Deshalb war beschlossen, unser ebenso gewagtes wie lächerliches Unternehmen aufzugeben.

Für die Rückkehr wollten wir die östliche Richtung einschlagen, die zum Paraguaystrom führt. Wie weit der Strom entfernt war, konnten wir nicht berechnen. Wir nahmen jedoch an, daß der Weg dorthin näher sei, als der zurück zum Rio Pilcomayo. In einer Ufersiedlung des Stromes sollten dann die Maultiere verkauft werden. Wir selbst wollten von dort aus mit einem abwärts fahrenden Dampfer der Brasilienlinie nach Asuncion zurückkehren. Von der Hauptstadt Paraguays aus hatten wir sowohl mit der Bahn als auch zu Wasser Verbindung nach Argentinien.

Ismael aber würde sich wohl am besten von Asuncion nach dem nahen Clorinda übersetzen lassen, um dann dem Südufer des Rio Pilcomayo folgend, zum Großen Sumpf, zum Estero Patiño, zurückzuwandern.

FLÜCHTENDES GOLD

Als wir Ismael sagten, daß wir heimkehren wollten, ging jähes Erschrecken über sein sonst so undurchdringliches Gesicht. Er erbleichte, seine braune Haut nahm einen olivengelben Ton an. Mit unsicherer Stimme machte er allerlei Ausflüchte: wir hätten in östlicher Richtung noch mehr unter Wassermangel zu leiden; auch sei es ungewiß, wie sich die Angaité verhalten würden, wenn wir durch ihr Land marschierten; außerdem würden ausgedehnte Wälder und Salzsümpfe unsern Weg nach jener Seite erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Ismaels Benehmen überraschte uns. Bisher hatte er unser Vertrauen genossen; jetzt wurde er uns verdächtig. Wir vermuteten geheime Absichten, Hintergedanken. Seine Worte klangen unaufrichtig, als er die Hindernisse aufzählte, die sonderbarerweise alle in der Ostrichtung liegen sollten. Argwöhnisch geworden, bestanden wir um so fester auf unserm Plan. Da weigerte er sich, weiter unser Führer zu sein: er wollte allein zurückbleiben!

Wir waren aufs höchste betroffen. Was der Jäger da vorhatte, mußte man als selbstmörderischen Wahnsinn bezeichnen. Er besaß kein Reittier; und

ein Weißer zu Fuß war so tief im Innern des Chaco Boreal unausdenkbaren Anstrengungen und Gefahren ausgesetzt.

Immer wieder versuchten wir, dem Eigensinnigen gut zuzureden. Als wir jedoch das Vergebliche unserer Bemühungen einsahen, wechselten wir einen schnellen Blick des Einverständnisses und packten zu. Der bärenstarke Robustiano umfing den Jäger von hinten und drückte ihm die Arme fest an den Leib; Silvio hockte sich blitzschnell vor ihm nieder und umschlang seine Knie; ich entriß dem so Gefesselten die Flinte, und Paco zog ihm den sechschüssigen Revolver, Dolch und Buschmesser aus dem Gürtel.

Dann gaben wir den Entwaffneten frei, empfahlen ihm aber, sich nicht von uns zu entfernen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Wir sagten, daß wir es bedauerten, ihn so hart behandeln zu müssen, nachdem er uns gut gedient habe; aber wir hätten ihn jetzt in Verdacht, daß er uns in einen Hinterhalt führen wolle, und Selbsterhaltung zwingt uns zur Gewalt, selbst auf die Gefahr hin, ungerecht zu sein. Da er uns nicht freiwillig zum Paraguaystrom geleiten wolle, müsse er es jetzt als unser Gefangener tun.

Wie nun der Aufsässige sah, welche eine mißliche Wendung die Sache für ihn nahm, rückte er mit seinen Gründen heraus. Er bat uns um Verzeihung, daß er uns mit seinen kindischen Ausflüchten habe

übertölpeln wollen; jetzt sähe er, daß er ebenbürtige Männer der Wildnis vor sich habe, die den Geier vom Adler wohl zu unterscheiden wüßten. Doch den Verdacht, daß er unser Unglück wolle, weise er zurück. Im Gegenteil; er habe die Absicht, uns in unser Glück zu führen. Nur aus Furcht, den großen Glücksfall, der sich anzeige, zu verschreien, habe er bis jetzt geschwiegen; denn alles, wovon man vorzeitig rede, das mißlinge. Nun hätten wir ihn gezwungen, heute schon von dem zu sprechen, was wir in ein paar Tagen selbst sehen würden, wenn wir uns weiter seiner Führung anvertrauten. Das große Glück, nach dem er seit zehn Jahren vergeblich gesucht habe, jetzt sei es ganz nahe: der Garzal, der Brutplatz der Silberreiher!

Jetzt hörten sich des Jägers Worte überzeugend und ehrlich an; dennoch forderten wir Beweise für die Wahrheit dieser überraschenden Ankündigung. Ohne Zaudern teilte Ismael uns seine Beobachtungen mit.

Um einen Reiherbrutplatz aufzufinden, macht es der Jäger im großen so wie der Honigsucher im kleinen. Dieser beobachtet die Flugrichtung einer Biene in dem Augenblick, wo sie sich mit Honig oder Pollen beladen aus den Blüten erhebt, um zum Nest zurückzufliegen. Jetzt geht er ein paar Dutzend Schritte im rechten Winkel zur beobachteten Fluglinie und verfolgt mit den Augen abermals eine

heimkehrende Sammlerin. Solange zwei von verschiedenen Standpunkten aus beobachtete Bienen scheinbar in der gleichen Richtung fliegen, ist das Nest noch weit entfernt; je näher man ihm kommt, um so mehr neigen sich die Flugbahnen einander zu, bis sie, nahe beim Bau, einen stumpfen oder sogar rechten Winkel bilden.

So ähnlich, nur in größerem Ausmaß, sei es mit dem Aufsuchen einer Reiherkolonie, erklärte Ismael. Während am Rio Pilcomayo die Silberreiher von Süden nach Norden gezogen seien, sähe er sie jetzt immer im Südosten auftauchen und nordwestwärts verschwinden. Hielten wir unsern Nordkurs noch einige Tage ein, so müßten wir an einen Punkt gelangen, wo ihre Flugrichtung genau von Osten nach Westen ginge; damit hätten wir dann die Breite erreicht, auf der der Brutplatz liege.

Ein wahrer Goldrausch überkam uns alle; Mühsal und Wassermangel waren vergessen. Wir gaben Ismael seine Waffen zurück und ließen uns weiter von ihm nach Norden führen. Von Zeit zu Zeit deutete er nach oben: Ziehende Reiher. Leicht waren sie zu erkennen; der dicht an die Brust genommene, scheinbar halslose Kopf mit dem geradeaus gehaltenen langen spitzen Schnabel und die waagrecht nach hinten gestreckten überlangen Beine, die weit über den Schwanz hinausragten, das waren ihre selbst in so gewaltiger Höhe deutlich wahrnehm-

baren Umrißmerkmale. Wie silbergraue Wölkchen glitten die edlen Vögel im Segelflug durch das tiefe Blau des Himmels. Sie flohen in die Einsamkeit der großen Wildnis, um vor den schrecklichen weißen Menschen geborgen zu sein, wenn die Brutzeit kam und die Liebe zu ihren Jungen sie des Schutzes beraubte, den ihnen sonst ihre scharfen Sinne und schnellen Schwingen gewährten.

Die Indianerstämme, die noch keinen Handel mit den Weißen treiben, gefährden die Nistplätze nicht, denn die Reiher werden beim Brüten und während der Aufzucht ihrer Jungen so mager, daß sie als Wildbret wertlos sind. Und ihren geringen Bedarf für den Kopfschmuck sammeln die Eingeborenen unter den Nistbäumen ein, wo der Boden dicht mit abgeworfenen Brautfedern bedeckt ist.

Don Manuel war schon wieder ganz der erfinderrische große Kaufmann geworden. Bei der ersten Rast fragte er Ismael über alles aus, was dieser von Reiherbrutplätzen wußte, machte sich dabei eingehende Aufzeichnungen und rechnete. Als Ergebnis seiner Berechnungen teilt er mir vertraulich mit, daß der Gedanke, Reiherkolonien mit dem Flugzeug zu suchen, nicht von der Hand zu weisen sei.

Als wir weiterritten, lenkte er sein Maultier an meine Seite und setzte mir seine Jagdpläne näher auseinander. Vom Technischen aus betrachtet,

mußte ich ihm recht geben: im Fluge übersieht man in wenigen Stunden Flächen, die man mit dem Maultier in monatelangen Kreuz- und Querritten nur stückweise und zusammenhanglos durchforschen kann. Dem Flieger muß der Brutplatz als leuchtend weißer Fleck im Gelbgrün der Landschaft weithin sichtbar sein; und mit einem Wasserflugzeug konnte man auch in der Nähe der Brutstätten niedergehen, denn die Reiher legen diese, der Nahrung wegen, immer neben einem großen See an. Das Flugzeug brauchte nicht einmal einen sehr weiten Fahrbereich zu haben: es konnte in den Häfen des Paraguaystromes seinen Betriebsstoff erneuern und von dort aus Erkundungsflüge in den Chaco Boreal unternehmen.

Ein kleiner Zweisitzer würde genügen, unterstrich Don Manuel, denn Jäger benötigte man nicht. Der Flieger und sein Begleiter reichten aus, um den Nistplatz zu vergasen und, nachdem die Giftgase sich verzogen hätten, den toten Reihern die Brautfedern auszurupfen. So könnten zwei Flieger in wenigen Stunden eine Arbeit leisten, zu der fünfzig geübte Schützen mit den besten Schrotflinten viele Wochen gebrauchen würden. Und der Handelswert der Federn müsse bedeutend höher sein, würde nicht, wie bisher, ein großer Teil davon mit Blut besudelt oder durch Schrotkörner beschädigt. „Vielleicht werde ich diesen Plan später einmal ausfüh-

ren“, schloß Don Manuel seine scharfsinnigen Überlegungen. „Für dieses Mal müssen wir uns leider noch mit dem Abschuß durch Jäger behelfen.“

Ich suchte ihn zu überreden, die Reiher nicht zu töten; es sei schlimmster Raubbau, die Alten abzuschießen und die Nestlinge dem Hungertode preiszugeben. Wir sollten uns gleich den Indianern damit begnügen, die abgeworfenen Brautfedern unter den Nistbäumen einzusammeln.

Don Manuel besprach diese Erwägungen mit unserm Sachverständigen. Aber Ismael belehrte ihn darüber, daß die Reiher nur einen Teil der Schmuckfedern abwürfen, bevor sie den Nistplatz verließen, und die reifen, bei der Mauserung ausfallenden Federn würden weniger gut bezahlt. Den höchsten Preis erzielten die Federn mit durchbluteten Kiehlen, die man im Handel Blutfedern nenne; die seien hauchzart und von schimmerndem Weiß.

Mir kroch Grauen ins Herz, als ich die andern so sachlich von dem Massenmord, der Ausrottung der anmutigsten Geschöpfe der Erde reden hörte. Leidenschaftlich kämpfte ich dafür, die Federn nur einzusammeln, die schönen Vögel nicht zu töten. Aber keiner der Gefährten stimmte mir zu. Don Manuel schien sogar unangenehm überrascht, daß sein Vertrauensmann in kaufmännischen Dingen so kurzsichtig sei. Verärgert über meine Starrköpfigkeit, fragte er mich, was es für einen Zweck haben könne,

Vermögenswerte für später erhalten zu wollen, die inzwischen im wahrsten Sinne des Wortes vogelfrei seien. Niemand könne wissen, wie sich der Weltmarkt der Schmuckfedern entwickeln werde. Ein Wechsel in der Mode oder ein Gesetz, wie es Nordamerika heute schon habe, das das Tragen von Federschmuck verbiete, und alle Silberreihher der Erde seien keinen Pfifferling mehr wert.

Wie sehr ich durch mein unwirtschaftliches Denken in der Achtung des tüchtigen Kaufmanns gesunken war, erkannte ich daran, daß er sich immer mehr von mir abwandte, um sich mit Paco zu unterhalten. Dieser schien wirklich mehr von „Kalkulationen“ zu verstehen, denn oft nickte Don Manuel ihm Beifall.

Bei alledem war mir elend zumute! Jenes flaue Gefühl beschlich mich wieder, jene seelische Übelkeit, möchte ich sagen, unter der ich zum erstenmal in Machagay gelitten hatte, als der alte Mediziner meuchlings erschlagen worden war. Dann überkam es mich bei dem schrecklichen Tod des armen Ravaz. Als die Polizei den Stamm der Mokowi mit allen seinen Jünglingen, Männern und Greisen, seinen Frauen und Kindern niedermetzelte, da hatte sich dieses entsetzliche Gefühl bis zum Lebensüberdruß gesteigert. Und jetzt nahm es wieder Besitz von mir, lähmte meine Spannkraft und Lebenslust, schon bei dem bloßen Gedanken an den Massentod der Reihher.

Zehntes Kapitel

ELDORADO

Nach abermals neun Tagemärschen, deren unsägliche Mühsal der Wassermangel zur Qual steigerte, fanden wir wirklich den Brutplatz der Silberreiher. Er lag auf einer Waldinsel, nahe einem großen See. Die grünen Wipfel der Bäume verschwanden fast unter einer weißen Decke. Das ganze Gehölz sah aus wie ein riesenhaftes, mit weißen Flocken bedecktes Baumwollfeld. Ein überwältigender Anblick, diese aber Tausende blendend weißer Vögel! Hinter dem See zog sich von Westen nach Osten ein Flußlauf hin, kenntlich an seinem mit Galeriewald bestandenen Uferrücken. Doch hier war dieser Urwaldstreifen nicht dunkel, er schien ein leuchtend weißes Band zu sein; denn auch in seinem Gezweige bauten unzählige Reiher ihre Nester. Und immer neue Züge der schimmernden Segler sah man mit eingezogenen Schwingen aus blauen Höhen herabgleiten.

Don Manuel erkannte sofort in jenem Flußlauf den wieder, der dem Lageplan gemäß durch seine Ländereien floß. Kraft seines Kaufbriefes ergriff er Besitz von dem Reiherbrutplatz und den umliegenden Wäldern, Seen, Flußläufen und Grasfluren. Auf meine Bemerkung, es werde schwer zu beweisen

sein, daß seine Besetzung gerade hier und nirgends anderswo liege, erwiderte er ärgerlich, daß ich, sein Vertreter, zu allerletzt solche Ansichten äußern sollte. Im übrigen werde für andre der Gegenbeweis ebenso schwer zu erbringen sein, und das genüge.

Nur für ein paar Augenblicke hatte der großartige Anblick der Reiherkolonie den furchtbaren Durst zurückgedrängt, der uns seit Wochen bei Tag und Nacht in den Kehlen, in den Eingeweiden, in jeder Zelle des Körpers brannte. Als jetzt die Maultiere die Bügel der Kandaren fest zwischen die Zähne nahmen und mit trotzig vorgestreckten Hälsen zum See drängten, erhob auch in uns der Zwingherr aufs neue seine harte Befehlsstimme. Wir ließen die Zügel locker, und die abgematteten mageren Tiere, die sich in den letzten Tagen kaum noch vorwärts geschleppt hatten, stürzten im Hetzgalopp zum Ufer.

Gott sei Dank! die Wasser waren süß und klar. Sie mußten nach der Mitte des Sees zu sehr tief sein, denn sie waren auffallend kühl.

An einer Stelle, die frei von Uferschilf war, und wo die Wellen über den sandigen Strand bis zur Grasflur plätscherten, schlugen wir im Schatten eines Paratodo unser Lager auf. Ein paar Tage lagen wir drei faul auf den Satteldecken. Silvio und Robustiano pflegten die Maultiere oder angelten mit

gutem Erfolg. Dabei machten wir die beruhigende Feststellung, daß es hier keine Pirañas gab.

Wir waren froh über die Fischgerichte; sie brachten etwas Abwechslung nach dem ewigen Spießbraten vom Hirsch oder anderm Wild.

Noch glücklicher aber machte es uns, daß wir unbesorgt in den kühlen, klaren Fluten baden durften. Zwar gab es Krokodile, aber die greifen im offenen Gewässer die Menschen nicht an. Nur unsern Hunden drohte Gefahr von ihnen. Nicht auf dem Lande; der kleinste Kläffer treibt die riesigen Panzerechsen reihenweise in die Flucht, wenn sie am Ufer liegen, um sich zu sonnen. Folgt er ihnen jedoch ins Wasser, so wird der Jäger oft zum Gejagten.

Diese Erfahrung sollte sich bald wieder einmal bestätigen. Paco und ich schwammen eines Tages beim Baden weit hinaus, und die Hunde, die sich nicht von mir trennen mochten, folgten uns. Während wir uns draußen tummelten, holten sie uns ein, blieben jedoch zurück, als wir mit langen Stößen wieder dem Lande zustrebten.

Noch eine gute Strecke vom Ufer entfernt, hörten wir plötzlich Silvio und Robustiano uns laut etwas zurufen, sahen sie eiligst zum Lager rennen, mit den Büchsen zurückkehren und auf uns anschlagen. Ich wandte den Kopf und erblickte zu meinem Entsetzen hinter Leal die beiden dunklen Hörnchen der Augenlider und die Kämme der Nackenschilde

eines Brillenkaimans. Fast hat das schnell rudernde Raubtier den Hund eingeholt; Leal scheint verloren. Da pfeifen Kugeln über mich hinweg, und gleich darauf höre ich die Schüsse krachen. Der Kaiman schnellte mit dem halben Körper über die Wasserfläche empor und überschlägt sich. Einen Augenblick sieht man noch den gelben Bauch, die strampelnden Beine, den ruckhaft um sich schnappenden Rachen; dann versinkt der Räuber, und nur blutgerötete Wellen und brodelnd aufsteigende Blasen zeugen von seinem Todeskampf.

Seitdem achteten wir darauf, daß die Hunde an Land blieben, wenn wir badeten.

Ismael nahm nicht an dem Müßiggang teil, dem wir uns hingaben; er schien keine Mattigkeit zu fühlen, keiner Erholung zu bedürfen. Wie die ruhelose Seele eines Verdammten umkreiste er immerfort den Brutplatz. Bald hier bald dort zündete er unter dem Winde die überreifen, in gelben Schichten übereinandergelagerten Gräser an. Diese Feuer umgaben die Reiherkolonie mit einem schützenden Aschengürtel, der verhindern sollte, daß in Zukunft ein von widrigen Winden herbeigeblassener Savannenbrand den Brutplatz gefährden könnte. Allerdings entwickelte sich weiter weg aus den kleinen Schutzfeuern schließlich doch ein unabsehbares Flammenmeer; aber seine meilenlangen Feuerwogen wüteten in der Ferne. Bald sahen wir von ihm bei Tage nur

noch die den Horizont verdeckenden weißgrauen Rauchwolken, und am Nachthimmel den blutroten Widerschein.

Einige Tage belästigte uns die von jedem Lufthauch aufgewirbelte Grasaesche; dann ging ein starker Regenguß nieder und löschte den Aschenstaub. Die Wurzelballen der abgebrannten Pampagräser trieben aus, und die schwarze Steppe verwandelte sich wie durch Zauberei in eine samtgrüne Flur.

Die Reiher waren in diesem Eldorado nicht der einzige Schatz. In den Schilfdickichten der Totorä, die große Flächen des Sees überwucherte und die Ufer des Flusses einsäumte, lebten zahllose Nutrias, Sumpfbiber. Der Jäger bewertete ihre Pelze auf ein Vermögen. Die Jagd drängte allerdings; denn wenn die große Sommerhitze kommt, werfen die Biber das dicke Winterhaar ab. Und ein Nutriabalg mit Sommerhaar ist höchstens die Hälfte wert.

Doch zur Nutriajagd benötigt man Tellereisen; sie werden auf Pfählen befestigt, die man da, wo die Wechsel im flachen Wasser durchs Schilfdickicht führen, einrammt. Wie aber sollte man die Hunderte von Schnappeisen, die zur Ausbeute einer so großen Biberkolonie nötig waren, so schnell herbeischaffen?

Diese Fragen machten allen andern ernste Sorgen. Ich hingegen entdeckte wieder einmal, wie kümmerlich mein Geschäftssinn entwickelt war: Ich freute

mich über den Mangel an Fallen. Denn ich dachte an die langen Qualen der armen Tiere, die sich zwischen den gezähnten Zangen langsam zu Tode zappeln würden, dachte an die vielen Jungen, die im Bau verhungern müßten, wenn die weggefangenen Mütter nicht mehr zurückkehrten, um sie zu säugen oder mit den zarten Schößlingen des Totoraschilfes zu füttern.

Als die Reittiere sich erholt hatten, durchforschten wir die Umgegend. An der Westseite des Sees stießen wir inmitten eines lichten Algarrowaldchens auf ein verlassenes Eingeborenendorf. Auch hier hatten die abziehenden Indianer die Hütten niedergebrannt; doch an der Größe der Pflanzungen auf dem Aschenfeld konnte man erkennen, daß sie von zahlreichen Sippen angelegt sein mußten. Es waren Mandioka-, Mais- und Kürbisäcker; etwas abseits wuchs eine mehrjährige hochstämmige Baumwollart und rankten Kalebaßpflanzen.

Die Äcker waren vom Unkraut durchwuchert und die Feldfrüchte vorjährig und überreif. Viele Maisstauden lagen am Boden, ihre Kolben waren von den wilden Tieren angenagt. Im dunkelgelben harten Fleisch mancher Kürbisse konnte man die Einschnitte der mächtigen Nagezähne des Wasserschweins sehen; häufiger noch die kleinen Nagezahnschnitte der Sumpfbiber und die nadelfeinen der

wilden Meerschweinchen. Auch die armdicken Wurzeln vieler Mandiokastauden fanden wir freigegeben und angeknabbert. Ismael aber meinte, der Schaden sei für die Indianer nicht empfindlich: alle diese Tiere, die sich zu den Äckern hingewöhnten und an den Feldfrüchten mästeten, würden später den Zurückkehrenden mühelos als fette Beute zufallen.

Seit langem hatten wir frische Pflanzennahrung entbehren müssen; jetzt konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, Kürbisse und Mandiokawurzeln mitzunehmen, um einen Puchero, ein Brühfleischgericht, damit zu kochen. Doch der Jäger verlor ganz seine gewohnte Zurückhaltung, als er sah, wie wir uns nach den Kürbissen bückten; er schrie uns an, ob wir verrückt seien. Uns hier an dem Eigentum eines mächtigen Stammes zu vergreifen und damit die Feindseligkeiten zu eröffnen, sei mehr als gefährlich.

Es fiel uns schwer, zu entsagen, denn unser Körper lechzte nach Pflanzenkost; doch schließlich zwangen wir uns. Bloß Paco wurde vom Vitaminhunger überwältigt: er kniete neben einem angefressenen Kürbis nieder und biß große Stücke heraus. Das komme wohl auf die Rechnung der Wasserschweine, sagte er, mit vollen Backen kauend.

Als wir die Pflanzung verließen und aus dem Algarrobowäldchen, das sie umgab, in die freie Sa-

vanne hinauskamen, riß Ismael plötzlich sein Maul-tier mit hartem Zügelruck herum und forderte uns mit erregten Armbewegungen auf, wieder hinter den Bäumen Deckung zu suchen. Durch die Zweige hindurch sahen wir im Südwesten eine dunkle Masse in der Ebene auftauchen. „Indianer“, sagte der zwischen den Zweigen hervorspähende Jäger leise.

Es schien mir überflüssige Vorsicht, die Stimme zu dämpfen: die Heranziehenden konnten frühestens in einer Stunde in Hörweite sein. Ich stieg in die Astgabel eines Baumes und richtete meinen Feldstecher auf den dunklen Fleck. In dem scharfen Glase löste er sich als großer Haufe schreitender Gestalten auf. Bald tauchte eine zweite Menschen-gruppe am Horizont empor: Frauen und Kinder, die in kilometerlangem Abstand hinter den Männern drein wanderten. Die Weiber trieben eine große Schafherde vor sich her; auch beladene Packtiere hatten sie bei sich.

Ich berichtete alles, was ich sah, und selbst der gelassene Ismael wurde unruhig, als er hörte, daß die Männer, geschlossen, wie bei einem Kriegszug, weit vor den Frauen und Kindern anmarschierten. Der Brand, meinte er, hätte ihnen wohl die Anwesenheit von Eindringlingen verraten.

Ratlos und bestürzt, wußten wir nicht, was tun. Sollten wir uns verschanzen und die Indianer, wenn sie sich feindlich näherten, mit dem Schnellfeuer

unserer überlegenen Waffen in die Flucht jagen? Oder war es klüger, zu unserm Lager hinüberzureiten und dort ruhig abzuwarten?

Ismael riet, vor allem diesen Ort schleunigst zu verlassen, damit die Indianer nicht glaubten, wir hätten Besitz von ihren Pflanzungen ergriffen. Wir kamen zu keinem Entschluß. Aufgeregt redeten alle durcheinander; da das Leben aller auf dem Spiel stand, fühlte sich jeder berechtigt, einen Ausweg aus der Gefahr vorzuschlagen.

Schließlich forderte Don Manuel Ruhe, denn so sei es unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Er erteilte dann einem nach dem andern das Wort, damit jeder einen Plan vorschlagen und ihn kurz begründen konnte.

Als die Reihe an mich kam, sagte ich, wir sollten den Heranziehenden ruhig entgegenreiten. Daß wir, so gering an Zahl, in offenes Gelände hinausträten, müßte ihnen unsere friedlichen Absichten deutlich machen. Der Gedanke war kühn und gefährlich; aber nach einigem Für und Wider gelang es mir, die Zaudernden zu überzeugen, so daß sich alle einverstanden erklärten.

Mir klopfte das Herz und den andern wohl auch, als wir im Schritt aus dem Algarrowaldchen in die freie Savanne hinausritten, dem nicht mehr allzufernen Haufen entgegen.

Wie angewurzelt blieben die Eingeborenen plötz-

lich stehen; sie hatten uns erblickt. Dann stießen sie durchdringende Schreie aus; offenbar um die Weiber und Kinder zu warnen. Bis auf etwa hundert Schritt ritten wir an sie heran. Nun stiegen wir ab, und Ismael und ich gingen langsam auf sie zu. Die übrigen warteten bei den Reittieren.

Auf halbem Wege blieben wir stehen. Aus der Schar dort drüben trat ein Krieger von hoher, gebieterischer Gestalt hervor und näherte sich uns. In der Rechten trug er einen Streitkolben, in der Linken Bogen und Pfeile. Zwei Männer, etwas kleiner, aber dennoch von starkem Wuchs, mit Keulen bewaffnet und mit Lanzen, deren Knochenspitzen weiß schimmerten, folgten ihm. Bis auf einen kurzen Lendenschurz waren sie nackt; der Farbton ihrer Haut erinnerte an alte Bronze.

Nach wenigen Schritten machten die drei halt. Jetzt legten wir mit eindeutiger Absicht unsere Gewehre auf den Boden, behielten aber die unauffälligen Revolver und Messer im Gürtel. Auch die drei legten ihre Waffen ins Gras und kamen etwas näher.

So gingen bald wir, bald die Indianer ein paar Schritte vorwärts; und diese Annäherungsfeierlichkeit, die uns der Augenblick eingab, führte Rot und Weiß am Ende zueinander. Ismael redete sie in der Lenguasprache an; doch sie verstanden ihn nicht. Aber sie verstanden die Weltsprache des freundlichen Lächelns und lächelten wieder.

Ich streckte dem Hünen die Hand entgegen. Überrascht sah er sie von allen Seiten an. Endlich begriff er, daß es eine Begrüßung sein sollte, und nach längerem Zögern reichte auch er mir seine kleine, edelgeformte Hand, an der die Nägel wie Perlmutter glänzten.

Nun kamen alle die andern Krieger – etwa an die hundert – herbei. Ebenso unsre Gefährten mit den Maultieren. Bald waren wir von einer Menge grinsender brauner Gestalten umringt. Neugierig besahen und befühlten sie unsre Waffen, unsre Kleidung und sogar unser Schuhzeug. Schließlich nahmen sie uns die Hüte ab, und jeder Indianer setzte sich die Kopfbedeckung auf und sah grinsend umher, bevor er sie einem andern überließ.

Inzwischen hatte sich der Weiberhaufen herangewagt. Wir glaubten, die Untersuchung unserer Sachen würde nun aufs neue beginnen. Doch Frauen und Kinder blieben scheu abseits. Nur einige Greise, die sich unter ihnen befanden, kamen zu uns.

Einer dieser Alten verstand die Lenguasprache. Mit ihm konnte sich Ismael verständigen. So erfuhren wir Näheres über unsere neuen Freunde. Sie gehörten zum Stamme der Sanapaná und kamen von einem großen See im Westen, wo sie den Winter über gejagt und gefischt hatten. In jedem Frühjahr, wenn das Siebengestirn am Osthimmel auftaucht, zünden sie ihr Winterdorf an, um in der Asche die

Pflanzung anzulegen. Gleich nach der Aussaat wandern sie – damit die Schafherde das Keimende nicht zerstöre – zu diesem See, wo sie ihr Sommerdorf errichten. Im Hochsommer, wenn der Mais und der Tabak im Winterdorf schon gereift sind, kehren sie dorthin zurück. Zuvor aber ernten sie hier die Algarobosamen, aus denen sie Bier und Mehl machen, und pflanzen auf dem abgebrannten Sommerdorfplatz Feldfrüchte fürs nächste Jahr.

Dieser Teil des Stammes – über dreihundert Seelen – war noch nie mit Weißen in Berührung gekommen. Aber Stammesbrüder, deren Jagdgründe weiter östlich lagen, hatten ihnen von weißen Männern erzählt, die Donnerwaffen trügen.

Sie selbst hatten als Waffen nur Pfeile und Bogen – auch Tonkugelbogen zur Vogeljagd –, hölzerne Lanzen mit Spitzen aus schräggeschliffenen Schienbeinknochen des Tapirs, Knochendolche, Streitkolben und paddelförmige Grabhölzer, die zugleich als Schwertkeulen dienten.

Diese Urmenschen – alles hünenhafte Gestalten – trugen, Männer wie Frauen, den Oberkörper nackt. Nur ein Alter mit einem pfliffigen Fuchsgesicht – wie ich später erfuhr, war es einer der beiden Zauberer – ging mit einem grobgewebten, hemdähnlichen Gewand bekleidet. Doch auch dieses war selbstverfertigt. Die Kattunlumpen der Zivilisation

waren nicht einmal auf dem Tauschwege über andre Stämme hierher gelangt.

Beide Mediziner hatten riesige Holzpflocke in den Ohrlappen. Die Pflocke des einen waren ausgehöhlt wie kleine Mörser. Der so Ausgezeichnete war auch der einzige, dessen Kopf ein kleines wildledernes Käppi bedeckte; seinen Hals schmückte eine Kette aus zollangen, viereckigen Perlmutterplättchen.

Die meisten Männer und Frauen besaßen Halschmuck und Armbänder aus weißen, linsenförmig geschliffenen Muschelschalen. Manche trugen ganze Wülste von Perlenschnüren um den Hals, andre hingegen bloß einen dünn aufgereihten Faden. Einige wenige hatten sich vielsträhnigen Perlschmuck wie eine Schärpe schräg über die Brust geschlungen.

Gewebte rote Stirnbinden, mit weißen Muschelplättchen besetzt, machten die drei Häuptlinge kenntlich. Doch das Stirnband des Oberhäuptlings zierte noch ein Kranz von weißen Reiher- und roten, grünen und blauen Papageienfedern; es glich einer Krone. Von der Schulter hing ihm eine Tasche aus den hanffarbenen Blattfasern der wilden Ananas; reiche Zeichnungen waren darin eingeknüpft. Der rot-weißgestreifte Lendenschurz und der braun und weiß gemusterte Gürtel, der den Schurz um die Hüften festhielt, waren aus Schafwolle gewebt.

Fast alle Männer besaßen kunstvoll von den Frauen gewebte Schafwolldecken, in denen immer ein handbreiter, leuchtend roter Streifen mit einem in natürlicher Wollfarbe abwechselte. Bei festlichen Gelegenheiten wanden sie sich diese Decken in schönen Falten um die Hüften oder, wenn es kalt war, wie eine Tunika um den ganzen Körper. Sonst bekleideten sich Männer und Frauen nur mit einem Schamschurz aus Straußenhaut oder einem andern weichgewalkten Wildleder; die Kinder aber, auch die halbwüchsigen, gingen völlig nackt.

Der Nachahmungstrieb einiger dieser Naturmenschen war doch sehr groß. Schon wenige Tage nach unserem Zusammentreffen machte sich ein Jüngling Hosen aus Straußenhaut, und einer der Männer einen Tirador, einen gefransten Schurz aus Hirschfell, wie ihn Silvio trug. Auch das schwere silberne Geldstück, das der Gaucho freigebig von seinem Gürtelschurz abtrennte und dem Mann schenkte, nähte dieser mit Hilfe eines Knochensplitters und eines fadendünnen Rohlederstreifens genau nach dem Vorbild an den Schurz fest.

Dagegen waren andre nicht für neue Moden. So ließ sich der Indianer, dem wir einen Mantel gaben, nicht dazu bewegen, die Arme durch die Ärmel zu stecken. Er fand es schöner, ihn sich wie eine der gewohnten Decken mit malerischem Faltenwurf um den Unterkörper zu schlingen.

Täglich ritten wir von unserm Lager ins Dorf. Wir brachten unsern roten Freunden allerlei Geschenke, unter denen besonders eiserne Werkzeuge ihr Erstaunen und Entzücken erregten. Das Bauen ihrer Hütten ging dieses Mal rasch voran, da sie die Bäumchen, die das Gerippe bildeten, und das Schilf fürs Dach mit den scharfen, schweren Waldmessern abhauen konnten. Die großen, tiefbraunen, geschmeidigen Blätter unsres guten Tabaks erfreuten sie ebenfalls sehr. Der, den sie ernteten, war schlecht und glich spröde zerkrümelndem, vergilbtem Laub.

Im Gegensatz zu den Indianern, die unter Weißen gelebt haben, waren die Sanapaná nicht ausschließlich aufs Habenwollen erpicht. Sie zeigten sich für alles, was wir ihnen gaben, erkenntlich, indem sie uns Feldfrüchte, Wildbret, Fische, wilden Honig und einmal sogar ein Schaf schenkten.

Ihre Ehrlichkeit war so groß, daß sie eines Tages eine Abordnung in unser Lager schickten, um eine leere Streichholzsachtel zurückzubringen, die wir im Dorf weggeworfen hatten. Wir nahmen die feierlich überbrachte Sachtel ebenso feierlich in Empfang und dankten dafür mit einem Geschenk.

DER GARTEN EDEN UND DIE SCHLANGE

Aus zwei mächtigen Flaschenbäumen, deren steinharte Rinde wie eine Schale das bastweiche Holz umgibt, das man mit dem Spaten aus den dicken Stämmen herausstechen kann, machten wir mühelos zwei große, bauchige Einbäume. Damit wollten Don Manuel und Paco, begleitet von den beiden Gauchos, den Fluß bis zu seiner Mündung in den Paraguaystrom hinabrudern. Von dort gedachten sie mit einem Dampfer nach Asuncion zu fahren; denn nur in einer großen Stadt konnten sie die vielen Flinten und den Schießbedarf, die Hunderte von Biberfallen und alle die andern Sachen einkaufen, deren es bedurfte, um den Reiherbrutplatz und die Biberkolonie auszubeuten. Wie man diese Waren dann in nicht allzu langer Zeit von dem fernen Asuncion in diese entlegene Wildnis schaffen würde, blieb allerdings noch eine ungelöste Frage.

Waffen, Lebensmittel, Mückennetze und das Zelt wurden in den Einbäumen untergebracht, die Reiseapotheke zwischen Abfahrenden und Zurückbleibenden geteilt. Auch die Äxte nahmen die Ruderer mit, um die Bäume durchhauen zu können, die quer über den Fluß gestürzt lagen und die Wasserstraße versperrten.

Don Manuel hätte gern Ismael als Sachverständigen bei den Einkäufen bei sich gehabt. Der aber wollte den Brutplatz bewachen und wenn nötig mit seinem Leben verteidigen, sollte ein unglücklicher Zufall andre weiße Jäger hierherführen.

So blieb ich mit ihm, meinen beiden Hunden und den zehn Maultieren im Lager zurück. Da wir kein zweites Zelt besaßen, zogen wir ins Dorf der Sanapaná. Bald hatten wir uns dort eingelebt. Schwierig war es, zwischen den zahlreichen Indianerhunden und Leal und Cambá Frieden zu stiften. Doch schon nach ein paar Tagen wurden die kleinen Draufgänger anerkannt, und Kampf und Beißen wandelten sich zu Spiel und Balgerei.

Ismael sah ich nur selten. In der freien Zeit, die ihm die Betreuung der Maultiere ließ, umwanderte er rastlos den ausgedehnten Brutplatz. Er war von der Sorge um die Sicherheit seiner Reiher wie von einem Verfolgungswahn besessen. Ich hingegen bemühte mich, nicht an sie zu denken. Das fiel mir nicht leicht, denn das blendende Weiß der zahllosen Vögel beherrschte das Landschaftsbild, wohin man auch blickte.

Mit aller Willenskraft suchte ich mich von der schrecklichen Vorstellung zu befreien, daß all den schönen Tieren Vernichtung drohe. Immer wieder sagte ich mir, daß noch vieles nicht Vorauszusehende, noch manche Schwierigkeiten und Hinder-

nisse den Waffentransport unmöglich machen oder doch so verzögern könnten, daß die Reiher Zeit fänden, ihre Jungen auszubrüten und mit ihnen davonzuziehen. Das war jedoch Selbstbetrug; in Wahrheit glaubte ich nicht einen Augenblick an diesen Glücksfall: ich kannte sattsam die Findigkeit Don Manuels.

Hätte mich dieses beklemmende Gefühl nicht gequält, das, kaum verdrängt, aufs neue aus dem Unterbewußten heraufstieg, so wäre die Zeit, die ich allein bei den Sanapaná verbrachte, die glücklichste meines Lebens gewesen.

Ich ging mit den Indianern auf die Jagd und bewunderte ihre Geschicklichkeit. Im Fluge fesselten sie die Pampashühner mit kleinen Schleuderkugeln. Die Vögel in den Bäumen schossen sie mit dem Tonkugelbogen oder mit stumpfen Pfeilen, um die Beute nicht mit den Pfeilspitzen an die Äste zu nageln.

Dann wieder banden sich die roten Jäger Sträucher am Körper fest, so daß ein Mann wie ein Gebüsch aussah. Darin verborgen jagten sie den Strauß: sooft der weidende Riesenvogel sichernd den Kopf hob, blieb das wandelnde Gebüsch stehen, und erst wenn der Vogel den Kopf wieder senkte, um weiter zu grasen, ging der Jäger ein paar Schritte auf ihn zu. Geduldig und langsam, aber immer erfolgreich pirschte sich der Bogenschütze an die scheue Beute

heran und erlegte sie mit einem gutgezielten Pfeilschuß.

Auch tüchtige Fischer waren die Sanapaná. Die großen meterlangen Goldfische, die Dorados, und die plumpen, schweren Pacús schossen sie mit gezahnten Pfeilen. Die Sávalos und Trairas, die, vom Strom kommend, auf der Suche nach Laichplätzen den Fluß in so gewaltigen Schwärmen heraufwanderten, daß die vielen dichtgedrängten Leiber ein dumpfschurrendes Geräusch hervorbrachten, fingen sie mit Sperrnetzen und Reusen. Über die Panzerwelse stülpten sie hohe Fangkörbe ohne Boden und holten die Eingeschlossenen von oben heraus. Und die runden, platten Rayas, die Stachelrochen, spießten sie mit Lanzenstichen in ihren flachen Nestern im Schwemmsand der Flußbänke fest.

Während die Männer jagten und fischten, sammelten die Frauen allerlei Eßbares. Außer den Feldfrüchten, die sie angebaut hatten, fanden sie viel wildwachsende Nährpflanzen. Da gab es den Palmenkohl aus den weichen Wurzelknollen der jungen Wachspalmen. Dann eine kleine, weiße, wohl-schmeckende Rübenart und zahllose eßbare Früchte und Samen.

Wenig später reifte die wichtigste Pflanzennahrung der Chacostämme: die Algarrobofrucht, aus der die Frauen das Bier für die Trinkgelage der Männer bereiten. Die getrockneten Algarrobo-

samen aber, im Mörser zu Mehl zerstampft, geben gute Klöße. Und Algarrobomehl mit wildem Honig verrührt gilt als Schlemmermahlzeit.

Die gelben birnengroßen köstlichen Guajaven, die kirschenähnlichen Angapiri, die hühnereiförmigen Früchte der Passionsblume, die wie Stachelbeeren schmecken, die honigsüßen Kaktusfeigen und zahllose andre Wald- und Steppenfrüchte sind das wildwachsende, mühelos geerntete Obst der Sanapaná.

Alles wurde gemeinschaftlich gegessen. Auch der Jäger, dem sein Jagdglück schon seit Tagen untreu war, aß mit Frau und Kindern von den großen Spießbraten. Und um das Feuer, wo zwischen gespaltenen Stangen eingeklemmt die Fische in ihrem eigenen Fett schmorten, saßen in Erwartung der guten Mahlzeit auch die Fischer, die keinen Erfolg beim Fang gehabt hatten.

Die Indianer waren stark und gesund. Immerhin konnte es vorkommen, daß sich einer verhext fühlte. Diese Gefahr drohte meist dann, wenn der Jagdzug allzu glücklich gewesen war und die Hunde ein ganzes Rudel Pekarischweine in einen gestürzten, hohlen Stamm getrieben hatten, an dessen Ausgang die Jäger dann ein Wildschwein nach dem andern mit den Lanzen abfingen. Da lag am andern Tage manch braver Sanapaná in seiner Hütte, hielt sich stöhnend den prallen Bauch und

schaft auf den feindlichen Zauberer, der ihn verhext hatte.

Doch die beiden Medizinmänner waren tüchtig. Sie kletterten ohne Säumen in die höchsten Zweige eines mächtigen Urundaybaumes, setzten sich in die schwanken Astgabeln und schaukelten mit lautem Singen hin und her, bis der schädliche Zauber von dem Kranken wich.

Eines Tages hatte die „Behandlung“ schon den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht gedauert. Ich konnte keinen Schlaf finden vor dem bellenden Gesang der beiden Ärzte, der unaufhörlich vom Wipfel des Urundaybaumes herüberklang. Schließlich ging ich auf Erkundung aus. Eine Schlange hatte einen Jungen gebissen.

Wie betäubt lag der Gebissene auf seinem Schlaffell. Sobald die beiden Schamanen ihren Gesang unterbrachen, wurde er aufgeregt, beruhigte sich aber sogleich wieder, wenn es draußen aufs neue zu bellen begann. Starker Schweiß bedeckte seinen Körper. Als ich ihm die rinnenden Tropfen von der Stirn wischte, färbte sich mein Taschentuch rötlich: Blutwasser perlte aus den Poren hervor. Das gebissene Bein war unförmig aufgeschwollen.

Die beiden Medizinmänner hatten sich aber nicht allein auf den Beschwörungsgesang und die magische Schaukelei verlassen. Sie hatten dem Kranken das Bein mit einem Holzknebel und einer Bast-

schnur fest abgebunden, die Bißstelle durch Kreuz- und Querschnitte zum Bluten gebracht und dann Hörner des Spießhirsches, in Lehmbrei zu Knochenkohle geglüht, heiß auf die Wunde gelegt.

Ich holte eilig Schlangenserum und gab dem Totkranken eine Spritze. Das war gewagt: starb er, so sah man in mir vielleicht den Schuldigen. Angstvoll blickten die Frauen, die um das Krankenlager hockten, auf das blanke metallene Gerät. Sie bissen sich auf die Lippen und stöhnten mitfühlend, als ich dem Leidenden mit der langen, feinen Nadel in die Seite stach, um ihm das Serum unter die Haut zu spritzen. Einige Männer sahen mich drohend an und griffen nach den Waffen; doch ehe sie zu einem Entschluß kamen, war ich mit der Einspritzung fertig. Schließlich beruhigten sich alle und wurden wieder freundlich. Die Vorstellung, daß ein Mensch, der sich ihnen hilfsbereit näherte, eine böse Absicht verbergen könne, hatte noch keinen Raum in ihren Herzen: sie kannten die Weißen noch nicht.

In ein paar Tagen war der Junge wieder gesund. Die beiden Medizinmänner betrachteten mich fortan als Kollegen, nahmen mich oft in ihre Hütte mit, die etwas abseits lag, und bewirteten mich mit wildem Honig. Sie entzogen mir erst wieder ihren Umgang, als sie einsahen, daß sie mich weder durch Zeichensprache noch durch handgreifliche Einladungen dazu bewegen konnten, in den Urundaybaum

zu klettern, um da oben in schwindelnder Höhe Heilgesänge mit ihnen zu schaukeln.

Es war eine herrliche, selige Zeit, die ich unter den Sanapaná verbrachte. Ich lernte ihre Spiele und Tänze. Obgleich ich vorerst kein einziges Wort ihrer Sprache wußte, verstanden wir uns gut: sie machten mir Zeichen oder nahmen mich beim Handgelenk und führten mich dorthin, wo ich teilnehmen sollte.

Wenn es zum Tanze ging, entkleideten mich die Männer, banden mir einen Schurz um die Hüften, eine Federbinde um die Stirn und Perlenschnüre um die Brust. Sorgfältig bemalten sie mir das Gesicht und verschwendeten sogar die von andern Stämmen teuer eingetauschte rote Urucumfarbe an mich.

Und wenn ich dann in den märchenschönen Mondscheinnächten, beim rhythmischen Klang der Tanzrasseln, wie ein Indianer geschmückt mit im großen Kreis tanzte, die Hände auf den nackten Rücken der vor mir tanzenden jungen Indianerin gelegt und die Handflächen des hinter mir tanzenden jungen Mädchens auf meinem Rücken fühlend; wenn ich laut mit einstimmte in den Gesang des Tanzchors; wenn wir erhitzt vom Tanz uns am Seestrand lagereten, der weiß schimmerte im Licht des Mondes, und uns die kühlenden Wasser über den nackten Körper plätschern ließen; wenn wir mit den jungen verlieb-

ten Mädchen Versteck spielten und uns unter den Algarrobobäumen verbargen, deren blauschwarze Schatten uns in der taghellen tropischen Mondscheinnacht wie dunkle Vorhänge umgaben: dann war ich glücklich und schwor, nie wieder zu den Weißen zurückzukehren.

Bis plötzlich die Schreie und das klatschende Flügelschlagen der Reiher, die im Mondschein fischten, und des Jägers Ismael gierig hinaushorchendes Gesicht mich wieder an das Verderben erinnerten, das diesen glücklichen Gefilden von bedenkenlosen Eroberern drohte.

HIRSCHFÄHRTE IM MORGENTAU

Als Tag um Tag verging, ohne daß ein Lebenszeichen von Don Manuel und den andern kam, atmete ich auf. Es war wohl doch sehr schwierig oder gar unmöglich, mit so geringen Hilfsmitteln einen Verbindungsweg zwischen unserer Abgeschiedenheit und dem Lande der Weißen herzustellen.

Diese Hoffnung erfüllte mich mit tröstlicher Zuversicht. Gewann ich nur Zeit, so war vieles, wenn nicht alles gewonnen. Ich war jetzt fest entschlossen, bei den Sanapaná zu bleiben und ihnen beizustehen, soweit meine schwachen Kräfte reichten.

Gab es nicht Männer, Wissenschaftler, die ihr ganzes Leben der Aufzeichnung von Sitten und Gebräuchen oder der Sammlung von Waffen und Hausrat der Naturvölker widmeten? Gipfelte nicht das Lebensziel mancher Tierfreunde darin, die letzten Büffel oder Elche vor dem Aussterben zu bewahren? Taten sich nicht Millionen zusammen im edlen Bemühen, unsre Haustiere vor Roheiten zu schützen?

Und ich sollte zaudern, wenn es die Rettung so guter Menschen galt? Nein, nie wieder würde ich eine ruhige Stunde finden, setzte ich jetzt nicht alles daran, die Sanapaná vor der Beutegier der Konquistadoren zu schützen.

Nicht mit der Waffe des Kampfes werde ich sie ausrüsten, sagte ich mir, sondern mit der der Klugheit, der List des wirtschaftlichen Denkens. Ich werde für alle diese Unerfahrenen die Erfahrung sein; für die Arglosen das Mißtrauen; für die Unpolitischen der Politiker; für die Unwirtschaftlichen der Kaufmann. Mit mir werden es die weißen Wölfe zu tun bekommen, wenn sie in diese Hürden einbrechen wollen. Nur Zeit! Gott, schenke mir die Gnade der Zeit! Gib, daß diese jungfräuliche Wildnis, die rein und schön ist wie am ersten Schöpfungstag, noch ein paar Jahrzehnte unbefleckt bleibe von weißer Gier! Dann bleibt sie es vielleicht für immer.

Ich entwarf mir sogleich einen Plan. Denn nicht als wortemachender Eiferer konnte ich dieses letzte Paradies vor dem Untergang retten, sondern nur durch kühle Überlegung und zielbewußtes Handeln.

Das Wichtigste war, dem Stamme das Eigentum an diesem Grund und Boden gesetzlich zu sichern. Diesem Hauptziel mußte alles untergeordnet und dienstbar gemacht werden. Ich werde Vermessungsgeräte herbeischaffen, die Lage hier aufnehmen, die Längen- und Breitengrade bestimmen, dann den Sanapaná landesübliche Namen geben und sie als Bürger Paraguays standesamtlich eintragen lassen. Das nächste mußte sein, alle Besitztitel zu kaufen, in denen diese Längen und Breiten als Lage der

Grundstücke angegeben und grundbuchlich eingetragen waren. Diese Besitzurkunden, umgeschrieben auf die Namen der Stammesangehörigen, würden das gesetzliche Mittel sein, Eindringlinge zurückzuweisen.

Das alles erforderte viel Geld. Auch den Jäger Ismael mußte ich mit einem größeren Betrag abfinden, weil er ja die Reiher zu einem Drittel als sein Eigentum betrachtete. Doch bei näherer Überlegung fand ich, daß es nicht allzu schwer sein könnte, die kapitalistische Grundlage des Rettungswerkes zu schaffen.

Da war zunächst der Brutplatz. Die abgeworfenen Brautfedern, von den Indianern sorgsam gesammelt, mußten einen bedeutenden, Zehntausende von Pesos erreichenden Betrag einbringen. Und das gab eine feste, alljährliche Einnahme. Denn die Reiher würden ja wiederkehren und sich in Zukunft sogar besonders stark vermehren, weil wir sie vor Savannenbränden und andern Gefahren schützten. Würden sie dann so zahlreich, daß dieser See nicht mehr alle Brüter ernähren konnte, so sollte es uns nicht schwer fallen, die abgewanderten jungen Reiherstände an andern Seen aufzufinden, um auch dort die Federn einzusammeln.

Als zweite reiche Einnahmequelle durfte die Biberkolonie angesehen werden. Ich kannte eine Art Käfigfallen, die sich ohne große Mühe aus jungen

Stämmchen und Maschendraht herstellen ließen. Darin würden wir die Sumpfbiber lebend fangen. Nur die älteren Männchen und die alten Weibchen, die keine Jungen mehr werfen – was man am Gebiß und am völlig geschrumpften Gesäuge erkennt – brauchten wir zu töten, alle andern konnten wir wieder in Freiheit setzen. Auch diese Einkünfte mußten beträchtlich und fortlaufend sein. Und die Nutrias würden nicht nur wertvolle Pelze, sondern auch viel wohlschmeckendes Fleisch liefern; sie würden immer feist sein, da es ihnen hier, selbst bei stärkster Vermehrung, nicht an ihrer Hauptnahrung, den Schößlingen des Totoraschilfes, fehlt.

Ferner wollte ich Rinder herbeischaffen. In diesen Weidegründen war mit einem raschen Anwachsen der Rudel zu gewaltigen Herden zu rechnen. Schier unbegrenzt waren diese üppigen Grasfluren; unversiegbar solche Tränken wie dieser See und andere Süßgewässer, von denen die Indianer berichteten. Außerdem begünstigte hier das warme Klima die Fruchtbarkeit des Rindes; schon im Alter von zwei Jahren würden die Jungkühe kalben. Und kein Milzbrand, keine andere der vielen aus Europa eingeschleppten Seuchen würden in diesen jungfräulichen Kämpfen die Vermehrung hemmen.

Schon sah ich mich mit den Sanapaná fette Herden in Trupps von vielen Hunderten zum Ufer des

Paraguaystromes treiben, sie in die Schuten, die schwimmenden Korrale, der Aufkäufer verladen und große Geldbeträge dafür einnehmen. Abermals Geld, womit meine vertraulich Beauftragten, die ich überall unter den Grundstücksmaklern haben würde, Land aufkaufen sollten, so daß ich einen immer stärkeren Wall schützenden Eigentums um dieses unbefleckte Eiland würde errichten können.

Ohne Säumen ging ich daran, meine Pläne zu verwirklichen. Als erstes galt es, die Sprache der Sanapaná zu erlernen. Da hatte ich eine gute Lehrmeisterin an Tanán Kanaí, einem schönen jungen Mädchen, Schwester des Häuptlings. Sie zeigte mir die Dinge, sprach die Bezeichnung oft und klar aus, und ich schrieb das neue Wort in mein Merkbuch.

Als meine Lehrerin erst so recht begriff, was ich von ihr wünschte, war sie unermüdlich. Alles und alle machte sie ihrem Lehrverfahren dienstbar. So nahm sie mich bei der Hand und führte mich vor eine Hütte, wo heimkehrende Jäger soeben einen Hirsch niedergelegt hatten. Auf das Tier deutend sagte sie: „nseno'k“*. Jetzt führte sie mich zu ihrem Bruder, dem Häuptling, legte dem Riesen ihre schmalfingerige Hand auf die Brust und wiederholte: „nseno'k“. Doch zu dem Namen „Hirsch“ gehörte

* Alle angeführten Sanapanáworte sind nach den deutschen Lautwerten der Buchstaben auszusprechen.

noch etwas hinzu. Und um die pausenlose Zugehörigkeit anzudeuten, lief die sonst so königlich Schreitende schnell davon, so daß ihre prallen Brüste hüpfen. Eiligst stieg sie auf eine hohe Termitenburg, streckte beide Arme empor und sagte: „jauchnó“. Munter sprang sie herab, lief zu dem höchsten Baum im Dorfe, wies zum Gipfel hinauf und sagte abermals: „jauchno“. Nun ging es eilends zurück zum Häuptling, der mit breitem Grinsen dem Tun seiner Schwester zusah. Wieder legte sie ihm die Hand auf seine mächtig gewölbte Brust und sprach deutlich und gewichtig: „jauchno nseno'k“*.

Auf diese Weise lernte ich nicht nur neue Worte, sondern auch immer mehr Stammesangehörige kennen. Zuerst die Personen von Rang. Von den beiden Unterhäuptlingen hieß einer „Kilmá“ (Lagune), der andre „Pehlenká“ (Ameise).

Bei der Namensnennung der Medizinmänner wurde ich ein bißchen verlegen. Denn ihr Titel „Kagá“ – was sowohl Priester als auch Arzt heißt – hat peinliche Ähnlichkeit mit der Befehlsform eines spanischen Zeitwortes, das eine notwendige tägliche Verrichtung bezeichnet. Schließlich gewöhnte ich mich an „Kagá Adolók“ (Doktor Aal) und „Kagá Paan Paan“ (Doktor Palmenkohl).

Viel Mühe machte es mir, den Namen meiner Leh-

* Da blieb kein Zweifel, daß der Hüne „Großer Hirsch“ genannt wurde.

rerin, „Tanán Kanaï“ zu verstehen. Ich mußte dazu Ismaels Hilfe in Anspruch nehmen, der sich mit jenem die Lenguasprache beherrschenden Alten beriet. Anfangs hatte ich geglaubt „Pfad der Hindin“ übersetzen zu können; denn „Tanán“ bedeutete „Hirschkuh“, und „Kanaï“ soviel wie „Pfad“ oder „Weg“. In Wirklichkeit aber hieß das junge Mädchen „Hirschfährte im Morgentau“.

Mit diesem Namen hatte es folgende Bewandtnis: Wenn die Savanne gebrannt hat und die nachsprießenden Gräser noch jung sind, sieht man morgens, ehe die Sonne Kraft hat, einen zartblauen Schleier von Tautröpfchen über die Fluren gebreitet. Alles, was um diese frühe Morgenstunde durch die Savanne läuft, streift die Tropfen von den Gräsern und läßt eine Fährte von leuchtendem Grün hinter sich. Die eingeborenen Jäger erkennen an der Form dieser Fährte, ob ein Mensch oder ein Tier, ja, sogar welches Tier die Tauperlen abgestreift hat. Das machen sie sich bei ihren morgendlichen Jagden zunutze.

Wenig Tau streift der große Sumpfhirsch ab, der die langen schlanken Beine kraftvoll hebt. Es ist schwer, ihm zu folgen, denn oft ist in der bläulichen Savanne der dünn gepunktete grüne Strich seines Weges kaum wahrnehmbar, fast als hätten seine Füße den Boden nicht berührt. Und weil auch die junge Indianerin so schwebend dahinschritt, nannte man sie „Hirschfährte im Morgentau“.

Der Sanapaná bekommt seinen Namen erst spät; er entsteht durch einen Zufall, eine Tat oder eine Eigenschaft, wie bei uns manchmal ein Neckname. Vorher heißt ein Kind einfach „Hilwaná“ (Tochter) oder „Kidkiá“ (Sohn). Die Eltern aber nennen ihren Sohn „Appahók“, und so weiß man, ob von eigenen oder fremden Kindern die Rede ist.

So war der Knabe, den ich vom Schlangenbiß geheilt hatte, bis zu seinem Unfall namenlos gewesen. Jetzt aber wurde er „Eliaesná“ (Tejúeidechse) genannt, weil er sich widerstandsfähig wie dieses Tier erwiesen hatte. Die Indianer behaupten nämlich, daß der Tejú unempfindlich gegen den Biß der Giftschlangen sei, sie sogar angreife, mit den Schlägen seines Schwanzes betäube, um sie zu verschlingen.

DER TIGERHÄUTIGE

Auch ich bekam einen Namen: „Kilmawá“ (Der Tigerhäutige). Das ist der größte Ehrentitel unter den Sanapaná; er wird nur dem verliehen, der ohne den Beistand der Gefährten einem Jaguar entgegentritt und ihn erlegt. Diesem Mutigen allein war es erlaubt, der „Tigerhäutige“ zu sein, das heißt, zu den Kriegstänzen der Männer den Rohlederkoller anzuziehen, dem ihm seine Braut oder Frau aus dem Fell des furchtbaren Gegners anfertigt.

Ein einziger alter Mann besaß hier dieses Ehrenkleid; es hatte aber schon die meisten Haare verloren, war schäbig geworden im Lauf der Jahre.

Die Indianer stellten dem Jaguar nicht nach; es sei denn, daß er das Dorf durch seine Nähe beunruhigte. Da ihre Waffen einem solchen Feinde gegenüber unzureichend waren, machten dann niemals einzelne Männer Jagd auf ihn; sie gingen auch nicht vom Erdboden aus gegen ihn vor, sondern viele Jäger verbargen sich am späten Nachmittag im Wipfel eines Guayacán oder eines ähnlichen Baumes mit breitem Geäst, der am Rande einer abgelegenen Waldbucht, auch wohl inmitten einer Waldwiese stand und in dessen Nähe man frische Fähr-

ten gefunden hatte. Einer lockte den Räuber herbei, indem er das grunzende Jaguarbrüllen täuschend nachahmte. Dazu bediente er sich eines Bambushorns, das in einen großen Flaschenkürbis mündete. Schon nach kurzer Zeit antwortete die Bestie und kam arglos herangetrottet, weil sie die im Baum Verborgenen nicht wittern konnte. Sobald sie aber aus dem Dickicht heraustrat, sausten die Speere und zischten die Pfeile hageldicht auf sie herab und streckten sie nieder.

Diesmal aber war ein Jaguar aufgetaucht, dem man auf die gewohnte Weise nicht beikam. Am helllichten Tage holte sich der freche Bursche Schafe aus der Herde, schleppte sie in den Wald und verschlang sie. Bald zeigte er sich auch als erfahrener Fänger von Hunden; immer wieder erwischte er einen, obgleich die Indianerhunde den Jaguar fürchten und schon mit eingeklemmtem Schwanz Reißaus nehmen, wenn sie nur seine frische Fährte wittern. Nachts schlich er sich sogar bis zu den Hütten, um einen Hund zu rauben. Mitunter heulte ein so Überfallener kurz auf, und sofort erhoben die Indianer im ganzen Dorf ein gellendes Kriegsgeschrei, um den Verwegenen zu verscheuchen; der ließ aber nie von seiner Beute ab. Oft schlug die schreckliche Katze ihr Opfer, ehe es Zeit fand, auch nur aufzuwinkeln. Erst die Rabengeier und die Geierfalken, die sich am nächsten Morgen im nächsten Gehölz

um die Reste scharfen, zeugten vom Ende eines vermißten Hausgenossen.

Viel ließ der Gewaltige nicht zurück für sein gefiedertes Gefolge; bloß Kopf, Pfoten und Schwanz. Um das wohlschmeckende Gehirn auszuschlecken, biß er den Schädel mitten durch, als sei er eine weiche Erdnuß. Die wie mit einer mächtigen Schere durchgeschnittenen Hundeschädel bewiesen die grauenerregende Kraft der Raubtierkiefer.

Vom frühen Morgen bis in die Nacht ahmte das Lockhorn nun des Jaguars hustendes Grunzen nach. In gemessenen Pausen klang es aus immer andern Waldwinkeln herüber. Doch Tag um Tag kamen die roten Jäger mit leeren Händen heim.

Die anfangs nur ungeduldigen, dann mißmutigen Sanapaná wurden bald von Angst gepackt. Wenn sich der Schädling nicht einmal jetzt, in der Brunstzeit, vom Lockhorn verführen ließ, mußte es ein alter Kater sein, der auf Liebe und Rauferei nicht lüstern war. Solch ein mürrischer Einzelgänger ist aber nicht bloß liebesunlustig und kampfesträge, sondern meist auch jagdfaul. Deshalb hielt sich dieser hier auch an die leicht zu fangenden Haustiere. Wie lange noch, dann würde er die Menschen anfallen, diese am bequemsten zu fassende Beute.

Bisher hatten Ismael und ich uns bescheiden zurückgehalten, wie es Gästen geziemt. Als jedoch die

Indianer aus ihrer Ratlosigkeit kein Hehl mehr machten und von Wegwandern sprachen, boten wir ihnen unsre Hilfe an.

Ein Jagdplan wurde entworfen. Am nächsten Morgen wollten wir erst allein unser Glück versuchen. Blieben wir erfolglos, dann sollte am übernächsten Tag ein großes Treiben mit Feuerbränden unternommen werden, wobei wir beide mit unsern Gewehren uns an die Spitze der Sanapanámänner zu stellen gedachten.

Um uns für die morgige Jagd besser über die mutmaßlichen Wechsel des Jaguars zu unterrichten, machten wir uns sofort daran, die Umgegend nach frischen Fährten abzusuchen. Ismael ging zu den beiden südöstlich vom Dorf gelegenen großen Waldinseln; ich pürschte eine lange, keilförmig sich verbreiternde Waldzunge ab, die sich vom Südwestufer des Sees meilenweit westlich erstreckte.

Leal und Cambá hatte ich im Dorf gelassen. Wie alle Foxterrier und deren Abkömmlinge, mochten diese auch manchmal schon bis zur Unkenntlichkeit verbastert sein, verfolgten auch sie den Jaguar mit gleichem Ungestüm wie jedes andere Wild. Ich wollte sie denn auch gegen den blutdürstigen Bedränger des Dorfes einsetzen, obgleich schweren Herzens; denn ihr Leben würde dabei in höchste Gefahr kommen. Aber es versteht sich von selbst, daß man die Hunde nur am frühen Morgen auf die

Spur des Jaguars setzt. Erstens ist es dann noch kühl, und außerdem hat man den ganzen Tag vor sich und braucht nicht zu befürchten, daß einen die Nacht überfällt, sollte die Hetze langwierig werden oder tief in den Urwald hineinführen.

Doch die Hunde machten alle diese gutdurchdachten Pläne zunichte; denn nachdem ich etwa eine Stunde am Seeufer entlang gewandert war und gerade den Waldsaum erreicht hatte, kamen die Kleinen mit hängender Zunge hinter mir hergejagt.

Ich traute meinen Augen nicht, hatte ich die Racker doch sehr sorgfältig mit dicken Riemen aus roher Tapirhaut an ein Bäumchen neben der Hütte angebunden. An den Riemenenden, die sie nachschleiften, erkannte ich dann, daß die Gefesselten sich losgebissen hatten. Sie mußten den holzharten, fingerdicken Strang immer wieder zwischen die Zähne genommen haben, bis der Speichel ihn durchweicht und die lappig gewordene Haut sich hatte zerkauen lassen. Ich befreite sie nun auch von den Resten ihrer Fesseln, damit sie im Dickicht nicht davon behindert würden oder gar, wenn das Unglück es fügte, daran hängenblieben.

Kühlung suchend, legten die hechelnden Hunde sich ins flache Uferwasser, indes ich mich wartend auf einen Stamm setzte. Da tönte lautes Rauschen und Klatschen aus dem Wald. Das kannte ich: so erhebt sich eine Schar von Geiern, die plötzlich von

einem Aas am Waldboden aufgescheucht werden und sich beim Hochgehen mit den meterweit klaffenden Schwingen im dichten Unterholz verfangen.

Was konnte diese immer wachsamem Scharfäugigen so heimlich beschlichen, sich so jäh auf sie gestürzt haben, daß alle zugleich mit solchem Getöse aufflogen?

Mit erhobenen Köpfen und gerichteten Ohren kamen die Hunde aus dem See geschritten. In sprühenden Tropfen schüttelten sie sich das Wasser aus dem Fell. Sie reckten sich, schienen zu wachsen vor gespannter Aufmerksamkeit. Ein alter Rudelinstinkt mußte in ihnen wach werden, denn langsam näherten sie sich einander, bis sie wie ein Doppelbildnis dastanden. Weit streckten sie die Köpfe vor, schlossen den immer noch jappenden Rachen und sogen witternd Luft ein. Ihre Stirnen waren in Längsfalten gelegt. Die Nasen bewegten sich hin und her, blähten sich und zogen sich zusammen. Das war kein bloßes Schnuppern mehr, das war ein Befühlen, Zerreiben, Beschmecken der eingesogenen Luft.

Die Anforderung an das wunderbar feine Organ ist dieses Mal besonders groß: aus der Wolke scharfer Ausdünstungen der vielen Geier und dem aasigen Gestank ihres Fraßes muß ein drittes, viel schwächer riechendes Unbekanntes erwittert, dem Bewußtsein durch den Geruch kenntlich gemacht werden.

Jetzt ist die schwere Aufgabe gelöst; die Augen der beiden Hunde werden ganz starr vor Wut; Nacken und Rückenhaare sträuben sich. Mit geschlossenem Maul stoßen sie die ersten Zorneslaute hervor: ein glucksendes, zerhacktes Aufrollen, das jedesmal die Lefzen ruckhaft gebläht nach außen wirft. Dann flitzen sie, wie Pfeile vom Bogen, ins Blättergewirr.

Ein kurzes Aufblaffen etwa zweihundert Schritt waldeinwärts: sie haben den Feind erreicht. Doch der stellt sich nicht, zieht sich zurück. Ich höre Unterholz und dürre Zweige knacken und den Treiblaut der Verfolger. Mit hellen, fast pfeifenden Stimmen – hei! hei! hei! ziehen sie ab.

Ihnen gleich zu folgen, hat keinen Zweck. Erst warten, wohin es geht, was daraus wird. Seltsam, welch kurze Strecke nur dieses Wild flüchtet! Schon wendet es sich gegen die Verfolger, denn die geben jetzt Standlaut: wauwauwau! wauwauwau! immer dreimal rasch hintereinander, mit tiefer grollender Kehlstimme.

Nun gilt es, ihnen schnell zu Hilfe zu eilen. Auf den ersten Blick erscheint mir das Unterholz des Waldes undurchdringlich. Doch einmal hineingezwängt, findet sich immer wieder eine Lücke, durch die ich mich winden, kriechen kann. Oft bleibe ich im dornigen Gerank hängen; das Buschmesser muß helfen. Sicherer Blick, kaltes Blut sind bei diesen

befreienden Hieben vonnöten. Schon manchem fuhr das drei Fuß lange schwere Messer ins Bein, wenn drahtzähe Ranken oder eisenhartes Gestänge es beim Zuschlagen aus der Hiebrichtung drängten.

Jetzt kommt zu allen Hindernissen auch noch Unterwuchs aus wildem Ananas. Ich habe keine Zeit, mir einen Pfad zu hauen! Also hinein! Die Kleider gehen in Fetzen, Blut fließt aus vielen kleinen Stichen und Rissen, doch vorwärts, nur schnell, ich ahne: die Hunde stehen vor dem Jaguar!

Immer wütender wird ihr Gebell; denn ihr Mut wächst, je näher sie mich spüren. Schon bin ich dicht bei ihnen, da geben sie aufs neue Treiblaut. Das Wild geht ein paar hundert Meter tiefer in den Wald hinein und stellt sich abermals. Sobald ich wieder Standlaut höre, zwänge ich mich weiter vorwärts, zerreiße in fiebernder Ungeduld manche Masche des Pflanzennetzes, führe kurze, zornige Messerhiebe gegen die grünen Fesseln.

Doch abermals, als ich nahe heran bin, geht das Tier durch; auch dieses Mal nur ein kurzes Stück. So lockt es mich wie höhrend hinter sich her.

Ich hatte längst nicht mehr den geringsten Zweifel, daß ich es mit dem Jaguar zu tun hatte. Nur er, zu einer nicht ganz verzehrten Beute zurückschleichend, hatte die Geier so überrumpeln und aufschrecken können. Doch es gab noch andre Merk-

male, die auf den Herrn der Wildnis deuteten: das Bellen der Hunde.

Jeder geübte Jäger erkennt am Läuten der Meute die Art des gehetzten Wildes. Bei den Sauen ist es ein kurzer Weg mit Treiblaut, dann Standlaut. Beim Spießhirsch bloß Treiblaut, denn er stellt sich nie. Der Ameisenbär hingegen flüchtet keinen Schritt: also nur Standlaut. Kurzer Treiblaut, gefolgt von klagendem Winseln und Heulen, bedeutet ein Wasserschwein, das die Verfolger aus Augen und Nase verloren haben, als es sich ins Wasser stürzte und tief unter der Oberfläche davonschwamm.

Wieder anders der Tapir. Der rennt, gefolgt vom Treiblautgebell, zwar auch stets zu irgendeinem Gewässer. Aber er taucht nicht, sondern schwimmt umher und sucht den Hunden mit seinem Rüssel, den langen Fangzähnen und scharfen Hufen eins auszuwischen. Da hört man ein ersticktes Gebelfer, weil die Angreifer oft von dem schnellen Dickhäuter untergetaucht werden und ganz außer Atem geraten.

Alles jedoch, was sich in den Wipfeln der Bäume in Sicherheit bringt, seien es Nasenbären, Ozelots oder gar der Puma, der Silberlöwe, ruft nur abgerissenes, sehnsüchtiges Winselgebell hervor.

Vögel indessen und Affen sind nicht der geringsten Aufmerksamkeit wert, vom Verbellen ganz zu schweigen.

Treiblaut und Standlaut in kurzem Wechsel ist

einzig bei der Jagd auf den Jaguar zu hören. Der flüchtet bloß zum Schein, um die Hunde zu verleiten, daß sie ihm überstürzt folgen, die Vorsicht vergessen. Schnell duckt er sich nach kurzem Lauf hinter einem Stamm, und die Verfolger rennen ihm in die Pranken. Ein einziger Tatzenhieb tötet die stärksten Hunde. Die großen sind sogar die am leichtesten zu fassenden; sie sind unbeholfener, vermögen weniger schnell auszuweichen im Dickicht als solche wie meine kleinen flinken Terrier.

Nach einer Stunde Hetzjagd bin ich fast am Ende meiner Kräfte. Salzig brennend rinnt mir der Schweiß in die Augen. Die Zunge klebt am Gaumen. Die Pulse jagen; wild hämmert das Herz; seine Schläge geben einen klingenden Widerhall in den Ohren. Aber ich folge. Es bleibt mir auch keine Wahl; denn meine Hunde würden sich nicht zurückrufen lassen, das weiß ich. Und sie vor diesem schrecklichen Feinde im Stich lassen? Nein! Das könnte ich mir nie verzeihen.

Der schlaue Hundefänger hat sich abermals gestellt. Keuchend bahne ich mich heran. Leal und Cambá fühlen die Nähe des Herrn und Helfers: ihr ermattetes, jappendes Bellen wird lebhafter.

Ich muß nun dicht vor der Bestie stehen, sehen kann ich sie jedoch nicht. Bald kommt Leal, bald Cambá an mir vorübergesprungen, um sich frischen

Mut zu holen. Sie werfen bloß einen Blick in meine Augen, streifen rasch mit ihrem Körper meine Beine, dann stürzen sie wieder in das dämmerdunkle Dornendickicht vor mir, wo heiseres Fauchen und schnappendes Schnalzen sie empfängt.

Die Büchse im Anschlag, gehe ich noch ein paar Schritte auf das Fauchen zu. Angestrengt blicke ich ins Dämmrige, und bald unterscheide ich ein glimmendes Augenpaar. Jetzt sehe ich auch den dicken runden Kopf mit den angelegten Ohren, den immerfort drohend sich hebenden Lefzen, dem hell aufschimmernden furchtbaren Gebiß.

Ich ziele zwischen die Augen. Doch die Hetze durchs Dickicht hat mich überanstrengt: der Büchsenlauf bebt im Takt des hämmernden Herzens.

Nein, so außer Atem darf ich nicht feuern. Ein Streifschuß wäre mein sicherer Tod. Mit aller Willenskraft zwingen mich, tief einzuatmen und ruhig zu werden. Manchmal wische ich mir den Schweiß aus den Augen und versuche, ob es mit dem Zielen schon geht.

Wie lange ich so stand, eine Minute, zwei? Ich weiß es nicht. Angesichts großer Lebensgefahr verliert man die Zeitschätzung. Der Selbsterhaltungstrieb peitscht die Gedanken zu rasender Schnelle. Das Gehirn, durchstrahlt von einem hellen, weißen Licht, leistet in Sekunden das an Überlegungen, wozu es sonst Stunden braucht.

Endlich habe ich mich soweit erholt, daß ich es wagen kann. Sorgfältig richte ich den Lauf; mein Auge sucht behutsam erst die Sehspalte und dann das Korn. Jetzt habe ich die Kimme gestrichen voll, nun den dritten Punkt: die Stirn des Raubtiers.

Da, als ich abdrücken will, macht die Pantherkatze einen seitlichen Satz. Die Hunde, tollkühn geworden durch meine Nähe, haben von hinten zugeschnappt. Sie beißen sich nicht fest wie bei anderm Wild; das wäre hier ja auch ihr Ende. Aber sie gehen gleich wieder zum Angriff über.

Erst teilt der Jaguar noch wie spielend Tatzenhiebe aus, immer über die Köpfe der schnell sich Duckenden hinweg. Doch bald kommt er in Wut, beginnt zu rasen; die Zwerge werden dem Gewaltigen allgemach lästig, denn sie sind zu einer neuen, höchst wirksamen Kampfesart übergegangen. Während der eine vorn einen Scheinangriff macht, schleicht sich der andere nach hinten und sucht den Schwanz, diesen empfindlichen Körperteil der Katze, zu packen. Sooft das dem Hunde glückt, wirft sich die Bestie mit einem gräßlichen Wutgebrüll herum, erhebt sich auf die Hinterbeine und schlägt mit beiden Pranken mit der ganzen Wucht ihres schweren Körpers so grimmig zu, daß das Unterholz krachend zersplittert und der Erdboden dumpf aufdröhnt.

Nicht lange, und alles Gesträuch und Gerank des Kampfplatzes ist zerrissen, niedergebroschen, zu Bo-

den getreten, so daß die drei wie in einer grün umwandeten Arena kämpfen.

Wie weiße Bälle fliegen die beiden Kleinen immer wieder gegen den großen gelben Feind, scheinen daran abzuprallen, so federn sie zurück, und vergeblich versucht die Katze in blitzschnellen Wendungen und Sätzen sie unter sich zu erdrücken oder sie mit ruckhaft raschen Tatzengriffen zu packen.

Hinter einem dickstämmigen Baum hervorsehend, warte ich fiebernd auf den Augenblick, wo ich meinen Schuß anbringen kann. Es ist unmöglich, in das Gewirbel da vor mir hineinzufeuern, ohne die Hunde zu gefährden. Der Kampf bewegt sich mehr und mehr nach meiner Seite, weil die beiden Kleinen, Schutz und Stärkung suchend, immer häufiger zu mir flüchten.

Manchmal springt die Katze, indem sie einem der Ausweichenden nachschnellt, bis dicht vor mich. Sollte sie mich anfallen, so überlege ich, wird es ein Nahkampf werden, bei dem mir die Büchse nichts nützen kann. Ich lehne sie deshalb an den Stamm, reiße mir schnell die Bluse vom Körper und wickle sie mir um den linken Arm. Mit der Rechten fasse ich das Buschmesser. Es ist kein gewöhnlicher plumper Machete, sondern eine lang vorstoßende hirschfängerähnliche Klinge mit Blutrinne und scharfer, zweischneidiger Spitze. Die beste Waffe für ein Handgemenge, auch mit dem Jaguar.

Beim Angriff auf mich wird er sich aufrichten, auf die Hinterbeine stellen, denn er will mit Krallen und Zähnen immer gleich die verwundbarsten Körperstellen des Gegners treffen: Halsschlagadern und Nackenwirbel. Ich aber werde ihm, sobald er sich erhebt, unter meinem abwehrend vorgehaltenen linken Arm hindurch das Buschmesser in die Brust jagen.

Während ich mir das vorstelle, vollzieht sich eine seltsame Spaltung in mir: mein Ich ist doppelt geworden. Das, welches zustoßen soll, gerät in eine Angriffslust, die jede Gefahr leugnet. Nichts von Furcht verspürt dieses kampfesfreudige Ich; eine kalte grausame Lust zu töten, Blut zu vergießen beherrscht es ganz. Das zweite Ich aber ist gleichsam weit weg. Es beobachtet mit spöttischem Zweifel und ruft wie von ferne: Was du da vorhast, gelingt dir nie! Fliehe! Schnell! Laß die Hunde und erhalte dein Leben! Doch unwirksam hallt diese schwache, feige Stimme am inneren Ohr vorüber.

Jetzt starrt das Raubtier mit funkelnden Blicken auf meinen Baum, duckt sich und springt zu. Der gewaltige Satz trägt die Katze hoch über meinen Kopf; Rindenstücke fallen auf mich herab; mit wenigen Sätzen erreicht sie die erste Gabelung der breiten Äste.

Wilde Freude durchzuckt mich. „Jetzt entkommst du mir nicht mehr!“ schreie ich hinauf.

Leal und Cambá stehen schon auf den Hinterbeinen mit gereckten Körpern am Stamm, stoßen ihr winselndes Baumgebell aus, kratzen mit den stumpfen Krallen über die Rinde und mühen sich vergeblich ab, dem Feind zu folgen.

Rasch greife ich nach meiner Büchse und verhindere gerade noch, daß die beiden sie bei ihrem Tanz um den Stamm umwerfen, wodurch sich der Schuß hätte lösen können. Zu meinem Erstaunen hat die Erfahrung eines ganzen Lebens die Hunde noch nicht gelehrt, daß ihnen das Klettern versagt ist. Dabei wundre ich mich, daß solche Gedanken jetzt Zeit und Raum in mir finden.

Da bemerke ich verduzt meinen nackten Oberkörper, meinen unwickelten Arm. Den Jaguar hatte ich mit dem Buschmesser abfangen wollen? Seltsam! Das wäre doch ganz unmöglich gewesen! Mißtrauisch beobachte ich mich weiter. Wie unnatürlich, daß ich nicht geflohen bin! Und jetzt wieder diese Gelassenheit, mit der ich dem gefährlichen Räuber da oben den Rücken kehre, mich vom Baum entferne und einen bequemen Standpunkt suche, um nicht zu steil schießen zu müssen!

Diese Gelassenheit ist gemacht, sage ich mir, ist ebenso ein Kunstgriff des Selbsterhaltungstriebes, wie vorhin die kalte Mordlust, die mir gegen alle Einsicht und Erfahrung vortäuschte, ich besäße die Kraft, den Jaguar niederzustechen. Denn ich bin

mir grellklar bewußt, daß unser Leben noch nicht außer Gefahr ist, daß alles von einem blitzartig tötenden Treffer abhängt. Die Hunde sind daran gewöhnt, daß der Büchsenknall jeden Feind kraftlos und ungefährlich macht. Sie würden sich ohne Vorsicht auf den herabstürzenden Körper werfen und noch von den letzten Todeszuckungen des reißenden Tieres zerfleischt werden. Bei einem Streifschuß gar wären wir alle drei verloren.

Warum, frage ich mich verwundert, nehme ich nicht meine Hunde und gehe davon? Was zwingt mich, diesen über unser Leben oder unseren Tod entscheidenden Schuß abzufeuern? Jagdeifer? Nein. Ich bin kein leidenschaftlicher Jäger; ich gönne den Tieren ihr Leben; auch diesem bluttrinkenden Tyrannen.

Mit welcher kraftvoller Erhabenheit sitzt der Herr der Wildnis dort oben auf seinem Urwaldthron! Uns Wichte hier unten würdigt er keines Blickes mehr. Er fährt sich mit der Zunge und den Pranken über den Behang, streicht ihn glatt, und die gelben, tief-schwarz umrandeten Flecken heben sich leuchtend ab wie Sonnenkringel auf schattigem Waldboden. Dann streckt er den geschmeidigen Körper, tut sich nieder auf den fast waagerechten Ast, liegt da in königlicher Ruhe, mit erhobenem Haupt, so daß das breite, grausame Kinn kraftvoll hervortritt. Nur der seitlich herabhängende Schwanz, dessen

schwarzweiß geringelte Spitze wie der Kopf einer Schlange umherpendelt, zeugt davon, daß hochgespanntes Leben in diesem schönen Bildwerk pulst.

Nein, aus Jagdleidenschaft würde ich dieses herrliche Geschöpf nie zerstören? Was also ist es? Da durchzuckt mich jählings die beglückende Erkenntnis: ich handle aus Opferbereitschaft für meine Mitmenschen, sie will, sie muß ich schützen. Nicht Selbsterhaltung, sondern Arterhaltung ist das oberste Gesetz, die höchste Pflicht.

Ohne Hast, wie auf dem Schießstand lege ich an und decke die Stirn des Jaguars mit feinem Korn. Doch der Schußwinkel ist immer noch zu steil; die Kugel könnte leicht über der flachen Hirnschale abgleiten. Ich lasse den Lauf weiter sinken, suche mit dem Korn die linke Herzgrube. Dort ist er verwundbarer, dort kann das Geschoß die große Schlagader oder das Herz zerreißen und, bei dieser Schußlinie, dann noch die Wirbelsäule treffen.

Zu lange habe ich scharf gezielt; Korn und Zielpunkt beginnen im überanstrengten Auge zu verschwimmen. Ich setze noch einmal ab, hole tief Atem. Dann backe ich entschlossen an, nehme haarfeines Korn in die Kimme, halte auf die schwarzgelb getupfte Stirn, lasse langsam sinken, zwischen den grünlich glimmenden Lichtern hinunter, über die dicke hornbraune Nase hinweg. Als das Nickel-

korn auf die weißbehaarte Brusthöhle zeigt, legt sich mein Finger behutsam an den Drücker.

Mit dem Donner des Schusses vermischt sich ein kreischender Schrei; ein Schatten fliegt auf mich zu, ein schwerer Körper schlägt krachend durchs Unterholz und fällt mit dumpfem Aufschlag zu Boden.

Schnell bewege ich den Hebel meiner Repetierbüchse, um schußfertig zu sein, und warte angstvoll auf Klagelaute der Hunde. Doch zu meiner Freude höre ich nur das wütende, halb erstickte Knurren, womit die beiden auf den Jaguar einbeißen.

Ich warte noch ein paar Augenblicke, dann gehe ich vorsichtig näher.

Als regungslose Masse lag der eben noch so Gefährliche zu meinen Füßen. Es war ein ungewöhnlich großes Tier. Cambá, der ihn an der Kehle gepackt hielt, und Leal, der sich an der Ohrwurzel festgebissen hatte, erschienen wie zwei Mäuschen neben einer riesigen Katze. Ich suchte sie von ihrem toten Widersacher zu lösen, weil ich fürchtete, sie würden mir das schöne Fell zerreißen. Da ich ihnen aber nicht wehe tun, keine Gewalt anwenden wollte, gelang es mir nicht. Ich mußte mich gedulden, bis die Zornigen ihre Wut etwas gekühlt hatten. Schließlich ließen sie ab, kamen mit vor Müdigkeit ganz steifen Beinen auf mich zu, leckten mir mit ihren verhitzen blauroten Zungen die Hand und legten

sich röchelnd nieder. Schon nach kurzer Ruhe waren sie wieder munter, stillten ihren Durst mit dem Blut, das dunkel aus der Schußwunde floß, und nahmen von dem Fleisch, das ich unter der Haut für sie herausschnitt.

Das Trillern der Waldhühner verkündete Abendnähe. Ich mußte eilen, sollte mich die Dunkelheit nicht überraschen. Schnell hieb ich Zweige ab und deckte den Jaguar zu, damit die Aasgeier ihn nicht sogleich fänden und mit ihren scharfen Schnäbeln das Fell zerrupften. Dann schlug ich mit dem Buschmesser einen schmalen Pfad durchs Unterholz. Am Waldessaum, wo der Pfad mündete, schälte ich ein großes Stück Rinde von einem Baum, als weithin sichtbaren Wegweiser.

Spät in der Nacht kam ich im Dorfe an. Dort verbreitete sich rasch die frohe Botschaft. Ungesäumt machten sich die Männer mit Fackeln auf, um den Erlegten zu holen. Heute noch, bei Feuerschein, wollte man ihn abhäuten, das Fell zum Trocknen ausspannen und die Fleischseite mit Asche einreiben, um so zu verhüten, daß ihm – infolge beginnender Verwesung – die Haare locker würden. Mein Ehrenkleid hätte dann traurig ausgesehen, und – das größere Unglück – viel von seiner Zauberkraft eingebüßt.

Ich mußte den Indianern den Weg zeigen; weil

ich jedoch vor Übermüdung kaum noch einen Fuß vor den andern zu setzen vermochte, führte ich die Männer, auf meinem Maultier reitend, nur bis zu dem gezeichneten Baum am Waldesrand. Von dort aus brauchten sie dann bloß dem frisch ausgehauenen Pfad zu folgen. Leal und Cambá ließen es sich nicht nehmen, mitzukommen; todmüde legten sie sich quer hinter dem Sattel auf die Kruppe. So nahmen auch sie teil an dem Triumphzug, mit dem der tote Schreckensherrscher unter Fackelbegleitung an einer langen Stange ins Dorf getragen wurde.

Mit Messern aus Rohr und geschliffenen Muscheln lösten die Indianer das Fell so sauber ab, daß nicht eine einzige Fettfaser daran blieb. Dann wurde der Körper zerlegt und am Spieß gebraten. Das Fleisch sah zart weiß aus, wie das des Hausschweins. Trotz dem Alter der Raubkatze war es nicht einmal zäh. Nur da, wo die Muskelbündel saßen, am Unterarm, am Unterschenkel und im Genick, war es zu sehnig. Die Sanapaná verschmähten allerdings auch diese Teile nicht, denn jeden verlangte es wenigstens nach ein paar Bissen vom Fleisch des Jaguars, weil dadurch die Tugenden des Toten, sein Mut, seine Kraft und Behendigkeit, auf den Essenden übertragen werden.

Es ging sehr lustig zu bei unserm Mahl; erst gegen Morgen legten wir uns schlafen.

Das eigentliche Fest wurde ein paar Tage später gefeiert. Inzwischen war das Fell getrocknet und zubereitet, und „Hirschfährte im Morgentau“ hatte mit einer Nadel aus Knochensplitter und mit Zwirn aus dünnen Rohlederriemchen den ärmellosen Koller für mich genäht.

Die Feierlichkeiten begannen vor Sonnenuntergang. „Hirschfährte im Morgentau“ übergab das Ehrenkleid zwei alten Frauen. Die hängten es an einen Pfahl inmitten des Tanzplatzes und hopsten einen Beschwörungstanz rings um die Trophäe, wodurch mir der Geist des Erlegten dienstbar gemacht wurde.

Nun kamen die beiden Medizinmänner, zogen mir den Koller an, besser gesagt, stülpten ihn mir über den Kopf, denn die rohe Haut war ungewalkt, also steif wie Pergament. So sei sie zugleich ein Harnisch und schütze gegen Pfeilschüsse, sagte man mir.

Die Schamanen traten zurück; ich wollte ihnen folgen, doch man führte mich abermals in die Mitte des Tanzplatzes. Alle Männer tanzten jetzt im vollen Kriegsschmuck den Jaguartanz um mich herum. Sie stellten hierbei dar, wie sich die anschleichende Pantherkatze geduckt durchs Dickicht windet, die wilden Sätze ihres Angriffs, und wie sie dann vom Jäger überrascht wird, den tödlichen Streich erhält und im Todeskampf zuckend verendet. Dabei sangen sie:

„Asmá tap tomaha'n entomá.

Nabajé asmá entomá.

Lektesmá teno enjarteamá.

Asmá almeató.“

„Der Jaguar das Wasserschwein frißt.

Ein anderer den Jaguar frißt.

Der Freund die Katze erschlagen hat.

Der Jaguar ist gestorben.“

Die besondere Feier der Männer währte nur kurze Zeit. Nun kamen auch alle Frauen und Mädchen herbei. Sie brachten uns leckere Dinge zum Essen: überaus zarte kleine Fische, die man, in grüne würzig duftende Blätter gehüllt, in heißer Asche gedünstet hatte; Gürteltiere, im eignen Panzer geschmort; Tejúeidechsen und Baumleguane am Spieß, wilde Meerschweinchen, in ihrer Haut gebraten, in der Glut gebackene Bataten, die wie Kuchen schmeckten, geröstete Mandiokawurzeln als Brot. Zum Schluß gab es Honig in Kalebaßtrinkschalen, den man mit rasierpinselähnlichen Eßbürsten aufpufte.

Nach dem Essen begann der allgemeine Tanz. Ich durfte endlich mein Tigerhemd ausziehen, unter dem es mir sehr heiß geworden war. Tanán Kanaï, die den tropfenden Schweiß für ein Zeichen der Ermüdung hielt, holte Tanzbänder aus kurzen, seidigen Straußenfedern, die sie mir um die Knöchel schlang, damit ich wieder leichtfüßig würde.

Die Plejaden standen schon hoch und der Morgenstern tauchte über dem Seeufer empor, als die Tänzer sich zerstreuten, um ihre Hütten aufzusuchen. Tanán Kanaī aber nahm mich bei der Hand und führte mich zum See. Sie sprach kein Wort und legte mir, sobald ich etwas sagen wollte, ihre kleine Hand auf den Mund.

Schweigend standen wir im flachen, lauen Uferwasser und blickten nach Osten. Die Reiher krächzten und schlugen klatschend mit den Flügeln. Die Wasserrallen piffen im Chor ihren Morgengesang. Der Vogel Rohrochse ahmte mit seinem dumpfen Hornruf den Jaguar nach. Die Pampashühner ließen ihren wehmütigen Pfiff hören.

Im Osten begann sich der Himmel zu röten. Das Mädchen ließ mich los und hob beide Hände hoch über ihren Kopf, die Handflächen der aufgehenden Sonne zugekehrt.

„Ignem! Ignem!“* rief sie leise, mit emporgewendetem Gesicht. Voller Entzücken und Liebe sah ich sie an. Wie ein herrliches, feuervergoldetes Bildwerk stand sie im roten Licht der steigenden Sonne.

Nachdem sie den Sonnengott angerufen hatte, nahm sie mit verschämtem Lächeln meine rechte Hand, legte die gekrümmten Finger ihrer Linken darauf und kratzte mir mit ihren feinen, perlmutterglänzenden Nägeln vier leichte Schrammen in den

* „Gott! Gott!“, zugleich „Sonne! Sonne!“

Handrücken. Dann preßte sie meine so gezeichnete Rechte lange und innig an ihre feste, warme Mädchenbrust.

Trotz der durchtanzten Nacht begann „Hirschfährte im Morgentau“ noch am gleichen Tage Schilf für das Dach unsrer Hütte zu schneiden und herbeizutragen. Ich fällte unterdessen die jungen Bäume für das Gerippe.

In den folgenden Tagen arbeitete sie eifrig daran, unser Hausgerät zu vervollständigen. Sie walkte viele für die Lagerstatt bestimmte Wildfelle und Schafpelze, bis sie weich und geschmeidig wurden. Aus gut durchknetetem Ton fertigte sie kunstvoll geformte und gezeichnete Wasserkrüge an, sowie flache Kochtöpfe und Röstpfannen, alles aufs schönste geglättet und aufs dauerhafteste gebrannt. Den Mörser zum Stampfen des Maises und der Algarobosamen stellte sie aus dem wohlriechenden Palisander her. Dieses Holz ist außerordentlich hart, aber sie wußte sich zu helfen; sie brannte den Stamm mit Feuer aus und schabte die so entstandene Höhlung mit einer Muschelschale glatt.

Immer mehr vervollständigte sich unser Hausrat. Da gab es kleine Klötze, um darauf zu sitzen, und solche mit einem halbrunden Ausschnitt, die man sich beim Lagern unter den Kopf schob; sie waren durch ihre Form so bequem wie das weichste Kis-

sen. Messer fanden sich da aus Hartholz zum Abschuppen der Fische, andre aus Rohr und aus Muschelschalen zum Abhäuten und Ausweiden des Wildes; Scheren, angefertigt aus den messerscharfen Gebissen der Pirañafische, zum Stutzen der Haare über der Stirn, Knochensplitter und Pfrieme zum Nähen, ein rahmenartiger Webstuhl und viele sonstige Dinge.

Emsig, wie ein Vögelchen an seinem Nest, arbeitete sie an allem, und ich stand dabei und staunte, wie flink ihr alles von den Händen ging. Helfen durfte ich ihr kaum; das meiste war Frauenarbeit, die den Mann nichts anging. Der hatte für Waffen und Fanggeräte zu sorgen, mußte jagen, fischen, Honig suchen.

Die Arbeit war streng geteilt, und niemandem fiel es ein, in das Arbeitsbereich des andern Geschlechts einzudringen. Nur einige Tätigkeiten, unter anderm Fischfang und Ackerbau, waren beiden Geschlechtern freigegeben.

Neben ihren vielen Arbeiten fand Tanán Kanai noch genügend Zeit, saftige Fische und fettes Wildbret am Spieß knusprig zu braten. Doch nie aß sie mit mir oder in meiner Gegenwart; das hätte sich nicht geschickt.

Leal und Cambá betreute sie mit rührender Sorglichkeit. Sie liebte die beiden – als meine Helfer und Gefährten – wohl noch mehr als ihre Schafe, ihren

Papageien und ihren zahmen Strauß. Die Kleinen hatten sich denn auch sehr bald an die Spenderin so vieler Zärtlichkeiten und guter Bissen gewöhnt; und wenn ich sie einmal nicht um mich sah, so wußte ich schon, wo ich sie finden würde.

Mein Ansehen bei den Sanapaná festigte sich immer mehr. Sie hatten Vertrauen zu dem Manne, der dem Knaben Eliaesná so wirksam zu Hilfe gekommen war, als Emmakiwá, die Giftschlange, ihn gebissen; der die dickköpfige Katze Asmá im Einzelkampf besiegt hatte, und den die Schwester des Häuptlings, die kluge, tüchtige Tanán Kanaï, sich zum Gefährten wählte. Auch daß ich mit so großem Eifer ihre Sprache zu erlernen suchte und schon so vieles sagen konnte, brachte mich ihnen näher.

So war ich voller Hoffnung, meinen Rettungsplan ausführen zu können; denn der erste, wichtigste Schritt auf diesem Wege, mir das Vertrauen der Bedrohten zu erwerben, schien auf das glücklichste getan zu sein.

Schicksal, gib mir Frist! flehte ich jeden Morgen.

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES

Das Schicksal entschied, wie immer seit vierhundert Jahren, auch dieses Mal gegen die Kinder des Landes und für die weißen Eroberer.

Verwundert horchte eines Nachmittags Tanán Kanaí nach Osten hinaus und machte mich auf ein hier nie zuvor gehörtes taktmäßiges Hämmern aufmerksam. Das Herz drohte mir stehenzubleiben vor Schreck: ein Fahrzeug kam mit laut arbeitendem Motor den Fluß herauf.

Es dauerte noch einige Stunden, bis sich das Motorboot durch die vielen Flußschlingen gewunden hatte. Fast alle Eingeborenen standen schon lange am Ufer, als der maschinenstarke Schlepper mit einem großen Kahn im Tau um die letzte Windung bog, mit Säcken, Kisten und zahlreichen großen Fässern hoch beladen.

Außer Paco, Silvio und Robustiano befanden sich noch etwa zehn Männer an Bord, alles Mischlinge, mit Ausnahme eines blonden, blauäugigen Mannes, des Maschinisten.

Die Mestizen schienen üble Burschen zu sein. Sie erinnerten im Aussehen und Gebaren an die Hafenerlungerer, die ich damals in Barranqueras zur Baumwollernte gedungen hatte. Noch waren die Fahr-

zeuge nicht festgemacht, als sie schon den Indianerinnen am Ufer Unflätigkeiten zuriefen und sie durch entsprechende Handbewegungen verständlich zu machen suchten. Da Paco sie anschnauzte, unterließen sie es, knurrten aber aufsässig und warfen ihm giftige Blicke zu.

Don Manuel war nicht zurückgekehrt. Von ihm brachte Paco mir einen langen Brief.

„Geschätzter Freund“, schrieb er, „ich bitte Sie, sich als meinen Bevollmächtigten und Verwalter meines Grundbesitzes dort zu betrachten, den wir unter dem Namen ‚Reihersee‘ in den Geschäftsbüchern führen werden.

Vieles lasse ich Ihnen durch Paco sagen. Nur die hauptsächlichsten Richtlinien, nach denen ich das Unternehmen geleitet sehen möchte, will ich hier kurz auseinandersetzen.

Vor allem seien Sie sich über eines klar: unser größter Wert sind nicht die Reiher und die Nutrias, sondern die Eingeborenen. Ohne ihre Hilfe und Willigkeit können wir die Gewinnmöglichkeiten unseres Grundstücks nicht ausnutzen. Die Sanapaná sind die – wenn auch nicht von uns, so doch von andern Stämmen – anerkannten Herren jener Gegend, so daß uns andre Indianer nicht in die Quere kommen können.

Dieses Jahr werden wir das Reiher- und Bibergeschäft mit Hilfe der roten Jäger beendigen. Näch-

stes Jahr aber werden wir Baumwolle pflanzen. Wir werden eine Entkernungsanlage bauen; entkernt, wird die Faser die weite Fracht den Fluß hinab lohnen. Das Haupterfordernis auf einer Baumwollpflanzung, genügend Pflücker zur Hand zu haben, ist bei uns ja durch die Indianer aufs beste erfüllt. Wir müssen die Sanapaná aber erst zur Arbeit erziehen; sie sind an keine geregelte schwere Tätigkeit gewöhnt. Und dann ist da noch das leidige Winterdorf, wo sie die Hälfte des Jahres verbringen. Dahin dürfen wir sie nicht mehr zurückkehren lassen; wir benötigen die Arbeiter während des ganzen Jahres.

Unsere Aufgabe besteht nicht nur darin, die Indianer an uns zu fesseln, auch ihr Selbstbewußtsein, ihr Unabhängigkeitsgefühl muß gebrochen, ihre Haltung etwas geduckt werden. Um das alles zu erreichen, haben wir leider nur den Schnaps. Ich schicke Ihnen zehn Zweihundertliterfässer, die achtzigprozentigen Alkohol enthalten. Der ist billiger als Zuckerrohrschnaps, schon der Fracht wegen; denn das Wasser kann man ja dort beimengen. Mischen Sie den Schnaps aber ja nicht zu stark – anfangs vielleicht auf dreißig, später vierzig Grad – die Trinker könnten sonst erblinden. Ich sage Ihnen im Vertrauen: Der Alkohol ist nicht ganz einwandfrei. Es war kein besserer zu haben, weil alle Unternehmer draußen im Kamp ihren Arbeiterschnaps nur mit dieser Sorte zurechtmischen.

Unterlaßt nicht, euch eine kleine Befestigung zu bauen, worin ihr euch im Notfall gegen die Indianer verteidigen könnt. Aber es wird wohl kaum etwas zu befürchten sein. Sie werden sich so sinnlos betrinken, daß sie nichts Ernstliches gegen euch unternehmen können. Und wenn sie nüchtern sind, wird ihr größter Wunsch sein, euch am Leben zu erhalten, damit ihr immer wieder Schnaps herbeischaffen könnt.

Mit den Regierungsstellen hier in Asuncion habe ich gute Beziehungen angeknüpft. Der Minister sieht ein, wie verdienstvoll der Versuch ist, auch einmal im Innern des Chaco etwas zu unternehmen und nicht immer bloß in der Nähe des Paraguaystromes. Ich wies darauf hin, wie wichtig es selbst für die Außenpolitik sei, den Chaco Boreal von Osten her zu erschließen, um Paraguays Hoheitsrechte zu stärken, die ihm Bolivien von Westen aus strittig machen will.

Für diese Gedanken fand ich volles Verständnis, und es fiel mir deshalb auch nicht schwer, beamtete Vertreter der Staatsgewalt für ‚Reihersee‘ zugebilligt zu bekommen. Paco wurde zum Friedensrichter, Robustiano zum Polizeiunterkommissar und Silvio zum Oberwachtmeister ernannt, nachdem allen dreien das paraguayische Bürgerrecht verliehen worden war. Glücklicherweise können die beiden Gauchos ihren Namen kritzeln, so daß sie die

Schriftstücke, die man ihnen vorlegt, notdürftig unterzeichnen können.

Die zehn Arbeiter, die ich mitschickte, sind ebenfalls zu Polizisten ernannt worden. Natürlich soll sich keiner eine Uniform anziehen und herumlungern; sie sollen arbeiten wie jeder andre. Denn alle diese Ernennungen haben nur den Zweck, uns gerichtliche und polizeiliche Befugnisse zu verschaffen. Wir haben also keine Folgen zu befürchten, sollten wir einmal gezwungen sein, Unbotmäßige in Eisen zu legen. (Zwei Eisenbarren mit Fußschellen schicke ich mit.) Und dann haben wir durch diese Ernennungen die wirksamen Heereswaffen in die Hand bekommen. In den mit M gezeichneten Kisten werden Sie zwanzig Mausergewehre und einige tausend Stahlmantelgeschosse finden. Die Gewehre sind und bleiben Staatseigentum.

Unmittelbare geldliche Vorteile werden wir aus alledem nicht ziehen. Wir werden zwar an jedem Monatsende die quittierten Löhnungslisten an die in den Vordrucken bezeichneten öffentlichen Kassen einschicken, jedoch nie einen einzigen Centavo von dort erwarten dürfen oder gar einfordern.

Obgleich ich darüber nicht gesprochen habe - man kann das bei den höheren Stellen nicht wagen -, so bin ich doch überzeugt, daß diese Löhnungen bald genug einen ‚Empfangsberechtigten‘ finden werden. Und dieser, damit ihm die ergiebige Quelle

nicht wieder versiege, wird uns immer den Rücken decken, wird alle Verleumdungen ins Echolose zu leiten wissen, sollten uns da draußen einmal die Umstände zu strengen Amtshandlungen zwingen.“

Es folgten noch Fingerzeige über die Errichtung eines Post- und Frachtenverkehrs, die Art der Buchführung, Höhe der Löhne, Verteilung der Gewinne und andre Dinge der Verwaltung des Unternehmens. Und am Schluß sagte mir Don Manuel, daß Paco die Leitung übernehme, falls ich – was er aufs tiefste bedauern würde – mit seinen Richtlinien irgendwie nicht einverstanden wäre.

Für die Heimreise stünden mir dann die erforderlichen Maultiere zur Verfügung. Auch könnte ich eines der leichten Ruderboote nehmen, die er für die Reiher- und Nutriajagd mitgeschickt habe, und mich den Fluß bis zum Paraguayastrom hinunter rudern lassen; diesen Weg halte er für bequemer und sicherer.

Ich wollte Paco den Brief reichen. „Nicht nötig“, wehrte er ab, „Don Manuel hat mir eine Abschrift davon gegeben.“

„So komm etwas beiseite“, bat ich, „ich muß unter vier Augen mit dir reden.“

Er überprüfte noch einmal die Vertäuerungen der Fahrzeuge, ließ die Deckfracht mit großen Planen gegen Regen sichern, übergab dem Blondem und den

beiden Gauchos die Bewachung des Schleppezuges und kam dann zu mir.

„Die drei da sind die einzigen, auf die man sich verlassen kann“, sagte er finster, „den andern Galgenvögeln ist nicht über den Weg zu trauen.“

Ich setzte mich auf einen gestürzten Stamm und lud ihn ein, neben mir Platz zu nehmen. Doch er sah sich suchend um, rollte ein kugelförmiges Termitennest als Sitz heran und hockte sich mir gegenüber. In dem Blick, mit dem er mich ansah, lag etwas Lauerndes.

„Paco, alter Freund“, begann ich nach kurzem Zaudern, „wir sind nicht in allem einer Meinung; aber darin doch, daß einer den andern für einen anständigen Kerl hält. Das macht mir Mut, dir etwas vorzuschlagen, was auf den ersten Blick nicht sehr günstig für dich aussieht; vom Erwerb her betrachtet. Es handelt sich um die Indianer hier. Ich habe sie, während du weg warst, tiefer kennengelernt und bin ergriffen von der Unschuld, dem innern Wert dieser naturnahen Menschen. Es wäre ein Hochziel, einer Lebensarbeit wert, diesen schönen Blütenproß am Baume der Menschheit zu erhalten. Die unvergiftete Urzelle hier könnte der Ausgangspunkt einer Erneuerung, einer Gesundung der zivilisationskranken Weißen werden. Hilf mir, sie zu retten.“

„Retten? Wer will den Indianern denn etwas

tun? Schreibt Don Manuel nicht ausdrücklich, daß er sie für wertvoller halte als Reiher und Biber?“

„Paco, weiche mir nicht aus. Du weißt sehr gut, welche Werte Don Manuel meint. Und ebenso ist es dir bewußt, daß hier nun der erste Akt des Dramas beginnt. Wie der letzte ausgeht, haben wir ja beide in Napalpi erlebt. Hier wird jetzt abermals das vierhundert Jahre alte Stück aufgeführt. All das Gemeine, das Fürchterliche wird sich wiederholen, das seit Kolumbus, Cortez, Pizarro die Schande der Weißen ist.“

„Wie denkst du dir die Rettung?“ fragte Paco, der bei der Erinnerung an Napalpi schmerzlich getroffen schien.

Ich entwickelte ihm meine Pläne, das Land hier zu sichern für seine eigentlichen Herren, die Urbewohner, und diese dann rechtlich und wirtschaftlich zu leiten, um sie vor den weißen Eroberern zu schützen. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er mich an, sah, als ich zu Ende war, nachdenklich vor sich hin, schüttelte aber schließlich den Kopf.

„Nein. Das wird nicht glücken. Wir werden alles verpfuschen, uns zwischen zwei Stühle setzen. Du vergißt, daß auch wir, grade so wie Kolumbus und die andern Entdecker und Eroberer, einen König über uns haben: Don Manuel. Der würde bald handgreifliche Beweise seiner Unzufriedenheit geben,

wenn wir hier in Menschenrechten machten, anstatt Gewinne herauszuwirtschaften.“

„Don Manuel würde der erste sein“, widersprach ich, „der seinen Besitztitel verkaufte, wenn sein erster Angriff mißlänge. Er gedenkt eine Baumwollpflanzung großen Ausmaßes anzulegen, und er weiß, daß sie ohne indianische Arbeiter nicht lebensfähig wäre. Wir aber werden die Sanapaná zu überreden suchen, vorläufig von hier weg, weiter ins Innere zu ziehen. Nach kurzer Zeit wird hier wieder jungfräuliche Wildnis sein. Wir werden die Hand für viele Jahre frei haben und können unsere Pläne verwirklichen. Bedenke, Paco, welche große märchenhafte Zukunft! Wir werden sein wie die Menschen vor dem Sündenfall. Ins Paradies der Unschuld werden wir zurückkehren; nicht mehr unser Leben zwischen den Dornen und Disteln der Zivilisation erkämpfen müssen. Wir werden die Könige sein hier draußen; freie Könige über freie Menschen.“

„Könige über Zigeuner. Nein, verzeih, Freund Juan, deine Pläne sind die Träume eines Schwärmers, sind undurchführbare Hirngespinnste.“

„In Laishy und Makthalawaya haben ähnliche ‚Hirngespinnste‘ sehr beachtliche Formen angenommen.“

„Gut, sollen die Indianer zu den Missionaren gehen, die ja für sie sorgen. Wer hindert sie daran?“

„Ihr Eroberer hindert sie daran; mit Schnaps und

andern Mitteln. Seit des Las Casas Zeiten ist Feindschaft zwischen euch und den Missionaren, weil ihr die Eingeborenen als euer Eigentum, eure Sklaven betrachtet. Und dann: ist das hier nicht ihr Land? Warum wächst Laishy seit Jahren nicht mehr? Weil nur die Sippen dort wohnen bleiben, deren Gebiet es von jeher war. Alle anderen treibt das Heimweh immer wieder davon.“

„Auch ich leide unter Heimweh“, rief Paco aus. „Nie werde ich dieses dein gelobtes Land lieben können. Du siehst nur die gegenwärtige Schönheit. Mich aber schaudert's jetzt schon, wenn ich an die Zeit der großen Regen und an die Moskitos denke. Nein, ich muß in die Heimat zurück. Mir wird erst wieder wohl, wenn ich Navarra, die Weinhänge, den Firnschnee auf den Pyrenäen sehe. Sobald ich Geld habe – es braucht kein großes Vermögen zu sein –, kehre ich heim.“

„So werde ich alles tun, ich schwöre es dir, Paco, damit du zu Geld kommst. Unserer Freundschaft wegen bin ich von Hause weg, wo ich doch so gut aufgehoben war, und bin mit dir gegangen. Die fast übermenschliche Mühsal der Baumwollfarm in Machagay habe ich auf mich genommen, bloß um dir zu helfen. Das berechtigt mich, Vertrauen von dir zu verlangen, und daß du mir glaubst, wenn ich dir jetzt verspreche: ich werde dir zu Geld verhelfen! Diese Wildnis ist so unermesslich groß. Welche

Schätze muß es hier noch an Federn und Pelzen geben; auch wenn man die Tiere deswegen nicht ausrottet. Steh mir bei, Paco! Wir beide sind heute die einzigen, in deren Hand es gegeben ist, die Dinge hier zum Guten oder zum Bösen zu wenden. Wir allein werden dieses Mal die Verantwortung haben, die Gewissenslast tragen müssen. Bedenke, was schon dadurch abgewendet würde, wenn du das Lager einige Meilen entfernt von hier aufschlüsselst und die Schnapsfässer geschlossen ließe. Don Manuel ist weit. Die andern sind untergeordnete Gehirne; mit denen werden wir fertig.“

„Du unterschätzt die Gier dieser niedern Geister, wie du sie nennst“, wandte Paco ein. „Man kann sie rufen, doch nicht mehr bannen. Nur der Panther gibt auf, wenn der Sprung mißlang; Schakale heften sich dem Opfer an die Fersen. Aber selbst wenn es gelänge, dieser hungrigen Meute die Spur zu verwischen, so wären es dennoch Luftreiche, was du hier gründen willst. Und glückte es dir, mich von der Durchführbarkeit dieser Pläne zu überzeugen, könnte ich dir trotzdem nicht dabei helfen. Ich bräuchte es nicht fertig, das Vertrauen Don Manuels so zu hintergehen. Ich würde das für eine größere Gemeinheit halten, als den Indianern hier ein wenig das Arbeiten beizubringen.“

„Ich bin kein Meuchler, Paco, den man dingt. Wer mich zum Werkzeug seiner Verbrechen machen

will, dem bin ich keine Treue schuldig. Auch nicht, wenn man sie gut bezahlt.“

„Und ich maße mir nicht an, das Gewissen der Welt zu sein. Was die Allgemeinheit gesetzlich erlaubt, darf ich tun“, war Pacos scharfe Entgegnung.

„Die Allgemeinheit, das Gesetz, stützt auch den Galgen. Willst du Henker sein?“

„Hier handelt es sich nicht darum, ob wir beide zu zarte Nerven für den Beruf des Scharfrichters haben. Hier geht es um das Recht der Allgemeinheit, Schädliches aus dem Wege zu räumen.“

Er wolle doch nicht etwa behaupten, daß diese unschuldigen Menschen hier schädlich seien? Sogar Don Manuel halte sie ja für wertvoll, entgegnete ich zweifelnd.

„Ihren Wert könnten sie wohl haben“, erwiderte mir Paco kalt, „jedoch nicht in ihrer heutigen Lebensform; die du verewigen möchtest. Naturparks von der Größe ganzer Länder kann sich die Menschheit nicht mehr leisten. Sie kann also nicht für alle Zeiten den Indianern die dreißig Geviertkilometer Wildnis überlassen, die jeder einzelne von ihnen braucht, um von der Jagd und vom Einsammeln wildwachsender Früchte zu leben. In Europa sind die Menschen massenweise in feuchte Keller und dunkle Hinterhäuser zusammengepfercht. In Asien müssen Millionen in den schrecklichen Wohnbaracken der schwimmenden Dörfer hausen, weil

am Land kein Platz mehr für die kleinste Hütte ist, und verkommen im Elend. Und die alle sollte man opfern, um das Paradies dieser minderwertigen roten Rasse nicht anzutasten?“

„Minderwertig? Mit gleichem Recht könntest du alle Kinderunschuld Minderwertigkeit nennen.“

Paco fuhr auf: „Alles, was sich nicht behaupten kann, ist minderwertig. Warum sind sie den Weißen so bald unterlegen?“

Ich suchte seinen Beweis zu entkräften: „Bedenke, was aus uns würde, wenn die Bewohner eines andern Sternes herabstiegen, die wir für unbesiegbare Götter halten müßten! Die mit unverwundbaren Leibern, in der Hand den Donner und den Blitz, auf schnellen Ungeheuern gegen uns anstürmten! Alles das waren damals für die Indianer die Spanier mit ihren Stahlpanzern, den Feuerwaffen und den nie vorher gesehenen Pferden. Die Eingeborenen wurden besiegt, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholen konnten.“

„Ja damals –“, fiel er mir ins Wort. „Seit damals sind mehr als vier Jahrhunderte vergangen. In dieser langen Zeit hätten die Rothäute schon einiges aufholen können. Vergleiche doch unsre heutigen Flotten mit den armseligen Karavellen der Entdecker, unsre Eisenbahnzüge mit den Maultierkarawanen der Eroberer. Du meinst, Pferde und Rüstungen hätten uns solche Überlegenheit gegeben,

dem Gegner ein so lähmendes Entsetzen eingeflößt, daß alles entschieden war, ehe er sich zur Wehr setzen konnte? Daß jene Kämpfe also unritterlich gewesen seien, den Siegern keine Ehre, den Besiegten keine Schande bedeuteten? Daß man den Überfallenen hätte Zeit zugestehen müssen, um sich zu rüsten? Gut, einverstanden. Doch die hier und Millionen anderer ihrer Rasse haben Zeit genug gehabt! Dennoch hat man nichts davon gehört, daß sie irgend etwas unternommen hätten. Etwa eine Reiterei auf Tapiren, in Gegenden, die sie noch beherrschen, und wo das Pferd nicht leben kann. Oder Befestigungen und Verteidigungsmöglichkeiten der Nebenflüsse des Amazonas, was sich an den Stromschnellen sehr gut machen ließe. Ja, haben sie auch nur diesen Fluß hier, der mitten ins Herz eines noch ganz von ihnen bewohnten Landes führt, irgendwie bewacht? Nichts sehen sie voraus; nichts Neues fällt ihnen ein. Ihre Geräte sind noch immer die der Steinzeitmenschen. Ihre armseligen Signaltrommeln haben sich seit des Cortez Zeiten nicht um ein Haar verbessert. Wir aber haben inzwischen das Funken erfunden und können unsere Gedanken mit Lichtgeschwindigkeit über den Erdball senden. Und wir sollten aus Ritterlichkeit verpflichtet sein, gleichen Schritt zu halten mit diesen Urweltmenschen? Damals waren ihnen unsre Pferde ein Grauen. Wieviel Jahrtausende müßte der Stillstand dauern, bis sie

sich an unsre Luftschiffe und Flugzeuge gewöhnt hätten? Bis sie denen etwas Wirksames entgegenzustellen wüßten? Nein, darauf kann die übrige Menschheit nicht warten. Die Zivilisation wird jetzt in diesen Einöden Lebensraum schaffen für viele. Und wer sich entgegenstellt, wird beiseitegefegt, zerschmettert, wie jene bösen Stiere, die auf den Bahndamm steigen und gegen den heranbrausenden Zug die Hörner senken.“

Paco war aufgestanden und gab der Termitenkugel, auf der er gesessen, einen Fußtritt, daß sie ein Stück durchs Gras rollte. Auch ich erhob mich; ich konnte meinen Zorn nicht mehr bemeistern.

„Du hältst in deinem Dünkel alles für minderwertig, was andersgeartet ist als deinesgleichen“, rief ich mit bebender Stimme. „Äußerlichkeiten, die Prothesengöttlichkeit der modernen Technik, das Maschinenglück betest du an. Die wahren, die stillen Werte des Gemüts, die allein den Menschen glücklich machen können, gelten dir nichts. Du hastest an der Oberfläche. Ich erwiderte dir das damals schon, auf unsrer Farm in Machagay, als du die Kulthandlungen der Uramerikaner Mord nannetest. Nur das eine will ich euch ‚Pionieren‘ noch sagen: Ihr mißbraucht das Wort Zivilisation! Es ist nicht wahr, daß hier irgend etwas für die Gesittung geschieht. Ihr wollt doch nur Gold, heute wie in den Tagen Karls des Fünften. Damals gab das Christen-

tum den Vorwand ab, heute muß die Zivilisation erhalten. Euer Tun hat mit Menschheitsidealen nichts zu schaffen. Diesmal geht's um Reiherfedern, Nutriafelle, Baumwolle, ein andermal um Petroleum, Kautschuk oder Quebracho; mit einem Wort: um Gold. Und dafür zerstört ihr, treibt Raubbau, vernichtet Menschen, Tiere, schöne Landschaften, zertrümmert naturwüchsige, glückliche Staatengebilde. Das nennt ihr dann ein Werk des Fortschritts. Ich aber sehe nur eure Schnapsfässer und Stahlmantelgeschosse, sehe Vergiftung, Wunden, Schändung. Aus Lebensfreude macht ihr Gier, aus der Unschuld Verschlagenheit und Mißtrauen, aus freien Menschen entwürdigte Zwangsarbeiter. Den Fortschritt, den ihr hierher bringt, verfluche ich, denn hinter ihm verbirgt sich Tod und Verwesung.“

Paco zuckte die Achseln. „Ich übernehme die Leitung“, sagte er in gezwungen nachlässigem Ton. „Ich habe Vollmachten von Don Manuel, die durch deine Ablehnung rechtskräftig geworden sind. Du kannst natürlich im Lager bleiben, solange es dir gefällt und du nicht offen gegen mich handelst. Doch vergiß nicht: ich bin jetzt hier der Verwalter und der Friedensrichter!“

Damit ging er gemacht schlendernd davon. Nach ein paar Schritten blieb er zögernd stehen, sah sich nach mir um. In seinem rassigen Hídalgoesicht war kein Frohlocken über den Sieg, über die Hoffnung

auf baldigen Reichtum. Seine dunklen schwermütigen Augen schienen noch trauriger.

„Juan, Freund“, sagte er leise, „verzeih’ mir, daß ich nun dein Gegner sein muß. Verstehe, das hier ist meine letzte Hoffnung. Ich kann nur in der Heimat leben. Und ich bin zu feig, arm zurückzukehren.“

Aus Wellblechtafeln, die Paco in großer Zahl mitgebracht hatte, errichtete er mit seinen Leuten dicht beim Dorf einen Schuppen für das Warenlager und ein schuppenähnliches Haus für seine und der Leute Unterkunft. Das Ganze umgab er mit einer Verschanzung, einem Pfahlzaun aus den eisenharten Stämmen der Palma Negra, einer Wachspalmenart.

Innerhalb der Befestigung wurde ein Flaggenmast aufgerichtet, um an den gesetzlichen Feiertagen die paraguayische Fahne hissen zu können. Über der Tür des Warenlagers brachte man ein großes länglichrundes Schild an, das einen gelben Löwen zeigte. Das mächtige Haupt dem Beschauer zugewendet, der Schweif hochpeitschend und mit lodender Quaste, saß er kraftvoll auf einer hellgrünen Flur, vor einem tiefblauen Himmel. Er bewachte einen Mast, den eine rote phrygische Mütze krönte. Quer über den ganzen Himmel aber stand in großen Lettern der Wahlspruch: „Paz y Justicia“: „Friede und Gerechtigkeit“. Es war das Hoheitszeichen der Republik Paraguay, und dieses

Wappenschild am Haus und der Fahnenmast im Hof machten aus dem Warenlager der Faktorei ein unverletzliches Staatsgebäude. Jeder Angriff darauf wäre also landesverräterische Erhebung gewesen.

Hinter dem Hause befestigte man an tief eingegrabenen Pfählen die Barra, den eisernen Fußstock, an den etwaige Aufsässige angeschlossen werden sollten.

Vollzählig umstanden die Eingeborenen alle diese nie geschauten Dinge. Jeder Tag forderte neues Staunen. Paco kargte nicht mit Geschenken. Den Männern gab er Tabak, den Frauen Halstücher und Glasperlen, den Kindern Schiffszwieback und Würfel braunen Zuckers.

Auch Tanán Kanaī kehrte mit einem roten Kunstseidentuch um die Brust zur Hütte zurück. Voller Zorn riß ich es ihr vom Körper und warf es draußen ins Feuer. Langsam kam sie hinter mir her, sah mit Blicken, die nicht begriffen, den Stoff auflohen, dann wandte sie mir ein vorwurfsvolles, tränenüberströmtes Gesicht zu . . .

Als Paco seine Bauten und Befestigungen fertig hatte, begann er mit der „Zähmung“. Er verteilte reichlich Schnaps, und alle Sanapanámänner waren bald fürchterlich betrunken. Sie machten einen Höllenlärm, wie ihn diese Wildnis noch nie zu-

vor gehört hatte, und gebärdeten sich so toll, daß Frauen und Kinder entsetzt aus dem Dorfe flohen und die Nacht draußen im Gebüsch verbrachten.

Als Katzenjammer konnte man das, worüber die Trinker am folgenden Tage klagten, nicht bezeichnen; eher als schwere Vergiftungserscheinungen. Und bevor sie sich davon erholten, gab ihnen Paco abermals von dem giftigen Fusel; er schien ihn aber dieses Mal mehr verdünnt zu haben, denn die Folgen waren nicht ganz so schlimm. So trieb er es einige Tage. Jedenfalls wollte er die Männer so rasch wie möglich an das Gesöff gewöhnen, es ihnen unentbehrlich machen, um sie damit an sich zu fesseln und Macht über sie zu gewinnen. Das ist bei den Indianern um so leichter, als sie durch ihr harmloses, nährendes Bier die Gefahren des Alkohols nie kennengelernt haben.

Schon nach ganz kurzer Zeit hatte Paco die Trinker so weit, daß sie zur Arbeit, das heißt zur Reiherjagd, bereit waren, wenn er ihnen Schnaps versprach. Die Begierde danach half ihnen sogar die Furcht vor den Feuerwaffen zu überwinden. Denn anfangs wußten sie nicht mit den Flinten umzugehen, preßten den Kolben nicht fest genug gegen die Schulter und erlitten bei jedem Schuß starke Schläge und Rückstöße. Ängstlich schlossen sie beim Abdrücken die Augen. Doch die Reiher saßen so

dichtgedrängt, daß die streuenden Schrote dennoch reiche Todesbeute machten.

Nach jedem Knall sah man mehrere weiße Vögel aus dem Gezweige stürzen, und andre angeschossene im Zappelflug den See erreichen, wo sie klatschend ins Wasser fielen. Oft flüchteten welche mit herabhängenden zerschossenen Beinen. Aber die Angst um ihre Jungen trieb auch diese Verwundeten wieder zum Nest zurück. Vergeblich versuchten die Verstümmelten, sich darauf niederzulassen; immer wieder stürzten sie herab, sobald sie die Flügel einzogen.

Den Schützen waren Gehilfen beigegeben, die die erlegten Vögel einsammelten, auch wohl in den See hinausruderten oder -schwammen, um die angeschossenen zu fangen und ihnen den Hals umzudrehen. Eiligst trugen sie die Beute zu Paco. Der hielt den toten Reiher an seinem langen gelben Schnabel empor, rupfte ihm die wenigen Brautfedern vom Rücken und reichte ihn dann dem Jäger Ismael, der noch einmal prüfte, ob nichts übersehen sei, und meist noch einige geringe Federn von Unterhals und Brust nahm. Dann warf er den Vogel neben sich auf einen Haufen, der bald zum weißen, blutbefleckten Berg anwuchs.

So reihte sich dem Seeufer entlang ein weißer Haufen an den andern, und der Verwesungsgeruch der vielen faulenden Edelreiherr verpestete die Luft

und raubte einem fast den Atem. Dabei war der Brutplatz so ausgedehnt, so stark bevölkert, daß man das Ende des gräßlichen Gemetzels nicht absehen konnte. Das Krachen der vielen Flinten verschmolz zum immerwährenden Donnerrollen, vom frühen Morgen bis zum letzten Büchsenlicht.

Wenn es dann endlich still wurde, hörte man das langgezogene, klägliche Piepsen der verwaisten Nestlinge. Immer lauter schwoll der tausendfach wiederholte Ruf der hungernden Jungen an und erfüllte die Nächte mit Jammer und Grauen.

Das alles noch länger mitzuerleben, überstieg meine Kraft. Ohnmächtiger Zorn schüttelte mich, und ich fühlte: nur schleunige Flucht von hier konnte mich retten.

Ich versuchte Tanán Kanaï zu überreden, mit mir zu gehen. Aber sie hatte für mein Drängen, wie für all das andre Unbegreifliche, das da jetzt geschah, nur Tränen. Ihre Verwandten und das geliebte Dorf am See zu verlassen und ins unbekannte Ostland ziehen, nein, das könne sie nicht. Als ich ihr sagte, daß ich dann allein weg müßte, brach sie in herzbrechendes Wehklagen aus.

Begleiter für die weite Reise zu finden, schien unmöglich. Silvio und Robustiano wurden verlegen, als ich sie bat, mich gegen gute Bezahlung bis zum

Paraguaystrom zu rudern. Sie seien verpflichtet, hätten ja auch Anteil an diesem Segen hier. Die Arbeit dränge, denn die Jahreszeit sei vorgeschritten. Manche Nestjungen würden bald flügge, dann zögen sie mit den Alten davon, das wäre ein Verlust an Federn. Und nach den Reihern kämen die Nutrias dran, bei denen ja auch schon Haarwechsel drohe, der den Wert der Häute so sehr mindere. Fünfhundert Fangeisen habe man aus Asuncion mitgebracht. Das gebe Arbeit die Menge. Nein, sie könnten jetzt nicht gut abkommen.

Endlich fanden sich zwei Sanapaná bereit, mich ein paar Tage zu begleiten. Ich hoffte im stillen, daß sie mich auch weiterrudern würden, wenn ich sie erst von hier weg hätte. Das kleinste der Ruderboote wurde fertiggemacht, mein Sattelzeug und die andern wenigen Sachen darin untergebracht.

Dann kam das schwerste: der Abschied von Tánán Kanaí.

Das Bild ihrer händeringenden Verzweiflung, ihr jammerndes „Apuinejé! Apuinejé!“ (Wehe uns! Wehe uns!) wird mich verfolgen, solange ich lebe. Immer wieder klammerte sie sich an mich, und als ich mich endlich losgerissen hatte und mit tränenblinden Augen in der Richtung zum Fluß mehr taumelte als ging, da rannte sie mir nach und lockte mit gebrochener Stimme Leal und Cambá zu sich.

Die beiden, als sie wedelnd an ihr hochsprangen, fest an sich drückend, floh sie zur Hütte zurück. Sie hoffte noch, mich mit dem an sich zu fesseln, wovon sie wußte, daß ich es neben ihr am meisten liebte. Ich aber ging dennoch. Mochten die beiden Freunde bei ihr bleiben, zum Trost und zur Erinnerung.

NACH EWIGEN GESETZEN

Die Sanapaná tauchten kräftig die Paddelruder ein, und schnell schoß das Boot auf den schwarzen Wassern des Chacoflusses dahin. Meine Ruderer waren junge Männer von hohem, stämmigem Wuchs. Könnte ich sie doch mitnehmen, sie bei mir behalten, dachte ich, um sie vor dem Untergang hier zu retten.

Die Besatzung des Schleppzuges hatte alle über die Fahrtrinne gestürzten Bäume beseitigt, so daß wir rasch vorankamen. Nach ein paar Stunden kräftigen Ruderns waren wir schon weit flußabwärts. Das Rollen von den Schüssen der Reiherjäger klang nur noch dumpf aus der Ferne.

Wir machten am Ufer fest, um zu rasten. Die beiden Sanapaná brieren die Rippenstücke eines Wasserschweins, die sie als Wegzehrung mitgenommen hatten. Sie aßen, und dann legten wir uns zur Ruhe nieder.

Bald wurden meine Indianer unruhig und sagten etwas in bittendem Ton; erst leise, dann lauter. Ich verstand sie nicht gleich; es mochten Redewendungen sein, die ich noch nicht gelernt hatte. Aber plötzlich erschrak ich: sie sagten da etwas auf spanisch – ein einziges Wort, das sie immerfort wiederholten:

Cana (Schnaps). Als ich ihnen bedeutete, daß ich keinen hätte, machten sie traurige Gesichter. Eine Weile schienen sie auf das ferne Grollen der Schüsse zu horchen. Dann nahmen sie ihre Waffen und verschwanden ins Dickicht.

Ich war allein. Das Feuer brannte nieder und verlosch. Über dem Fluß, an dessen sanft sich senkendem Ufer ich lag, schlossen sich, zusammengewebt von Bambus und Schlingpflanzen, die ausladenden Äste der Bäume, so daß die Wasser wie unterirdisch dahinflossen. Grüne Dämmerung, durchschnitten von weißen Lichtstreifen, in denen Sonnenstäubchen auf und ab tanzten, erfüllte die kirchenschiffähnliche Wölbung.

Ich lag so still, so lebensmüde am Uferrand, daß die Tiere aus ihren Verstecken hervorkamen, in die sie sich beim Lärm unsrer Ankunft verborgen hatten.

Ein Krokodil hob vorsichtig den Kopf aus dem Wasser, kroch am jenseitigen Ufer empor und legte sich wieder auf Wache neben dem großen Hügel aus faulendem Laub, in dessen gärwarmem Innern seine hundert Eier brüteten.

Eine grüne Schlange, dünn wie eine Peitschenschnur, wand sich mit anmutigen Bewegungen an einer schwarzen Liane hinauf, um da oben nach Vogeleiern und Nestjungen zu suchen.

Ein Baumleguan, wie ein Urweltdrache dornig geschuppt und gehöckert, wanderte Nahrung suchend hoch im Gezweige umher.

Neben mir, wo am abfallenden Ufer ein Stück Erdboden von der Schicht durren Laubes unbedeckt geblieben war, ließ sich eine Mordwespe nieder und schaufelte mit den Vorderfüßen den Eingang zu ihrer Höhle frei. Mit den Hinterbeinen hielt sie, fest an ihren goldglänzenden Leib gedrückt, eine dicke grüne Raupe, die sie, als das Loch frei war, hineinschleppte und vergrub.

Immer lebendiger wurde es um mich her. Blattschneiderameisen, mit riesigen Blattstücken auf dem Rücken, zogen wie braune Boote mit grünen Segeln dahin. Eine Spinne überfiel mit mächtigem Satz einen blauschillernden Käfer. Schwarze Spechte mit feuerroten Hauben hämmerten an den Stämmen, um an die Holzwürmer heranzukommen. Ein Schlangenhalsvogel ließ sich von einem überhängenden Ast mit lautem Plumpsen ins Wasser fallen und tauchte wieder auf mit einem zappelnden, silberschuppigen Fisch im Schnabel. Leise begannen die Papageien zu schwatzen. Die Webervögel kamen aus ihren langherabhängenden schwarzen Beutelnestern. Ein Gürteltier trippelte auf den Zehenspitzen wie eine Ballettänzerin vorüber.

Allmutter Natur, warum zwingst du deine Kinder, einander zu verschlingen! Auch dieses gut-

mütig aussehende Gürteltier hatte den Magen voller Kerfe und Engerlinge. Und jene harmlos schwatzenden Papageien da oben fraßen Samen, diese Ameisen hier schnitten Blätter, zerstörten also auch gewachsenes Leben.

Da flog ein Kolibri herbei zum blühenden Strauch dicht neben mir. Seine schnell surrenden Flügel hielten ihn unbeweglich; wie ein Engelchen am Weihnachtsbaum schwebte er vor den Blütenkelchen.

Also müssen doch nicht alle töten, um zu leben! Dem da reichte die Blume mit Wollust den süßen Nährtrank, weil er zum Dank dafür den befruchtenden Blütenstaub der Artverwandten herbeitrug. Aber war er deswegen besser als jene andern, die sich von fremdem Leben nährten? Nein. Es gab keinen Unterschied zwischen jenem grimmigen Räuber dort drüben, dem Krokodil, und diesem zärtlichen Blütenküsser hier; alle waren gleich unschuldig, denn alle lebten unbewußt und nach vorgeschriebenen ehernen Gesetzen.

Nur der Mensch ward zur Qual der Erkenntnis verdammt, nur in seiner Brust sind alle Triebe gemischt und liegen im Kampf miteinander, die raubgierigen, Leben vernichtenden des Krokodils, und die zarten, Leben befruchtenden des Kolibris.

Jetzt erkannte ich die tiefste Ursache meiner Todessehnsucht: der Wunsch nach Vollkommenheit war es, durch Auflösung des Widerstreitenden. Und

so mächtig durchflammte mich dieser Wunsch nach Erlösung, daß er mir schon Erfüllung vorgaukelte: ich war plötzlich in allem, und in mir erstand alles, was um mich her lebte. Ich wachte als Krokodil da drüben neben den Eiern und spürte mit Lust die dunstige, lebenerweckende Wärme des faulenden Laubes. Aber trotz meiner Fürsorge würde ich einen Teil der ausschlüpfenden Brut verschlingen, wenn der Hunger mich zwänge.

Mit den Blattschneidern schleppte ich zartgrünes Laub ins Nest und pflanzte und jätete in den unterirdischen Pilzgärten, die auf den eingetragenen Blattstücken gedeihen und das Ameisenvolk mit Nahrung versorgen. Und die Gesichte verdorrter Pflanzen, die mein Blattraub getötet hatte, verfolgten mich nicht.

Als Mordwespe freute ich mich über die fette Beute der Raupe, in deren Leib sich das Wespenei zur Larve entwickeln würde; und ich sah fühllos, wie sich die Larve vom lebenden Fleisch nährte, ohne daß die Raupe sich wehren konnte, weil der Fangstich sie gelähmt hatte.

So lag ich lange; gleichsam gestorben. Traumhaft sah ich die dunklen Wasser des Flusses wie eine wandernde Straße vorüberziehen. Doch das gleitende Band hatte keine Macht mehr über mich, konnte mich nicht stromab und nicht flußaufwärts wieder zurück ins eigene Leben locken. Mein Wollen

war gelähmt, wie die grüne Raupe, die neben mir verscharrt lag.

Da fuhr das Krokodil drüben raschelnd empor und wandte sich zum Fluß. Der schwatzende Papageienschwarm verstummte. Jetzt fing auch mein Ohr unwillkürlich bedrohliche Laute auf: es kam etwas herangehetzt! Ich hörte es schon weit her, wie es sich in tollem Lauf durchs Unterholz brach, wie es manchmal stehenblieb, zu horchen oder zu wittern schien, und wie es dann weiter auf mich zu-rannte.

Jetzt schoß es ungestüm aus der Blätterwand neben mir hervor, stürzte sich auf mich, umtanzte mich mit Freudenschreien: Leal und Cambá.

Fest um den Hals gebunden trugen sie Kränze aus weißblühenden Ranken. Das Unterholz hatte die Blüten zerzaust, aber ihr Duft war geblieben. Es waren die letzten Grüße von „Hirschfährte im Morgentau“.

Die Hunde sprangen ins Boot. Ich folgte ihnen. Von langen Ruderschlägen getrieben, glitten wir unter der gründämmernden Wölbung flußabwärts.



AUSSPRACHEBEZEICHNUNGEN

spanischer und südamerikanischer Wörter, soweit sie von den deutschen Lautwerten abweichen

Alejo: ahlächo	Entre Rios: äntre rios
Alvear: allweh-ahr	Estancia: es-tanβia
Años: anjos	Estanciero; es-tanβi-ehro
Asuncion: aßunβiohn	Estero del Padre Patiño: es-tehro del padre pa- tinjo
Barranqueras: bahran- keras	Faja: facha
Cacique: kaßike	Fernández: fárnándes
Cambá: kammhá	Formosa: formohβa
Camilo Gonzaga: kamilo gonßaga	Fray Buenaventura: frai buenawántuhra
Campo virgen: kampo wir- chen (ch wie in lachen)	Galletas: galjätas
Caña: kanja	Garcete: garßätte
Cañari: kanjari	Garzal: garßal
Carandá: karandá	Gaucho: gautscho
Casado: kaßado	Guarany: gwarani
Cayetano: kajehtano	Guayacán: gwajakahn
Centavos: Bántavos	Intrusos: intruβos
Central Norte: Bäntral norte	Ismael: isma-äl
Chaco Austral: tschacko austral	Juan: chuan
Chaco Boreal: tschacko boreh-al	Jivaro: chiwaroh (ch wie in lachen)
Chocó: tschokó	Leal: leh-ahl
Cien: Biän	La Mancha: la mantscha
Coatis: kohatis	Las Casas: las kaßas
Conchabadores: kontscha- wadores	Locro: lohkro
Corrientes: kori-äntes	Macanas: mahkannas
Cortez: kortes	Machado: matschado
Doña Lucila: donja lußila	Machagay: matschagai
	Machete: matschette

Maya: mahja	Rio Salado: rio Balado
Mechi: mehschi	Rio Verde: rio wärde
Milicos: milikos	Rojas: rochas
Miranya: miranja	
Niebla: ni-äbla	Saenz Peña: Ba-äns-penja
	Salitrales: Balitrahles
Paco: pako	Salta: Balta
Pacús: pakús	Sanapaná: Banapaná
Paisano: paißano	Sancho Pansa: Bantscho panBa
Pajaro malo: pacharo malo	Santa Fé: Banta fá
Paso Uriburo: paß uri- buhro	Sargento: Barchento (ch wie in lachen)
Paz y Justicia: pahß i chustißia	Sávalos: Báhwalos
Pesos: peßos	Secundino: Behkundihno
Pilcomayo: pilkomahjo	Silvio: Bilwio
Piraña: pihranja	Tacurusal: tahkuruhBal
Pizarro: pihßarro	Tortillas: tortiljas
Pozo del Tigre: poßo del tigre	Trairas: tra-iras
	Tucuman: tukumahn
Quebracho: kehbratscho	Villa Hayes: wilja ajes
Querencia: kehränßia	Vicuña: wikunja
Quien: kiän	
Quimbaya: kimbahja	Yacaré: jakaräh
Quitilipi: kitilipi	Yarará: jarará
	Yerbales: järwahles
Rayas: rahjas	Yocuas: jockwas
Resistencia: rehßis-tänßia	Yuk: juhk
Riacho Salado: riatscho Balado	Yuncá: junká
Rio Bermejo: rio wärme- cho	Yuyo colorado: jujo kolo- rahdo

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil: Weißes Gold

	Seite
1. Kapitel: Verlockung und Hoffnung	7
2. Kapitel: Segen und Sorgen	17
3. Kapitel: Die Urwelt droht	28
4. Kapitel: Der Todeskreis	34
5. Kapitel: Der Gotthäuptling	52
6. Kapitel: Kinder der Wildnis	60
7. Kapitel: Der Tod des roten Kanzlers	75
8. Kapitel: Die Geisterfarm	84
9. Kapitel: Wettlauf mit dem Tode	92
10. Kapitel: Stammesuntergang	106

Zweiter Teil: Blutendes Gold

1. Kapitel: Don Manuel	127
2. Kapitel: Neue Pläne	141
3. Kapitel: Die Stadt in der Wildnis	154
4. Kapitel: La Formosa, die Schöne	169
5. Kapitel: Magú, der Matako	177
6. Kapitel: An der Grenze der Steinzeitmenschen	188
7. Kapitel: Auf Schleichwegen ins Urland	203
8. Kapitel: Die Wildnis wehrt sich	212
9. Kapitel: Flüchtendes Gold	229
10. Kapitel: Eldorado	237
11. Kapitel: Der Garten Eden und die Schlange	252
12. Kapitel: Hirschfährte im Morgentau	261
13. Kapitel: Der Tigerhäutige	269
14. Kapitel: Die Vertreibung aus dem Paradies	295
15. Kapitel: Nach ewigen Gesetzen	318

Welt / Leben / Abenteuer

Bengt Berg · Meine Jagd nach dem Einhorn

Mit zahlreichen Lichtbildern. In Leinen RM 6.50

Berge-Lanier · Der Perlentaucher

Abenteuer aus der Südsee. In Leinen RM 4.80

Waldemar Bonsels · Indienfahrt

In Leinen RM 4.80

J. H. Braach · Quilepp und Quila

Ein Reiherroman. In Leinen RM 3.80

Ernst Ludwig Cramer · Wir kommen wieder

Ein deutsches Afrikabuch. In Leinen RM 4.80

Ernst Ludwig Cramer · Die Kinderfarm

Mit zahlreichen Lichtbildern. In Halbleinen RM 4.80

Karl Gjellerup · Der Pilger Kamanita

Ein Legendenroman. In Leinen RM 4.80

Lars Hansen · In Schnee und Nordlicht

Nordische Erzählungen. In Leinen RM 4.80

Lars Hansen · Der Beißer

Ein Eismeerroman. In Leinen RM 4.80

Lars Hansen · Der König von Raasa

Roman. In Leinen RM 4.80

Jürgen Jürgensen

Weißer Männer und schwarze Leute

Afrikanische Erzählungen. In Leinen RM 4.80

Jürgen Jürgensen · Fieber

Afrikanische Novellen. In Leinen RM 4.80

Jürgen Jürgensen · Die große Expedition

Roman. In Leinen RM 4.80

Max Mezger · Aufruhr auf Madagaskar

In Leinen RM 4.80

Rütten & Loening Verlag / Potsdam

Welt / Leben / Abenteuer

D. G. Mukerdschi · Kari der Elefant

In Leinen RM 2.80

D. G. Mukerdschi · Jugendjahre im Dschungel

In Leinen RM 3.80

Pat Mullen · Die Männer von Aran

Roman. In Leinen RM 6.-

Pas · Zwei Deutsche im Urwald

Ein Buch ungebrochener Lebenskraft. In Leinen RM 4.50

Knud Rasmussen · Die große Jagd

Leben in Grönland. In Leinen RM 3.80

H. J. von Reitzenstein · Die Goldgräber

(Magnet Bonanza). In Leinen RM 3.80

Die siebzig Geschichten des Papageien

Nach dem Türkischen neu erzählt von Wilhelm Schmidtbonn

In Leinen RM 4.80

H. Tolten · Mit uns wandert die Heimat

Roman. In Leinen RM 4.80

H. Tolten · Die Herden Gottes

Menschen und Tiere in Urwald und Kampf

In Leinen RM 4.80

H. Tolten · Die Wälder der Hoffnung

Eine Erzählung aus Paraguay. Gebunden RM 1.80

Emil Witting · Der Fechter

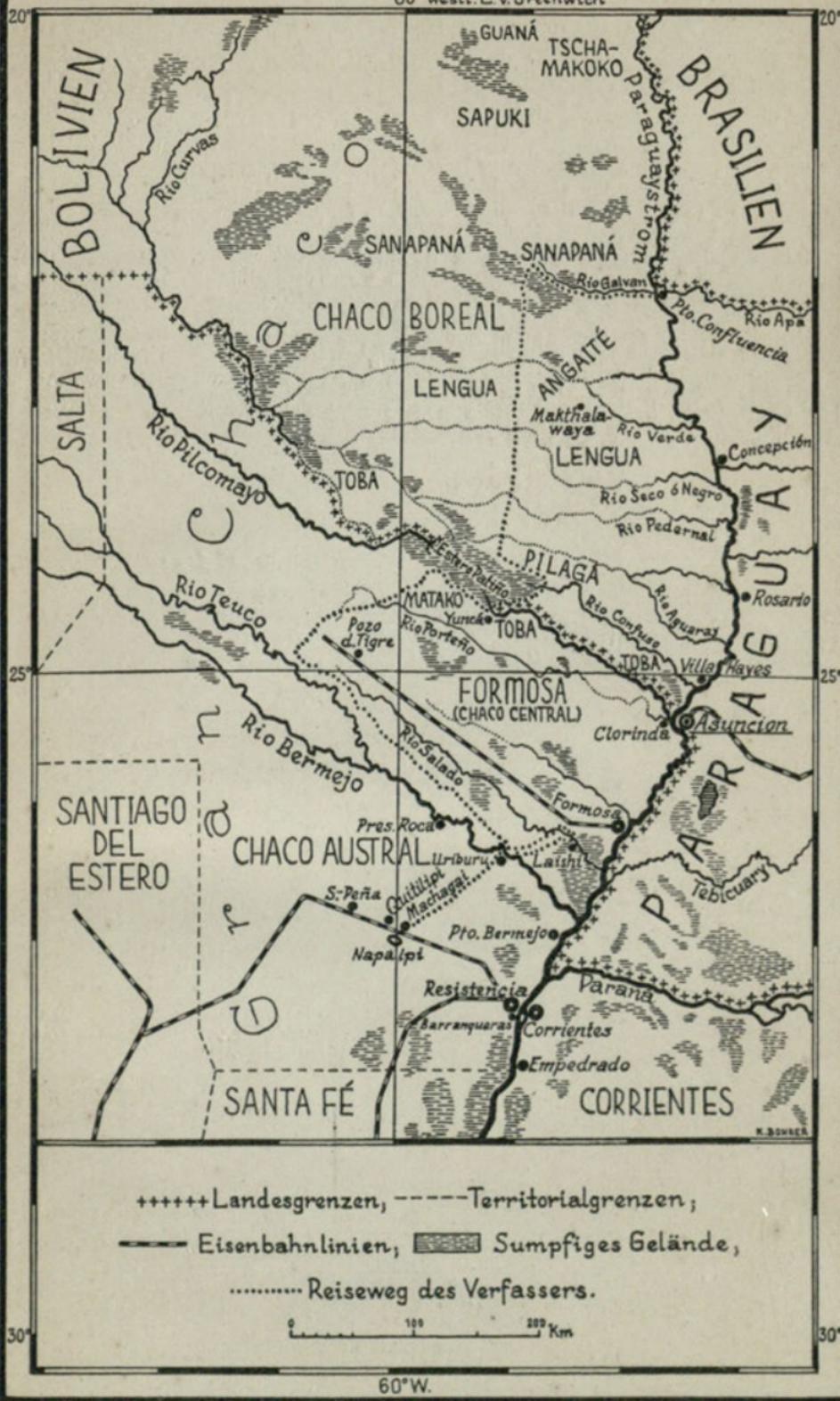
Lebensbild eines Karpathenhirschs. In Leinen RM 3.80

Emil Witting · Frate Nicolae

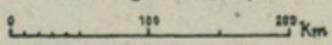
der siebenbürgische Karpathenbär. In Leinen RM 4.80

Rütten & Loening Verlag / Potsdam

60° westl. L. v. Greenwich



+++++ Landesgrenzen, ---- Territorialgrenzen;
 — Eisenbahnlinien, [hatched box] Sumpfiges Gelände,
 Reiseweg des Verfassers.



60° W.



